LA 5429

Das belletristische Ausland,

herausgegeben

von

Carl Spindler.

Kabinetsbibliothek

der

classischen Romane aller Nationen.

671ter bis 674ter Band.

Enthält:

Karl XI., Rabenius und der Hexenprozeß.

Erstes bis viertes Bändchen.

Jeder Band kostet 6 Kreuzer oder 2 Neugroschen.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1846.

121

Gedruckt auf einer Schnellpresse bei J. C. Seitz in Ulm.

Karl XI., Rabenius

und der

Hexenprozeß.

Historischer Roman

von

Carl von Zeipel.

Aus dem Schwedischen übersetzt

von

G. Fink.

Erstes bis viertes Bändchen.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1846.

Dr. Theod. Knos
Bibliothek
STADTBIBLIOTHEK AUGSBURG

Erstes Kapitel.

„Das geht durchaus nicht an, liebes Kind, so ungeduldig zu sein bei jeder Prüfung, welche uns der Höchste zu senden beliebt!" So ermahnte die Frau des Diakonus Rabenius, nach dem damaligen Gebrauche „Mutter Rabenia" genannt, ihre weinende Tochter.

„Ach, liebe Mutter," antwortete das Mädchen, „wenn der Vater meines Erich stirbt, wie soll es dann mit mir werden?"

„Gott bewahre mich, Katharine, laß nur keinen Menschen solche Reden vernehmen! Jedermann, der Dich nicht so genau als ich kennt, muß Dich für eine heiratstolle Närrin halten, welche nicht darüber weint, daß ihr Bräutigam einen geliebten Vater verliert und die Gemeinde einen würdigen Seelsorger, der auch ihr ein wahrer Vater, und Jedem, den er mit seiner Freundschaft beehrte, ein geprüfter Freund war, sondern sich darüber abhärmt, daß ihre Hochzeit vielleicht aufgeschoben wird."

Und damit ließ Frau Rabenia das Schiffchen wieder zwischen ihren Händen dahinfliegen, die sich rasch wie die Flügel der Lerche bewegten, und die Weberei nahm wieder ihren gleichmäßigen, ungestörten Fortgang,

der nur auf einen Augenblick, beim Anblick der Thränen ihrer Tochter, unterbrochen worden war.

Mit Katharine verhielt es sich hingegen ganz anders. Die Beschuldigung, sie sei heiratstoll, hemmte wohl für einen Augenblick ihre Thränen, aber auch nur für einen Augenblick. Bald füllten sie wieder ihre großen, veilchenblauen Augen und trübten ihren Blick; und da sie die zarten, jetzt vom Weinen aufgeschwollenen Augenlieder schloß, um dann besser sehen zu können, strömten sie über den alten Chorrock ihres Vaters, welchen früher manches Jahr lang die Mutter, jetzt aber sie das unschätzbare Vergnügen hatte, jedesmal auszubessern, so oft er gebraucht werden sollte. Aber während Katharine flickt und die Mutter webt, können wir einen Blick auf sie und ihre Umgebung werfen.

Ungefähr fünfzig Schritte von der Landstraße, ganz versteckt hinter einem Wäldchen von Kirschbäumen, lag das von ihnen bewohnte Haus und zwischen diesem und der Landstraße ein kleiner Garten. Auf der andern Seite des Hauses wurde eine kleine, sehr anmuthige Wiese von einem Flusse durchschnitten, welcher mit hohen, dichten Erlen bepflanzt war, in deren Schatten Katharine das Bekenntniß der Liebe ihres Erichs empfangen und verschämt die Antwort ihres Herzens entgegengestammelt hatte. Auf der einen Seite sah man in einiger Entfernung die Kirche von Munktorp, auf der andern das Haus, worin die vierfüßigen Mitglieder der Familie untergebracht waren. Der kleine Garten war eigentlich von einem Ackerstück eingeschlossen, welches er in der Mitte theilte und dessen beide Hälften den Namen Ost- und Westfeld hatten. Sie waren ungefähr so groß, daß man jedes Jahr eine halbe Tonne Roggen darauf säen konnte. In dem Garten prangten Feldbohnen und einige unumgänglich nöthige Küchenkräuter; aber Alles war fein und zierlich wie in einer Puppenstube. Mutter und Tochter hätten lieber halbe Nächte aufgeopfert, als daß sie ihren Garten voller Unkraut

und schlecht bestellt den tadelnden Blicken der Vorübergehenden und Vorbeifahrenden preisgegeben hätten. Der Weg, welcher von dem Gatterthore zum Hause führte, war mit Stabwurz und Pfingstrosen eingefaßt, welche man in damaliger Zeit Kirchenkräuter nannte. Einige Stachelbeerstauden erhoben hier und da ihre stolzen Häupter über die bescheidene und anspruchslose Stabwurz und blickten im Vertrauen auf ihre wohlschmeckende Frucht mit Gleichgültigkeit auf die hochmüthigen Pfingstrosen herab, welche, verdrießlich über jenen Vorzug, roth im Gesichte wie ein kalekutischer Hahn dastanden. Das Haus selbst — jetzt freilich würde ein vermögender Bauer keine solche Stube bewohnen wollen, wie sie im Jahre 1680 einem dürftigen Pfarrer und seiner Familie Herbergs gewährte — das Haus bestand aus drei Zimmern, welche damals, wie noch jetzt, bei den entfernter wohnenden Bauern Werktags- und Feststube genannt wurden, und aus einer Kammer. Die Werktagsstube hatte auf zwei Seiten Fenster, eins nach der Landstraße und eins nach dem Aufenthalte der vierfüßigen Einwohner. Neben der Thüre, in der Ecke nach dem Fenster zu, war ein Kamin, und auf derselben Seite stand ein Bett mit einer Decke von blau und gelb gewürfelter grober Leinwand. Diesem gegenüber, in der Ecke zwischen den beiden Fenstern, stand Katharinens anspruchslose Kommode und darüber ein Ueberbleibsel aus bessern Tagen, ein nußbaumenes Schränkchen, dessen Inhalt jetzt keinen Diebsbesuch mehr zu fürchten brauchte. Um eine hinlängliche Aufsicht über ihre lieben Thiere zu haben, hatte Frau Rabenia das Fenster nach dem Stalle zu zum Platz für ihren Webstuhl gewählt; das, welches nach der Straße ging, war Katharinen überlassen und vor demselben verrichteten ein Paar abgehobelte und zusammengenagelte Bretter den Dienst eines Näh- und Speisetisches. Der übrige Theil dieser Wand war von einem Gestelle eingenommen, worauf gescheuertes und blankes Küchengeräthe stand. Die Bretter, welche unter

den Dachbalken angenagelt waren, wie dieß noch in den schwedischen Bauernhütten gebräuchlich ist, trugen einige Werkzeuge, welche bewiesen, daß der Bewohner sich mit verschiedenen Arbeiten beschäftigte. Die Kammer zwischen den beiden Stuben, mehr ein Versteckwinkel als ein Zimmer, war von dem Vorplatz, so weit es der Zwischenraum zwischen der Stubenthüre zugab, durch eine Bretterwand gesondert. Sie wurde je nach den Umständen als Vorraths= und als Plunderkammer benutzt, und hatte ein Fenster aus vier kleinen, in Blei eingefaßten Scheiben; aber obschon sie klein war, so hatte sie doch ein Schloß mit einem Schlüssel, während das an der Stubenthüre nur aus einer Klinke bestand. Gleich anspruchslos wie die Werktagsstube, war auch das Festzimmer eingerichtet. Rings an den Wänden waren Bänke angebracht; ein Tisch, fast einem Backtisch ähnlich, mit einem von wohlgeknüpften Fransen umgebenen schneeweißen Tuche bedeckt, stand nach der Länge des Zimmers. Die Wände, welche gewöhnlich noch heutzutage in den Häusern der vermögendern Bauern mit den Festkleidern der Familie und der Diener prangen, standen hier ziemlich nackt; aber ein zu damaliger Zeit höchst ungewöhnlicher Luxusartikel schmückte dieß Zimmer: es hing nämlich über dem Fenster an der Wand ein stark in's Zimmer geneigter Spiegel, ungefähr vier Zoll hoch und drei Zoll breit, ein Geschenk Erichs an seine Katharine. Was aber beim Eintritt unter dieß schlichte Dach am auffallendsten vor die Augen trat, war der Hausmutter und ihrer Tochter außerordentliche Schönheit. Sie war von der Art, wie sie immer seltener wird und fast ganz aus ihrer eigentlichen Heimat, dem Norden, zu verschwinden droht. Große veilchenblaue Augen, zugleich stralend und schmachtend; ein Haar, das wie eine Flut von Gold über ihre Schultern herniederwallte und, ganz aufgelöst, dieselben fast bedeckte. In den Augen der Mutter hatte das Feuer zu erlöschen begonnen, und das glänzende Haar war sowohl ihres Alters, als ihres ver=

heirateten Standes halber, sorgfältig unter einer gewöhnlich kattunenen Haube verborgen. An hohen Festtagen, bei Hochzeiten u. s. w. trug sie eine schwarze, moirirte Seidenhaube, die früher mit einer breiten Goldborte verziert, aber nach Karls **XI.** strengem Luxusgesetz dieses Schmuckes beraubt, nur noch mit einem gekräuselten Streifen von Kammertuch besetzt war. In dieser damals zierlichen Aussteuer hatte sie als Neuvermählte den Gästen die Kaltschale herumgeboten und später am ersten Sonntag nach ihrer Hochzeit damit in der Kirche geprangt. Wie manche Hoffnung war für die damals so frohe und glückliche Braut seither in die Nacht der Ewigkeit niedergesunken, wenn auch die Haube noch in unvergänglichem Glanz stralte! Katharine dagegen befand sich in dem glücklichen Alter, wo eben die Hoffnungen zu keimen beginnen und wo man so lebhaft fühlt, daß ihre Blumenstengel Blüthen und Früchte auf einmal tragen werden; nur Schade, daß hier das Schicksal dem schönen Stengel eine gewaltsame Erschütterung zu drohen und seine herrlichen Blüthen und goldenen Früchte, von giftigem Wind getroffen, abfallen lassen zu wollen schien.

Die Hauptfigur bildete natürlich der Hausvater selbst, Nils Rabenius. Er war der Sohn des Predigers in der Gemeinde Säby in Westmanland, der denselben Taufnamen führte und ein Bruder des gelehrten Professors des Griechischen, Olof Rabenius, war. Nachdem er die Schule und das Gymnasium zu Westeras und die Universität zu Upsala besucht hatte, wurde er auf Vorschlag seines Vaters zum Prediger ordinirt, um Ersterem im Amte behülflich zu sein;" er war aber nur kurze Zeit zu Hause. Ihren Ursprung leitete die Rabenische Familie von einem alten adeligen Geschlechte, Namens Rabbe, her, und die einzige Schwachheit, welche man bei unserem Freund Niklas hervorleuchten zu sehen glaubte, war die, daß er im Vertrauen auf seine Ahnen bisweilen seinen Ernst und jederzeit seinen Scherz zu weit

trieb. Für jetzt war er von dem hochwürdigen Consistorium in Westeras als Kaplan in Munktorp eingesetzt. Zu jener Zeit war gewöhnlich die Stelle eines Kaplans mit dem Glöcknerdienste vereinigt, und der Kaplan hatte keine bessere Wohnung als der Küster. Deßhalb waren die Meisten in sehr dürftigen Umständen, bis Karl XI. dieser Noth endlich durch Einrichtung von ordentlichen Kaplanswohnungen abhalf. Von unserem Freund Rabenius kann man sagen, daß es schien, als habe die Natur bei seiner Geburt im bunten Kleide und mit der Schellenkappe zu Gevatter gestanden, was jedoch seine liebende Mutter, deren Tod es gewesen wäre, wenn sich der Sohn zu einem weltlichen Stand entschlossen hätte, unter dem priesterlichen Schmuck zu verbergen suchte; oder als habe Demokrit, in Gesellschaft von einem halben Dutzend gleichgesinnter Dämonen, des ewigen Einerleis in den elysäischen Gefilden überdrüssig, sich wieder auf die Erde begeben und aus Laune statt der griechischen, die skandinavische Halbinsel zu seinem Aufenthalte gewählt. Er faßte nicht nur die lächerliche, sondern auch, und zwar meistens, die fröhliche Seite einer Sache auf, und war durchaus frei von der Bitterkeit und der Schadenfreude, welche so gerne Gecken und Spaßmachern von Profession anklebt. Denselben freudigen Stempel hatte die Natur auch seinem Aeußern als Pathengeschenk aufgedrückt: ein rundes, jovialisches Gesicht, welches in seiner Jugend sogar schön war; hellblaue Augen, die mehr noch, als sein Mund lachten und worin sich Alles, besonders jedes Lächerliche und Verkehrte mit genialer Treue abspiegelte, während sie offen darlegten, daß der Kummer nur für Augenblicke seinen Wohnsitz dort nehmen könne. Und doch ruhte — was man sich vielleicht nicht wohl denken kann — in ihrem Grunde ein tiefer Ernst, der mit des Mannes wohlgebildeter riesiger Gestalt, bei eintretender Gelegenheit ihm ein sehr ehrfurchtgebietendes Ansehen verlieh.

Er selbst zeigte keinen Beruf zum geistlichen Stande. Er meinte, daß sein frohes, fast zu sagen leichtsinniges Gemüth, mit den ernsten Pflichten des Predigers nicht sehr übereinstimme. Aber seine Mutter, welche große Opfer gebracht hatte, um ihn studiren zu lassen — ein reicher Verwandter hatte den älteren Bruder, der sich dem Priesterstande nicht widmete, unterstützt — und der unbedingte Gehorsam, den damals die Kinder den geringsten Wünschen ihrer Eltern zu leisten als Schuldigkeit ansahen, bewogen ihn dazu. Ungefähr sechs und zwanzig Jahre alt, sah er zum ersten Male die ausgezeichnet schöne und einnehmende Maria Christina Samuelsdotter. Als pater- und mutterlose Waise, hielt sie sich bei einem entfernten Verwandten auf. Sie war so schön, ihre Züge so fein, ihr Teint so weiß, daß, wenn die Leute beim Erzählen ihrer Mährchen die Schönheit Schneewitchens recht anschaulich machen wollten, sie immer hinzusetzten: „sie war so weiß, wie Maria Samuelsdotter.“ Es war ihr daher natürlich nicht leicht, unbemerkt zu bleiben: und es fehlte weder an vermögenden, noch sonst angesehenen Freiern. Einem von ihnen kam die verrückte Idee, Rabenius zu seinem Postillon d'Amour zu erwählen; der aber wurde statt dessen sein eigner, sprach für sich selbst, trug den Sieg davon und erhielt das Jawort!

Rabenius, der jederzeit buchstäblich dem Gebote gefolgt war: Sorgt nicht für Morgen! er sorgte jetzt eben so wenig. Er dachte: Jung gefreit, hat nicht gereut! Und so ließ er sich, kaum ordinirt, mit seiner Maria trauen; trat auf diese Art Hals über Kopf in den heiligen Ehestand und ließ den Herrn für das Uebrige sorgen. Und es ging, wie es in solchem Glauben immer geht: gut. Aber bald mußte unser Rabenius erfahren, was es auf sich hat, für sich selbst zu sprechen, wenn man im Auftrag eines Andern reden soll. Seinem verdrängten Nebenbuhler war es gelungen, sich durch Freunde und Freundesfreunde einen bedeutenden Einfluß

zu verschaffen, und das weite Reich der Brodlosigkeit öffnete sich vor Rabenius; aber Nichts konnte ihm seine Ruhe rauben. Wenn auch mitunter die thränenvollen Augen seiner Gattin nahe daran waren, eine Wolke der Schwermuth auf seiner Stirne aufzujagen oder den Schalk aus seinen Augen zu vertreiben, so durfte ihm nur eine lächerliche Geschichte, wenn auch aus der ersten Schulzeit, in den Sinn kommen, und wie von einem Blitz war die Wolke der Schwermuth zertheilt und das Lächeln wohnte wieder in seinen Blicken. Nun scherzte er so lange mit seiner Ehehälfte, bis auch ihr Kummer endlich verschwunden war. Was kräftig dazu beitrug, seinen Muth zu erheben und seinen Leichtsinn zu adeln, war, daß er nicht nur für seine Zuhörer, sondern auch für sich selbst predigte, woraus ein unerschütterlich fester Glaube an die Schilderungen der Vorsehung entstand, und daß er den Ausspruch Matthäus Kap. VI. Vers 24—34 ff. für Etwas ansah, worauf er leben und sterben wollte. Seine Gattin hatte ihm mehrere Kinder geschenkt; aber außer dreien, Katharine und zwei Söhne, starben sie alle in ihrer frühesten Jugend. Er dachte: „Weshalb sich darüber Kummer machen? Ich gehe zu Ihnen; sie können nicht wieder zu mir kommen." Von diesem Gedanken beruhigt, tröstete er, als ein ächter christlicher Priester, seine Frau, die fast in Trauer verging. Sie, von Natur aus schon religiös, ging noch weiter, als es ihr Mann vielleicht wünschte, indem sie nicht nur aufhörte zu trauern, sondern sich fast noch die Thränen zum Vorwurf machte, welche sie am Sarge ihrer Kinder vergossen hatte. „Sie sind ja so unaussprechlich glücklich," sagte sie zu sich selbst. „Gott war ja so gnädig, sie aus einer Welt wegzunehmen, wo nur Unglück und Gefahren ihnen drohten." Es kam ihr vor, als habe sie nicht der Kinder Tod, sondern nur den eignen, selbstsüchtigen Schmerz beweint.

Der religiösen Hingebung des Vaters sowohl, als der Mutter ungeachtet, war es doch natürliche Folge,

daß die Liebe, welche die Eltern früher auf zehn vertheilten, jetzt auf die drei Uebriggebliebenen übertragen wurde. Obschon Maria für den Tod ihrer Kinder Gott dankte, so zitterte sie gleichwohl bei dem geringsten Zeichen von Unpäßlichkeit an den noch Lebenden; und wenige Kinder selbst von hohem Stande, hatten eine so liebevolle Pflege genossen, als die, welche Katharinen und ihren Brüdern zu Theil wurde; so daß sie, wenn auch die Armuth bei ihrer Wiege wachte, doch niemals deren Schmerzen empfanden, indem die Sorgfalt der Eltern Alles that, um ihre Dornen zu entfernen. Katharine hatte die Schönheit ihrer Mutter geerbt; aber ihr Herz war tieferen Eindrücken geöffnet. Von dem frohen, scherzhaften Gemüth des Vaters war ihr nicht ein Atom zu Theil geworden; aber **les extreme se touchent**, und wer kennt die geheimnißvollen Werkstätten des Herzens und des Verstandes, wer weiß, ob nicht durch den Ueberfluß der Eltern, besonders an Seeleneigenschaften, Mangel bei den Nachkommen erzeugt wird? Die übertriebene Liebe der Mutter verschonte die Tochter mit jeder schwereren Arbeit; der Vater liebte seine schöne Tochter mehr, als er sich selbst gestehen oder einen Andern wissen lassen wollte, und gab ihre eine, für die damalige Zeit und für ihren Stand beinahe gelehrte Erziehung. Sie lehrte lesen, schreiben und die Laute spielen, mit welcher Fertigkeit sie besonders ihre Mutter ergötzte.

Seit fünfzehn Jahren hatte Rabenius das keineswegs glückliche Loos erfahren, in des Wortes wirklicher Bedeutung, das sogenannte Lastpferd des Consistoriums zu sein und daher am Stift bald da bald dorthin ziehen müssen. Endlich aber schien die Zeit des Unglücks überstanden. Freilich war sie noch trübe und die Sonne hatte die dichten, düstern Wolken des Kummers noch nicht zu durchdringen vermocht; aber der Sturm hatte sich gelegt und das Gewölb wartete nur noch auf einen leichten Windstoß um sich gänzlich zu zerstreuen, zu ver-

schwinden und die Sonne in aller Pracht durchstrahlen zu lassen.

Rabenius sah das erste Morgenroth seines Glückes zwei Jahre vor Beginn dieser Erzählung, aufdämmern. Sein früher genannter Verfolger, war zufällig, oder eigentlich, weil Nichts auf dieser Welt aus Zufall geschieht, durch besondere Fügung der Vorsehung weggeschickt worden, um der weitern Entwicklung des Schicksals unsers Rabenius nicht hinderlich sein zu können. Auf diese Art wurde Rabenius zum Diakonus in Munktorp mit den Einkünften des Küsters ernannt. Als er nun dorthin zog, hatte Katharine eben ihr fünfzehntes Jahr zurückgelegt, und das Gerücht von ihrer ungewöhnlichen Schönheit verbreitete sich weit umher. Der Sohn des Pfarrers Croning in Kalbäck, und zugleich des Vaters Adjunkt, sah und liebte sie. Sein Vater, ein tiefer Kenner des menschlichen Herzens erfaßte und beurtheilte Rabenius ganz richtig. Sie wurden vertraute Freunde. Bisher hatte ihm seine frohe Laune und seine scharfe Zunge nur Feinde verschafft. Der Pfarrer, welcher das gute, einnehmende Mädchen wie seine eigene Tochter, liebte, billigte vollkommen die Wahl seines Sohnes. Die beiden jungen Leute wurden sehr bald verlobt, und ihre Hochzeit auf den bevorstehenden Johannistag festgesetzt. Aber da trat ein Nachwehen des Sturms ein. Erichs Vater erkrankte plötzlich und lag binnen Kurzem auf dem Todtenbette. Mit seinem Hinscheiden verschwand die Hoffnung auf Erichs und Katharinens nahe Vereinigung; denn der Erstere war zu jung um mit einigem Erfolg auf die Pfarrei nach seinem Vater Ansprüche machen zu können, und zu vorsichtig, um diejenige, welche sein Alles auf Erden war, der vieljährigen unglücklichen Lage ihrer Mutter auszusetzen.

Zweites Kapitel.

Während wir den Lebenslauf einer ganzen Familie erzählten, hat der Minutenzeiger beinahe eine Umdrehung auf dem Zifferblatt gemacht. Frau Rabenia wandte ihre Augen fast instinktmäßig auf die Uhr und fand ihre Vermuthung bestätigt; es war halb sechs. Sie erhob sich vom Webstuhl und eilte zum Heerde um das dürftige Frühstück herzurichten, welches nach der damaligen Sitte aus Strömming, *) der auf Kohlen gebraten wurde, und Biersuppe bestand. „Ich meine, der Vater wird wohl hungrig sein, da er schon seit drei Uhr draußen an der Schnitzbank steht," sagte sie halblaut zu sich selbst. Katharine hatte die Worte der Mutter vernommen, schaute schnell durch das Fenster unter den Schuppen, wo ihr Vater stand und arbeitete, und sah ihn die Schnitzerei gerade verlassen. Ungeachtet der zärtlichen Kindesliebe, welche sie für ihn hegte, fürchtete sie doch seine Sarkasmen; hatte er sie doch so oft während ihrer glücklichen Liebesperiode, schonungslos genug verletzt, und ihr war jetzt bange, er werde ihre Thränen mißdeuten oder übel auslegen. Sie dachte daher alsbald auf einige dringende Geschäfte, welche sie freilich noch eine Weile hätte verschieben können, und eilte hinaus, um dem Zusammentreffen mit ihrem Vater auszuweichen. „Liebe Katharine!" rief ihr die Mutter nach, „komm' schnell wieder zurück! Du weißt, wie ungern Dich der Vater beim Frühstück vermißt." Nun nahm sie den Topf herunter und goß ihre Biersuppe in ein — hölzernes Geschirr, das ist freilich wahr, dasselbe war aber so weiß und rein gescheuert, daß, wenn wir es mit dem Jetzigen vergleichen, es uns vorkommen will, als sei

*) Eine Art kleiner Häringe in der Ostsee. A. d. U.

mit der früheren schwedischen Dürftigkeit auch die Kunst verloren gegangen, unser uraltes Sevres-Porzellan, nämlich das Wachholder- und Espengeschirr blank zu scheuern. Dann legte sie die Löffel von derselben Holzart zurecht, eine Morgen- und Abendarbeit des Hausvaters beim traulichen Kamin, welche so fein und zierlich geschnitten waren, daß sie als ein Meisterstück in ihrer Art gelten konnten. Kaum waren ihre Anstalten getroffen, als sich die Thüre öffnete, Rabenius hereintrat und mit einer Stimme, so freudig, als ob er grade ins Paradies käme, rief:

„Mutter! heuer bekommen wir ein gutes Jahr!

März trocken, April und Mai kühl und naß,
Das füllt dem Bauer Scheuern und Faß."

Gott gebe es!" antwortete Maria. „Herr des Himmels, wie ist Dir warm, Alter! Es ist doch sehr hart, wenn ein Diakonus arbeiten muß, wie ein Knecht," fuhr sie fort.

„Ruhig, Maria! Vor dem Herrn sind wir Alle mit einander Knechte, so der Diakonus, wie der Bischof; und verstände er es, die Sache so zu nehmen, wie ich sie nehme, so würde er auch fühlen, wie gut ihm das Frühstück schmeckte. Du sollst sehen, welche Ehre Deiner Biersuppe wiederfahren wird, Maria!"

„Lieber Vater!" entgegnete sie, „aber — aber — es fällt mir ein, sollst Du jetzt nicht das Brachfeld stürzen? Denke nur, es trocknet ja ganz aus! Wie willst Du dann mit dem armen Falben fertig werden?"

„Heute noch werde ich wohl mit Gottes Hilfe, dran gehen; gerade deßhalb habe ich den Pflug zurecht gestellt."

Rabenius, der während dieses kurzen Gesprächs auf dem Holzblock im Kaminwinkel gesessen, stand jetzt auf, um sein Tischgebet zu verrichten. Während er die Hände

faltete, vermißte er seine Tochter und fragte: „Wo ist Katharine?"

„Sie ist in den Stall gegangen, um nach dem Kalbe zu sehen, hauptsächlich aber, wie ich glaube, um Dir nicht zu zeigen, daß sie geweint hat; seit Du von Kalbäck zurück bist, hat sie nichts Anderes gethan."

„Ha! soll sie nöthig haben, vor ihrem Vater zu verbergen, daß sie über ein Unglück weint!"

„Ja, siehst Du, ich stellte ihr vor ...."

„Daß sie nicht so sehr nach der Heirat verlangen solle, ich verstehe. Ja, so machen es die Weiber! Kaum sind sie etwas über die Dreißig, so haben sie rein vergessen, worauf ihre Gedanken in der Jugend gerichtet waren. Ich möchte wahrhaftig, Katharinens halber, selber weinen! denn jetzt steht ihre Hochzeit im weiten Felde!"

Maria versuchte noch eine Einwendung, indem sie behauptete, daß einige Jahre Aufschub für ein so junges Mädchen nichts zu bedeuten haben. Bei dem Worte „Aufschub" flog ein bedeutendes Lächeln über Rabenius Antlitz. „Höre Du, Mutter, Du liest ja doch so fleißig in der Bibel?"

Frau Rabenia betrachtete ihren Mann mit zweifelhaftem Ausdruck. Er fuhr fort:

„Spricht nicht Paulus: Besser heiraten, als Brunst leiden? und wenn das Mädchen mir im Geringsten nachschlägt, so hat sie zu Letzterm durchaus keine Lust."

„Um Gottes willen, wie sprichst Du! Kannst Du so von Deiner eignen Tochter reden?"

„Freilich kann ich das! Ist sie nicht ein Mensch, wie andre Menschen auch?"

Frau Rabenia konnte nicht antworten; sie sah ihre Tochter in eifrigem Gespräche mit einer alten Frau von Kalbäck, welche allgemein nur „die alte Anne" genannt wurde; erzogen, wie sie, in der ganzen Strenge der damaligen Sittsamkeit, fürchtete sie, wie den Tod, daß

auch nur der mindeste Flecken auf den Ruf ihrer Tochter fallen solle, und rief:

„Das geht durchaus nicht, daß eine Fremde unsere Katharine in der Aufregung zu Gesichte bekömmt; ich darf sie wohl hereinrufen."

Der gute Vater dagegen, der aus den Geberden der Alten zu schließen meinte, daß sie etwas Tröstliches zu verkünden habe, vielleicht auch, und am wahrscheinlichsten, weil er seine Tochter mit der alten Anne wollte ausreden lassen, sagte, während er Maria beim Arm festhielt: „Laß Du das Mädchen gehen! Wen kann es Wunder nehmen, daß sie jetzt ungeduldig ist?"

„Das mag sein; aber ihr guter Ruf — was werden die Leute sagen? Man wird sie heiratstoll nennen! Das muß ich gestehen," fügte sie mit einiger Heftigkeit hinzu, „daß sie in diesem Falle wenigstens mir nicht nachschlägt."

„Es ist wohl so", unterbrach sie Rabenius, daß sie mir wenigstens etwas nachartet; sonst könnten ja die Leute überhaupt und ich insbesondere sowohl das Eine, als das Andere glauben."

„Sowohl das Eine, als das Andere glauben? Was meinst Du? Was willst Du damit sagen?"

„Daß die Weiber wenigstens den Vortheil haben, zu wissen, ob die Kinder ihnen gehören."

„Herr, mein Gott! Weißt Du nicht, daß Katharine Deine Tochter ist?"

„Doch, Du hast es mir ja immer gesagt!"

Frau Rabenia wurde vor Verwunderung und Aerger sprachlos. Freilich hatte sie ihr Mann, während ihrer vieljährigen Ehe, daran gewöhnt, manchen nicht immer zarten Scherz anzuhören; aber ihre Sittsamkeit anzugreifen, das war ihm bis jetzt noch nicht eingefallen. Deßhalb schmerzten sie seine Worte um so mehr. Sie betrachtete ihn mit einem vorwurfsvollen und bekümmerten Blick. Rabenius lächelte. „Liebe Alte!" gab er ihr auf ihr sehr beredtes Schweigen zur Antwort, „es

ist nicht der Mühe werth, darüber so empfindlich zu sein. Du hättest es mir wohl ansehen können, daß es mein Ernst war — meinen Willen kund zu geben. Katharine hat schon ausgesprochen mit der Alten; da kömmt sie."

Katharine trat hastig herein. Ihre Augen schwammen in Thränen; aber es waren nicht die tiefen Zähren des Kummers, der sogar seine Hoffnung beweint; es waren die Thränen des Entzückens, und sie dienten nur dazu, den Glanz dieser himmlischen Augen zu erhöhen. Sie hielt einen Brief in der Hand und eilte zu ihren Eltern, welche am Fenster standen.

„O, meine Mutter, welch edler Mann ist nicht der Vater meines Erich! Noch sterbend beschäftigt er sich mit dem Glück seiner Kinder. Lies!"

„Ja, Gott der Herr sei seiner Seele einmal gnädig, wenn es ihm gefällt, ihn abzurufen! So denkt gewiß Jungfer Katharine auch. Wie gut war er nicht gegen alle Dürftige! Gar Manchen ließ er den Zehnten nach, er," so fiel die alte Anne ein, die Katharinen nachgegangen, und durch die halboffne Thüre ihre Worte gehört hatte. Der Eintritt der Alten hinderte Frau Rabenia, den Brief Katharinens in Empfang zu nehmen; sie ging der Alten entgegen und fragte, wie sich der Pfarrer befinde."

„Ach, es steht leider sehr schlecht mit ihm! Gott weiß, ob er den morgigen Tag überlebt! Aber, lieber Gott!" fuhr sie fort, „wann nur unser junger Adjunkt ein ordentlicher Christ wäre, dann hätte es keine Noth! Aber so glaubt er weder an Zauberei noch an Gespenster, sondern er denkt, wie ein wahrer Lutheraner."

Um wegen seines spöttischen Ansehens nicht mit demselben harten Namen belegt zu werden, sah sich Rabenius, der bis daher der Alten mit Aufmerksamkeit zugehört hatte, genöthigt, sich wegzuwenden; denn eine vieljährige Erfahrung hatte ihn gelehrt, wie vergeblich es sei, den Aberglauben des Volkes auf einmal besiegen zu wollen. Es war ihm ja unmöglich gewesen, Hexen und Gespen=

ster aus der Einbildung der eignen Gattin zu verjagen. Er lenkte daher das Gespräch auf einen andern Punkt.

„Mutter, Du hast ja der alten Anne Nichts vorgesetzt; sie ist gewiß hungrig, wie ich. Von Katharine will ich nicht reden; denn, wenn man verliebt ist, so lebt man von Thau und Vogelsang, und Du hast in Deinem Leben nie mehr gegessen als eine Mücke." Wohlmeinend bot Frau Rabenia Annen einen Platz am Tische. Rabenius sprach das Tischgebet laut und man setzte sich. Eine kleine Weile verging unter allgemeinem Stillschweigen; aber bald kam Anne wieder auf ihren Lieblingsgegenstand. „Ja, was meint Vater und Mutter dazu? Die Magd hat den Magister Erich sagen hören, man solle die Hexen und Alle, die da sagen, daß sie einen Bund mit dem Bösen haben, statt sie zu verbrennen, nehmen und ins Spital setzen, und den Anfang mit der Lene machen, die am Galgenberg wohnt. Bei diesem Namen, einem Schrecken für die ganze Gegend, wechselte Frau Rabenia die Farbe und ein Stich fuhr durch Katharinens Herz; denn so eifrig sich auch die Bauern bemühten, sogenannte Hexen aufzuspüren und dem Gerichte zu überantworten, so hatte es doch noch Keiner gewagt, diese Finnländerin anzugreifen, in eine solche Furcht hatte sie alle zu versetzen gewußt. „Wäre es nicht so," fuhr die alte Anne fort, „so würden alle Bauern miteinander zum König gehen und erklären, daß sie keinen andern Pfarrer wollten, als grade Erich." Diese Worte weckten wieder Rabenius Theilnahme an der Unterhaltung, und er beschloß bei sich, seinem jungen künftigen Schwiegersohn Vorstellungen zu machen, daß er die Vorurtheile des Volkes schonen müsse. Die Hausfrau, welche Lenens Namen nie hören konnte, ohne damit den Begriff irgend eines Unglücks zu verbinden, hatte unterdessen ihre Tochter unruhig betrachtet; denn man glaubte, daß vor Allem junge Verlobte, und besonders während der Trauung unter dem Einfluß böser Geister stehen. Darnach dachte sie an ihr eigenes Haus

und an den Schaden, der sich mit dem vor Kurzem angeschafften Stück Vieh ereignen könne. Mit Vergnügen sah sie das Ende des Frühstücks und führte die alte Anne dann schnell in den Stall hinaus, um, wo möglich denselben gegen die Verfolgungen der Hexen sicher zu machen.

Sobald sie fort waren, fragte Rabenius seine Tochter: „Was schreibt Erich?“ Statt der Antwort gab ihm Katharine den Brief. Er las, wie folgt:

„Meine geliebte Katharine!

Diese Zeilen schreibe ich an dem Todtenbette meines unschätzbaren Vaters. Sterbend denkt er nur an das Glück seiner Kinder. Ich schreibe auf seinen Befehl und um, wie er sagte, seiner Tochter Trost zu spenden. Ach, ich selber habe keinen, als meiner Katharine Liebe! Doch ich komme wieder auf die Worte meines Vaters. „Es hat der Vorsehung nicht gefallen, mich Zeuge von dem Glücke meines Sohnes sein zu lassen; ich muß im Gegentheil befürchten, daß mein Tod den Zeitpunkt hinausrücken werde, wo Du Katharine ganz die Deine nennen kannst. Aber, mein Sohn! Wann hätte nicht treue Liebe alle Hindernisse überwunden, und Eure Vereinigung, glaubet mir, wird Euch dann einmal eine um so größere Seligkeit gewähren. Vergiß nicht, daß des Vaters Segen den Kindern Häuser baut, und der meinige soll Dich und Deine Braut begleiten. Ich sehe wohl ein, daß Katharinens Schönheit und ihre guten Eigenschaften manchen Bewerber um ihre Hand herbeiführen werden; aber ich habe das Vertrauen auf die Denkungsart meines edlen Freundes Rabenius, daß er sein Versprechen nicht aufheben werde, und sollte auch Eure Trauung Jahrelang aufgeschoben werden müssen.“ Hier hörte Rabenius zu lesen auf und sagte: „Nein, niemals werde ich mein Versprechen aufheben. Du sollst Erich angehören, geschehe auch, was da wolle.“ Er las weiter: „Kaum hatte mein Vater dies gesagt, als der Schöppe Peter Olsson und der Rüsthalter Andres

Larsson eintraten. Sie näherten sich dem Bette meines Vaters, und Peter Olsson begann: Wenn wir nicht die feste Ueberzeugung hätten, daß Sie, lieber Vater, den Tod nicht fürchten, sondern demselben wie ein Kriegsmann unerschrocken in die Augen sehen, und daß Sie was noch mehr sagen will, von so Vielen die Schrecken und Gespenster des Todes verjagt haben, so hätten wir, aus Furcht unsern lieben Vater zu erschrecken, gewiß nie von Ihrem, in Gottes Hand stehenden, baldigen Hintritt gesprochen. Aber das fürchten wir nicht, sondern wir wollen, um unserm würdigen Seelsorger auf seinem Siechenbette eine Freude zu machen, den Beschluß des Fleckens verkünden, daß wir nämlich, wenn der König am Sonnabend vorbei fährt, uns Alle zusammen einfinden und unsern jungen Adjunkten zum Nachfolger seines Vaters ausbitten wollen; auf diese Art wird er nicht lange nach einem Amt suchen müssen, um sich mit derjenigen verheiraten zu können, die er so herzlich lieb hat!" Du kannst Dir leicht vorstellen, welchen Eindruck das auf mich und meinen edlen Vater machte. Selig lächelnd hob er die Augen gen Himmel; des Vaters Segen baut den Kindern Häuser. — Herr, Du läßt Deinen Diener in Frieden fahren! — sprach er leise."

Die Rückkunft der Frau Rabenia unterbrach ihren Mann im Lesen des Briefes. Der Letztere trocknete ein paar Thränen ab, die sich unwillkürlich aus seinen Wimpern stahlen. Schnell, wie sie gekommen, verschwand diese Rührung wieder. Er warf noch einen Blick auf den Brief, und sein ausdrucksvolles Antlitz verkündete, daß Etwas sein Inneres heftig bewegte. „Maria!" rief er seiner Gattin zu, „höre! der König kommt am Sonnabend! Noch weiß ich nicht, warum; aber ich bin so froh, wie wenn mir in meinen Knabenjahren ein Anschlag auf des Nachbars Apfelbaum glückte, oder wenn ich als Schüler dem Rektor einen tüchtigen Possen spielen konnte. Ja, was noch viel mehr sagen will, es ist mir zu Muthe wie damals, als mich der dumme Kerl als Freiersmann

zu der schönen Maria Samuelsdotter schickte, wie ich statt dessen mein eigner wurde, und mit dem Jawort einen Kuß von den schönsten Lippen im ganzes Stift bekam. Wir bekommen heuer ein gutes Jahr, Maria!" fügte er hinzu, küßte sie so brünstig, wie damals, sprang hinaus und ließ Mutter und Tochter in der größten Verwunderung zurück.

Drittes Kapitel.

Die alte Anne, welche gleich nach dem Frühstück Rabenius Haus verließ, war in ihrer Jugend mit einem Soldaten verheiratet gewesen. Derselbe rückte in's Feld, blieb und hinterließ seine Frau als achtundzwanzigjährige Wittwe. Einige Zeit darauf kam Erichs Vater, der Hofprediger Croning, auf die Pfarrei zu Kalbäck; und da er kurz darauf seine junge Braut heimführte, trat Anne bei ihnen in Dienst und zeichnete sich durch Ordnung, Stille und Fleiß aus. Sie sah Erich zur Welt kommen und liebte ihn, wo möglich mehr, als seine eigne Mutter. Später erhielt sie den größten Beweis von Vertrauen, dessen in damaliger Zeit ein Dienstbote theilhaftig werden konnte: es wurde ihr nämlich die Aufsicht über den großen Viehstand der Hausmutter übertragen, den sie besonders gut besorgte. Vor ungefähr zehn Jahren starb Erichs Mutter. Anne und eine alte Verwandte, Base Barbara, führten gemeinschaftlich des Pfarrers Haushaltung, kamen aber dabei nicht ganz überein. Alter und Gebrechlichkeit trugen wohl das Ihrige dazu bei. Inzwischen verließ Anne ihren Dienst, um nicht, wie sie sagte, der Zankapfel zu sein. Sie wohnte später in einer kleinen Stube, wozu ein Stückchen Garten und Feld ge-

hörte und wohin sie der Pfarrer auf Lebenszeit eingekauft hatte, damit sie eine Kuh halten könne und in ihrem Alter nicht Noth zu leiden brauche. Dort lebte die Alte mit einem kleinen vater- und mutterlosen armen Knaben, der außer ihr weder Verwandte noch Freunde hatte, und den sie mit mütterlicher Sorgfalt erzog. Sobald Anne weggezogen war, und die Haushälterin eine so gut angeschriebene Nebenbuhlerin nicht mehr zu fürchten brauchte, galt sie bei derselben Alles in Allem. Die Alte war aber auch sehr gefällig, arbeitete Tag und Nacht, spann und verrichtete kleine Aufträge; aber vorzugsweise war sie in Allem, was die Besorgung des Viehstandes anging, mit Rath und That zur Hand, und dieß nur deßwegen, damit sie im Fall ihres Todes, dem kleinen Andres ein Paar Stüber hinterlassen könne. Heute hatte ihr Goldjunge, der Magister Erich, die Schnelligkeit ihrer Füße in Anspruch genommen, um seiner Braut einige Trostesworte zuzuschicken. Er sah nicht voraus, was diese an sich unbedeutende Sache, ein altes Mütterchen mit einem Briefe fortzuschicken, ihn möglicherweise kosten konnte.

Eine kleine Strecke von der Kapellanswohnung fing ein Wald von wolkenhohen Eichen und Birken an. Anne war kaum in ihren Schatten getreten, als der schlimme Dämon der Neugierde sich ihrer bemächtigte. Sie kehrte sich um und sicher, von Rabenius Fenstern aus nicht mehr gesehn werden zu können, murmelte sie vor sich hin: „Ich möchte doch wissen, was mir Mutter Rabenia zum Dank für meine Arzneikräuter in das Bündel steckte. Sie sah so innerlich wohlmeinend aus, als sie mir auf die Achsel klopfte und sagte: Liebe Anne, es ist nicht viel, was ich Dir für die viele Mühe zu bieten habe, die Du Dir verflossenen Winter mit der kranken Kuh gemacht hast; aber das Wenige gebe ich doch mindestens aus gutem Herzen. Und die kleine Katharine, wie bat sie mich, zum Bräutigam zurückzueilen, als sie mir den Brief einschob, natürlich! Gott! was ist das für ein liebes Mädchen! Aber mein Erich ist auch ein lieber Junge, das muß ich sagen!

Was wird das einmal für ein schönes Paar geben! Ich bin freilich zu alt, um das Brautbett zu machen, ich, das versteht sich; aber wenn man den Tisch abdeckt, so legt man Speisen von allen Sorten auf einen Teller und schickt es der Alten hinaus. Ach, das soll einmal gut schmecken! Und dann darf ich tanzen mit Braut und Bräutigam; und worauf ich noch schwören will, ist das, daß ich etliche und vierzig Wochen darnach dort sitzen und ein Kleines einlullen werde, während die Mutter in der Haushaltung beschäftigt ist." Während dieses kurzen Selbstgesprächs hatte sich Anne ein bequemes Ruheplätzchen ausgesucht, sich niedergesetzt und den Bündel geöffnet. „Ach, Herr Jesu!" rief sie und schlug die Hände zusammen. „Ist es nicht so wie ich sage: Die Armen geben immer am meisten! Wie ich neulich die Kuh auf der Probstei kurirte, bekam ich nicht die Hälfte so viel. Sieh' nur, so ein tüchtiges Stück Fleisch, das schöne Brod und den guten Kuchen! Ich muß wahrhaftig davon kosten — Gott! wie gut war das! Der Herr segne die liebe Mutter Rabenia, und lasse es mit ihrer Speisekammer gehen, wie mit dem Oelkrüglein der Wittwe im alten Testament!" Nachdem sie ihre Neugierde gestillt, dachte sie daran, daß sie noch einen weiten Weg zurückzulegen habe, knüpfte ihren Bündel wieder zu und eilte rasch vorwärts. Schon lichtete sich der Wald und eröffnete die Aussicht über ein großes Ackerfeld, welches jedoch dem neugierigen Beschauer in diesem Jahre Nichts zu bieten hatte; denn selbst die Pracht der Sonne vermochte es nicht, diese graue Oede zu verschönern. Zerstreute Schafheerden, welche die bloße Erde zu benagen schienen und dabei aussahen, als wollten sie dem vorbeireisenden, unwissenden Stadtbewohner lange Klaglieder vorsingen über die armen Thiere, welche hier herumgehen und hungern müssen, obschon sie dick und fett waren, das war das Einzige, was dem einförmigen Gemälde etwas Leben verlieh. Alles dieß lag Annen vor Augen, als sie vor Schrecken auf einmal still stand. Dicht vor ihren

Füßen sprang ein Thier über den Weg. „Herr Jesus!“ schrie sie laut auf. „Ein Fuchs! Noch nie ist ein Fuchs vor mir über den Weg gelaufen, ohne daß ein Unglück geschehen ist. Gott lasse mich frisch und gesund zu meiner Hütte und zu meinem kleinen Andres zurückkommen!“

So froh die Alte in den Wald getreten war, so betrübt trat sie heraus. Aber es stand im Buche des Schicksals geschrieben, daß dieser Tag ein Unglückstag für sie sein solle. Sie hatte noch nicht den letzten Baum hinter sich, als heisere Stimmen über ihrem Haupte schrieen: kraar — krar — krar! Anne sah in die Höhe. Zwei ungeheure Raben, die auf einer hohen Birke saßen, bewillkommten sie mit diesem melodiösen Gesang bei ihrem Eintritt auf das Feld. Wäre vorher der Fuchs ihr nicht über den Weg gelaufen, so hätte sie wahrscheinlich auf die Raben nicht Acht gegeben, denn daß solche unglücksverkündende Vögel sich um das große Feld herum aufhielten, war ziemlich natürlich; jetzt aber trugen sie nur dazu bei, ihren Schrecken zu vergrößern. Beide entfalteten auf einmal ihre großen, schwarzen Schwingen, beschrieben, unter heiserem Gekrächze, ein Paar Kreise über ihrem Haupte und verschwanden dann. Bebend sah sie sich um und war nahe daran, umzusinken, da auf dem nächsten Acker zu ihrer Linken eine entsetzlich große Eule saß. Dieß zusammengenommen erfüllte die Sinne der armen Alten mit verworrenen Bildern von ihrem unausbleiblichen Untergang. „Ich bin unglücklich! Das geht im Leben nicht mit rechten Dingen zu!“ sprach sie vor sich hin, und statt Muth zu fassen und ihren Schritt zu beschleunigen, stand sie unbeweglich, wie eine Bildsäule und erinnerte sich zugleich, wie der erste Frosch, den sie in diesem Jahr gesehen, ihr entgegengehüpft war und der erste Mistkäfer, den sie im Frühjahr gewahr geworden, todt vor ihrer Hütte gelegen hatte. Sie überließ sich all' der Furcht, welche ihr diese eingebildeten Vorboten einflößen konnten, während das wirkliche Unglück sie mit Eisenkrallen packte. Unvermögend einen Schritt weiter

zu thun, sank sie auf den Rain nieder und fing bitterlich an zu weinen.

Da traf plötzlich eine Stimme ihr Ohr, bei deren Laut selbst die Quelle ihrer Thränen vor Entsetzen vertrocknete. Sie drehte den Kopf und hinter ihr, wie der Erde entstiegen, stand die allgemein gefürchtete Finnländerin, die Lene vom Galgenberg, ein Weib von ungefähr vierzig Jahren und von einer mehr als gewöhnlichen Größe. Man sah deutlich, daß sie in ihrer Jugend von hoher Schönheit gewesen; aber es gab jetzt nur Wenige, welche sie so lange zu betrachten wagten, daß sie aus ihrem Aussehen auf das hätten schließen können, was sie früher gewesen; und wer weiß, ob nicht eine ausgemachte Häßlichkeit weniger Abscheu erregt hätte, als diese verfinsterte Schönheit? Ihr kohlschwarzes, struppiges und doch glänzendes Haar war fahrläßig in die Höhe gestrichen, mit einem feuerrothen Band, damals Streichband geheißen, zusammengebunden, und flatterte in wilder Unordnung unter einer bunten Kattunhaube hervor, welche ihr Haupt bedeckte. Dunkelbraun wölbte sich die hohe Stirne über einer kühnen Adlernase, einem wohlgebildeten Munde und einem fein geformten Kinn; aber in diesem Gesichte glühten ein Paar unter bogenförmigen Brauen tiefliegende, schwarze, funkelnde Kugeln, deren Sterne, die auf weißgelbem Grunde ganz sichtbar waren, Feuer und Flammen zu sprühen schienen und den Beschauer in Ungewißheit ließen, ob diese wilden Augen einer Närrin oder einer verkörperten Furie angehörten. Solcher Art war dieß Weib, welches mit einer Stimme, die an Wohllaut dem Geschrei der Vögel, die Annen soeben begrüßt hatten, durchaus nicht nachstand, jetzt hervorkrächzte: „Sag! sag! was geht vor, Anne, daß Du hier sitzst und weinst? Hat der Junge — nachdem der Alte endlich abfährt — Gott tröste seine Seele!“ setzte sie mit andächtiger Heuchelei hinzu — „Dich fortgejagt?“ Sie schwieg einen Augenblick, aber da Anne nicht im Stande war zu antworten, fuhr sie fort: „Das ist so,

Gott soll's wissen, die Manier der Jungen; und da er jetzt noch eine Braut dazu hat, welche...." Wieder eine Weile Stillschweigen. „Wenn es aber so ist, so komm nur zu mir," sagte sie, „und willst Du und Dein Andres mir dagegen behülflich sein, so wollen wir ein Herrschaftsleben führen."

Mehr verwundert als besorgt, sah Anne zu Lene auf. Sie konnte nicht begreifen, woher diese Freundlichkeit komme, und befand sich daher in nicht geringer Verlegenheit. Die Wahrheit und die Liebe, welche sie für ihren jungen Herrn und seine schöne Braut hegte, legten ihr auf, Lenen laut zu widersprechen, während dagegen die Besorgniß, die allgemein Gefürchtete durch Widerspruch zu reizen, ihr die Zunge band. Sie entgegnete sanftmüthig: „Es ist nicht so, wie Du glaubst, Lene. Herr Erich will mich nicht fortjagen, dazu ist er viel zu gut." — Hier wurde sie von Lene unterbrochen, die mit dem giftigsten Blick und der äußersten Bitterkeit in der Stimme rief: „Ah so! Er ist zu gut, um Dich fortzujagen! Du bist so fromm, Du, natürlich! Aber er ist nicht zu gut, um mich fortjagen zu wollen, wenn er nur könnte. Ja, das wäre im gerade recht, das!"

„Ach, Gott bewahre, liebe Lene!" unterbrach sie die angstvolle Alte, „wer wird das glauben?" und erdachte in ihrer Verwirrung eine Unwahrheit, welche sie an den Rand des Verderbens führte: „Ich habe entsetzliches Zahnweh; wenn Du mir das vertreiben könntest; es ist fast mein letzter Zahn."

„Ja so! hast Du Zahnweh? Das war eine andere Sache. Ja, das will ich freilich kuriren? — Jetzt fing sie an, leise vor sich hinzumurmeln und Annens Kinnladen unausgesetzt mit ihren Fingern zu bestreichen. Mit Entsetzen glaubte die Alte wahrzunehmen, daß Lene das Vaterunser rückwärts hersage (Etwas, was nach dem Volksglauben immer den Hexen zur Last gelegt wurde, wenn sie eine Krankheit besprachen.) Erschrocken drehte sich die arme Anne um; da stand noch ein verdorrter

Tannen- oder Fichtenzweig, der im verflossenen Winter als Wegweiser gedient hatte. In ihrer aufgeregten Einbildung glaubte sie in demselben einen ausgesandten bösen Geist zu erblicken, der einen verbrannten Arm nach ihr ausstrecke, um sie für ihre Unwahrheit zu strafen, wodurch sie sich der Hexe in die Hände geliefert und gewissermaßen zu ihrer Mitschuldigen gemacht hatte. „Herr Jesus!" schrie sie laut auf; Lena verstummte für einen Augenblick. Sie folgte der Richtung von Annens verwirrten Blicken, und mußte eine Ahnung davon haben, was in der Unglücklichen vorging; denn eine infermalische Freude leuchtete aus ihren Blicken. Annens Frömmigkeit und Unbescholtenheit waren ihr schon lange ein Dorn im Auge gewesen; jetzt sah sie eine Gelegenheit, die Alte eben so elend zu machen, als sie selbst war, und außerdem trieb sie noch eine andere heimliche Ursache dazu an. „Ah so! Du siehst Den, der da hinter uns steht? Das ist ein Zeichen, daß Du binnen Kurzem eine Straße mit mir wandern wirst; denn er zeigt sich vor niemand Anderem." Anne war nahe daran, vor Schrecken ohnmächtig zu werden; aber Verzweiflung gibt Muth und in einem, obwohl schwachen Ausbruch davon, ergriff sie ihren Bündel und versuchte aufzustehen. Aber das war nicht Lenens Meinung; so leicht wollte sie ihren Raub nicht fahren lassen und überdieß reizte der Bündel ihre lüsternen Blicke. Sie zerrte Annen zurück und zischelte ihr zu: „Nein, danke schönstens, so leicht entgehst Du mir nicht! Ich habe Dein Zahnweh geheilt und will Etwas für meine Mühe haben. Was hast Du in dem Bündel?" — Ohne weitere Umstände nahm sie ihn aus Annens zitternden Händen und öffnete ihn rasch. — „Zum Donnerwetter! so prächtige Geschenke!" schrie sie, während sich der niedrigste Neid in ihrem ganzen Wesen offenbarte. „Woher hast Du die Sachen? — „Von Mutter Rabina," antwortete Anne an allen Gliedern zitternd, theils aus Furcht vor Lene, theils aus Angst, ihren Schatz in den Räuberhänden derselben zu erblicken. Gleichwohl gebot

ihr die Vorsicht, davon Nichts merken zu lassen und sie fuhr deßhalb, so wohlwollend als es ihr nur möglich war, fort: „Wenn Du von meinen Eßwaaren versuchen willst, Lene, so steht es Dir frei.“ Inzwischen hatte Lene nicht auf die Erlaubniß dazu gewartet, und eben so wenig war es ihr um das bloße Versuchen zu thun, sondern sie ließ es sich wohl bekommen und verschlang den ganzen Vorrath mit unbeschreiblicher Gier. Dazwischen sprach sie: Die Rabinius'schen müssen doch nicht so arm sein, wie die Leute sagen, wenn sie so köstliche Speisen haben. Du hast ihnen wohl Arzneikräuter für die Kuh gegeben? Freilich sind sie zu gut, um mit mir darüber zu reden; für so Viel kann ich es schon machen, daß ihre Kuh keinen Tropfen Milch mehr gibt, und daß ihre Schafe so nackt bleiben, wie meine Hand.“ Und nun streckte sie ihre knochige Hand hervor, auf deren rothbrauner Haut sich dicke schwarzblaue Adern mannigfach kreuzten. „Und das sage ich Dir, Anne! es ist nicht Recht, daß Du mir in's Handwerk pfuschst. Willst Du es mit mir halten, so sollst Du lernen, was ich selbst kann und Schmausereien mitmachen, wovon Du in Deinem Leben keine Ahnung gehabt hast.“ — Ungeachtet des Schreckens, der das Herz des armen Weibes erfüllte, war sie doch noch ein wenig um ihren köstlichen Speisevorrath besorgt, der, buchstäblich genommen, zwischen den Zähnen der Hexe, wie Butter in der Sonne, dahinschwand.

Als sie endlich sah, daß Lene nicht allein fast Alles aufgegessen hatte, sondern sich auch anschickte, den sehr unbedeutenden Rest noch mitzunehmen, rief sie mit Muth: „Nein, Lene, nun hast Du so viel gegessen, als Du im Stande warst; was übrig ist, muß ich meinem kleinen Andres mit nach Hause nehmen!“ Mit diesen Worten nahm sie ihr den Bündel, halb gütlich, halb mit Gewalt aus der Hand. Einen Augenblick unterdrückte die Wuth der Hexe Stimme, um sodann desto rasender hervorzubrechen. „Was! Du reißt mir das Essen aus dem Munde! Du hältst Dich für stark genug dazu; ab

Mancher, noch stärker als Du, hat ihn verläugnet, den ich nicht nennen will, und am Ende ist es doch mein Herr und Meister, der die Welt regiert. Warte nur! Die Zeit soll kommen — ich lese es auf Deinem Gesichte;" ihre Augen schienen bereit, aus ihren Höhlen treten zu wollen, so scharf heftete sie dieselben auf Anne. „Die Zeit kommt, wo Du noch elender sein wirst, als ich, wo Du, obdachlos, verachtet und von Allen verbannt, vor meiner Thüre betteln wirst!"

„Still, um Gotteswillen!" flehte Anne, „Du sollst ja gern Alles behalten."

Lene, die inzwischen aufgestanden war, riß den Bündel mit Hast an sich. „Es ist nicht mehr als billig, daß ich das Meinige bekomme; aber was ich gesagt habe, steht fest, wie der Fels im Meere, und geschieht Dir nicht mehr als Recht, da Du Dich besser dünkst, als Andere. Erinnerst Du Dich, was Du bei Jösse Nilssons Weihnachtsschmaus über mich gesagt hast? Jetzt sollst Du Deinen Lohn bekommen und denk' an meine Worte! Keine frohe Stunde sollst Du mehr haben; jeder Deiner Tage soll schlimmer sein, als sein Vorgänger und Dein letzter der allerschlimmste. — Sie eilte dahin; Anne stand wie vernichtet. Ein heftiger Windstoß brauste über das Feld; die arme Alte sank trostlos nieder. Sie fühlte einen stechenden Schmerz in ihren Augen und bedeckte sie mit den Händen. Als sie wieder aufsah, gingen ein Paar wandernde Gesellen vorüber. „Zum Henker!" sagte der Eine halblaut, „wie ist die Alte triefäugig! Die ist gewiß letzte Walpurgisnacht auf einer Ofengabel auf den Blakulla *) geritten." — „Herr Gott! So bin ich denn unwiderruflich dem Bösen verfallen?" rief sie verzweifelt. Verworrene Bilder von Unglück und Verbrechen schwebten an ihren Blicken vorüber; sie zitterte vor Angst, daß sie vielleicht schon im Bunde mit dem Satan sei,

---

*) Blakulla ist dasselbe bei den Schweden, was bei den Deutschen der Blocksberg. A. d. U.

sah sich als gebrandmarkt an, fürchtete irgend einem Menschen zu begegnen, vermied den nächsten Weg, der sie nach Haus führte, suchte die abgelegensten und verborgensten Pfade auf und kam erst um elf Uhr Nachts zu ihrer Wohnung.

Erst als sie die Thüre zu der heimlichen Stube öffnete, des kleinen Knaben unschuldsvollen Schlaf gewahrte und, über ihn niedergebeugt, das Wehen seines engelreinen Athemzuges fühlte, da zerstreuten sich und verschwanden schnell die trüben Bilder, und ein Vorschmack der Seligkeit nahm ihren Platz bei dem Gedanken ein: diesen hab' ich dem Elend entrissen! Sie sang einen Psalm und entschlief unter dem Seufzer; „Siehe, ich stehe in der Hand des Herrn; er vermag es, mich zu schützen!"

Viertes Kapitel.

Schon frühe am Samstagmorgen hatte König Karl XI. Kungsör verlassen, um einen Besuch bei der Königin Wittwe, seiner Mutter, abzulegen, welche sich in Strömsholm aufhielt. Ohne andere Abenteuer, als daß fast alle Bewohner der Umgegend herbei liefen, um ihren geliebten König wieder zu sehen, kam er in Munktorp an. Aber dort gewahrte sein scharfer Blick einen Gegenstand, der seine ganze Aufmerksamkeit erregte.

„Was soll das dort heißen? Ein Mann in Priesterkleidung, der im Acker pflügt!"

„Wo, Ew. Majestät, wo?" fragte der Herr, der dem König zur Seite ritt und der, gleich der übrigen Suite Nichts bemerkte.

„Ja, Wachtmeister, siehst Du dort den Mann nicht

der den Brachacker pflügt?" antwortete der König, indem er mit der Reitpeitsche dahin zeigte.

Er gab dem Pferde die Sporen, das ihn im Augenblick zu dem kleinen, uns schon bekannten Stück Feld brachte, wo Rabenius, in seinem von Katharinen ausgebesserten Chorrock mit der einen Hand das Conzept hielt, woraus er mit lauter Stimme las, während er mit der andern den mit dem „Falben" bespannten Pflug lenkte, und dabei that, als merke er die Ankunft des Königs nicht.

„Hört, lieber Vater, wer seid Ihr?" rief der König, dessen Gegenwart Rabenius jetzt erst zu bemerken schien. Ohne die geringste Verlegenheit, welche sonst so leicht einen Mann von noch höherem Rang, als Rabenius befällt, wenn er mit einem Vornehmen, und gar noch mit dem Könige selbst sprechen muß, legte er den Zügel auf des Falben Rücken, näherte sich, verbeugte sich tief und sprach:

„Ich bin Kaplan hier in dem Kirchspiel Munktorp."

„Kaplan? Und unter solchen Umständen, daß Ihr genöthigt seid, Geschäfte zu verrichten, die sich so wenig für Euren Stand passen?"

„Ew. Majestät, um nothdürftig auszukommen, habe ich keinen andern Ausweg, als mein Feld selbst zu bestellen; ich vermag es nicht mir einen Taglöhner zu halten, nicht einmal eine Dienstmagd. Ich selbst bin Knecht, und meine Frau die Magd."

„Das Kirchspiel ist ja weder klein noch arm?"

„Das Kirchspiel, Ew. Majestät, ist im Gegentheil sowohl groß als reich; aber ich bin nur Kaplan und auch das erst ein Jahr. Dazu kömmt noch leider der Umstand, daß ich nicht zur ersten Silbe meines Kirchspielnamens geboren ward, wohl aber zum letzten, wie ich, Gott solls wissen, seither hinlänglich erfahren habe.*) Ich verheiratete mich als Adjunkt."

---

*) Eine im Deutschen schwerlich wiederzugebende Anspielung

Der König lachte.

„Dann habt Ihr wohl eine bedeutende Schaare Kinder, versteht sich?“

Mit einem Ernste, der aufs schärfste gegen seine frühere scherzhafte Redeweise abstach, antwortete Rabenius:

„Von vielen Kindern, womit Gott meine Ehe gesegnet hat, sind mir nur noch drei übrig geblieben, zwei Söhne und eine Tochter. Die Knaben sind in Westeras bei meinem Bruder, das Mädchen hilft ihrer Mutter.“

„Gut! Und was lest Ihr da?“

„In der Predigt, die ich morgen halten werde.“

„Lest mir den Eingang, die Betrachtung und die Eintheilung Eurer Predigt vor!“

Rabenius gehorchte dem Befehl.

„Schön!“ fiel der König ein. „Wir haben heute Samstag; Ihr zeigt dem Pfarrer an, daß er statt Eurer predigt, und findet Euch morgen in Strömsholm ein, um dort von mir und meinem Hofe den Gottesdienst zu verrichten, und dabei die Predigt zu halten, welche Ihr jetzt studirt. Und somit lebt wohl.

Rabenius verbeugte sich tief. Karl ritt weiter, aber bei einer Biegung des Weges sah er zurück. Rabenius lenkte seinen Pflug mit einer Ruhe, als sei durchaus nichts Außerordentliches vorgefallen.

Inzwischen setzte der König seinen Weg fort, und dachte dabei unaufhörlich an seinen Kaplan zu Munktorp, „Das geht durchaus nicht,“ sagte er endlich zum Wachtmeister, „daß die Geistlichen so schlecht besoldet sind, um Knechtsdienste verrichten zu müssen. Die Diakonen müssen ordentlich bezahlt werden; ich will die Sache mit dem Erzbischof überlegen.“ Aber das Schicksal schien für König Karl diesen Tag einzig und allein zu geist-

---

auf Munktorp, dessen erste Silbe: Munk ein Mönch, und dessen zweite! Torp ein Stück Feld bedeutet, von welchem dem Lehensherrn irgend ein Grundzins entrichtet werden muß.
A. d. U.

lichen Abenteuern bestimmt zu haben; denn die Zeit, welche er brauchte, um von Kungsör nach Kalbäck zu reiten, hatten die Bewohner des dasigen Kirchspiels nicht unbenutzt vorüber gehen lassen. Fast alle Einwohner des Fleckens waren in ihren Feierkleidern vor der Kirche versammelt, neugierig zu hören, was der König den Bauern auf ihre unterthänige Bitte wohl für eine Antwort geben werde. „Dort ist er! dort kömmt er!“ klang es wie aus der Luft herab; „und als die irdischen Gäste in die Höhe blickten, um zu sehen, welche Wolkenbewohner es wohl sein könnten, die herunterriefen — sieh! da war das Kirchendach mit den keckesten Thieren des Erdenrundes bedeckt: mit schwedischen Knaben.

„Ruhe!“ gebot ein alter ergrauter Soldat. „Ich weiß wie man sich zu benehmen hat, wenn man mit dem König sprechen will. Erinnert Euch, daß ich im Lager des großen Gustav Adolf geboren bin, und daß ich mit dem seligen König über den Belt zog. Weg, alle Ihr, welche nicht zur Deputation gehören! Ihr, Bezirksrichter, Peter Olsson, und Ihr, Andres Andresson, tretet hierher ....“ Jetzt wurde der Redner unterbrochen. Die gewaltige Wolke, welche man früher in der Entfernung wahrgenommen, hatte sich genähert; schon unterschied man Figuren darin, noch einen Augenblick, und der König war am Gatter. Bei seinem Anblick flogen alle Hüte herunter, und ein vielstimmiges Hurrah begrüßte ihn. Karl der sich darüber wunderte, so viele Leute beisammen zu sehen, ritt ungeduldig voraus, um die Ursache davon zu erfahren, und ließ seine Suite zurück, welche dießmal, gegen Gewohnheit ziemlich zahlreich war. Peter Olsson und sein Kamerad traten hervor, und bückten sich, so unterthänig sie es nur vermochten. Der Erstere war, als Bezirksrichter, zum Wortführen erwählt; aber es ging ihm, wie so vielen Andern unter denselben Umständen: verblüfft von der Gegenwart des Königs, wußte er nicht wie er anfangen sollte. Wäre er nur über den Ein-

gangsspruch, wie er es nannte, weg gewesen, so hätte sich das Uebrige schon von selbst gemacht. Der alte Invalide, der sich innerlich über diese Unbeholfenheit ärgerte, und fürchtete, der König würde fortreiten, trat deßhalb keck hervor. „Ew. Majestät!“ begann er, „verzeihen Sie allergnädigst, daß ich, armer alter Soldat, es wage, das Wort zu ergreifen! Aber die Sache verhält sich so: unser Pfarrer, Gott sei seiner Seele gnädig! ist heute Nacht friedlich und selig entschlummert.“ Jetzt war der Eingangsspruch gefunden, und Peter Olsson erhielt die Sprache wieder: „Ja, Herr König, er ist, Gott solls wissen, todt, er; und wir wünschten....“

„Ist Euer ehrlicher Pfarrer todt?“ unterbrach ihn der König, sichtlich gerührt. „Er war doch noch nicht so alt?“

„Das war er freilich nicht, nur sechzig Jahre, aber gegen den Tod wächst kein Kraut.“

„Gewiß nicht, mein Alter! Aber was wollt Ihr? Ich kann ihn Euch nicht wieder lebendig machen.“

„Das kann Ew. Majestät freilich nicht,“ fiel der alte Soldat ein; „aber Ew. Majestät kann uns einen Nachfolger geben.“

„Ja, wir sind versammelt, um uns einen solchen zu erbitten,“ hob der Bezirksrichter an, dem es schien, als trete der Soldat seiner Würde zu nah. „Wir halten bei unserm gnädigen König an, daß er uns des Verstorbenen Sohn zum Nachfolger geben möge. Er ist freilich jung, das ist wahr; aber zum Pfarrer taugt er, auf der Kanzel hat er kaum Seinesgleichen, und sehen Sie, auf das vierte Gebot hat er streng gehalten. Ja, Herr König, einen solchen Pfarrer gibts nicht mehr, wie unser junger Adjunkt einer ist. Ja, schenken Sie ihn uns; mit jedem Tag wird er älter, bald so alt wie wir, und gebe dann Gott, daß unsere Kinder ebenso von seinem Sohne reden, wie wir jetzt von ihm!“

„Da hast Du ganz Recht Alter! Laßt Euch eine Bittschrift aufsetzen; gebt sie beim Consistorium ein, und

Ihr sollt dann Euren jungen Adjunkten haben. Hör, alter Kamerad!" rief der König dem Soldaten zu. „Ich glaube Dich zu können! Wo hast Du Dein Bein verloren?"

„In der Schlacht bei Lund."

„Jetzt erinnere ich mich Deiner, alter Kriegskamerad! Du hast wohl Pension bekommen?"

„Ja, Ew. Majestät! Uebrigens lebe ich bei meiner Tochter; ich leide keine Noth."

„Hier, Kamerad, hast Du sechs Mark, trink auf meine Gesundheit!"

Der König nickte den Umstehenden, faßte die Zügel, und bald war von dieser Scene nur noch eine Wolke von Staub übrig; noch einen Augenblick, und auch diese war verschwunden.

„Herr Gott wie gnädig ist doch unser König! Denk nur, er läßt gerade mit sich reden wie ein andrer Mensch!" sagte ein altes Mütterchen unter dem Volke.

„Ja ist es nicht so, wie ich immer gesagt habe?" rief Peter Olsson. „Einen bessern König, als König Karl **XI.** gibt es nicht. Er versteht sich auf uns gemeine Leute, er; er ist nicht nur blos für die Herren König, er nicht! Ich weiß wie er es mit dem Landshauptmann machte, ich ...."

„Ja, aber ich weiß," fiel der Soldat ein, „wie er es in Schonen machte. Ehe er dort hin kam, trieben die großen Herrn lauter Teufelszeug; aber hernach ..."

Hier wurde der Sprecher von einer Art Chorus unterbrochen; denn der Bezirksrichter hatte die rechten Saiten in der Brust seiner Zuhörer angeschlagen:

„Nein, laß Peter Olsson zuerst sprechen! Das ist lustiger zu hören, wie es mit dem Landshauptmann ging! Was gehen uns die Satans Halbdänen an?"

„O, Ihr Muttersöhnchen!" rief der Invalide. „Seid Ihr vielleicht etwas anderes, Ihr, die Ihr lieber davon wollt reden hören, wie er einen Landshauptmann gezüchtigt, als davon, wie er die Feinde geschlagen hat? Seid

Ihr vielleicht, wie ich, in Gustav Adolfs Lager geboren, wart Ihr vielleicht unter Torstenson nur noch einige Stunden von Wien, habt Ihr vielleicht den König Karl Gustav über den Belt begleitet? habt Ihr nicht gehört, daß der König, Gott segne ihn! mich wieder erkannte? daß er mich seinen alten Kriegskameraden nannte?" Hier ging die Rede des Alten rinforzando zu dem lautesten Forte und Prostissimo über, denn auf den meisten Gesichtern las er eine ungeduldige Lust, ihn zu unterbrechen. "Wen hat er von Euch erkannt? hat er mir nicht sechs Mark gegeben? hat er mich nicht gebeten, seine Gesundheit zu trinken? Was hat er Euch gegeben?" hier ging dem Alten der Athem aus.

"Ja, aber er verhalf auch dem Armen zu seinem Recht!" schrie der Bezirksrichter.

„Er kletterte bei der Pfarrerin an der Ofenklappe hinauf!" schrie der Soldat.

"Still, still, Vater!" sagte ein junger Bauer, sein Schwiegersohn; "hört Ihr nicht, daß man den Bezirksrichter will erzählen lassen? Eure Geschichten hat man ja schon jeden Sonntag gehört."

„Die jetzige Jugend hat den Teufel im Leibe," murmelte der Alte, „daß sie es einem braven Kerl nicht einmal vergönnt, seine Geschichten zu erzählen! Da lobe ich mir doch die Zeit, wo ich jung war!" Aergerlich entfernte sich der Greis. „Mögen sie es nun übel oder wohl aufnehmen; sie sind neidisch auf mich, weil mir der König ein Trinkgeld gab," so dachte er, während er nach Hause humpelte.

So hatte denn der Bezirksrichter gesiegt und das Feld behalten. Alle versammelten sich nun um ihn und er begann: „Es war einmal, während des letzten Mißjahres ein Landshauptmann in Oestergylln. Wie war es doch nur gleich wieder? Ja, der König reiste also in seinem ganzen Land herum, um zu sehen, wie es die Herren mit dem Getraide anfingen, welches er hatte herein kommen lassen. Sieh da, da kam er nun Abends

zu einem Mütterchen in ein Dorf, das nicht weiter von der Stadt lag, als es von hier bis zum Wirthshaus ist; dort fand er nun keinen Bissen Brod in der Stube; versteht sich, daß der König fragte — nun sehr Ihr, sie kannte den König nicht — wie das zugehe, daß sie kein Brod habe. Da antwortete sie: Es langt nicht bei uns, um Korn vom Schloße zu holen. — Wie so? fragte der König. — Ja, sagte die Alte, erstlich müssen wir es doppelt bezahlen, und dann messen sie dort so schlecht, daß es eine Sünde und Schande ist. — Ist das aber auch gewiß wahr? rief der König, und die Alte betheuerte die Wahrheit. — Das will ich bald erfahren, meinte der König. Leiht mir nur morgen früh Euer Pferd und Euren Karren und dann die Hosen und das Wamms von Eurem Mann, dann will ich Euch schon Korn kaufen. Die alte machte große Augen, natürlich. Ihr habt ja meine Pferde und meinen Wagen zum Pfand, sagte der König. Nun, also bei der Morgendämmerung setzte sich der König auf den Karren und fuhr nach der Stadt. Als er nun auf's Schloß kam, ging er ins Magazin, mit seinem Sack unter dem Arm, und verlangte Korn zu kaufen. Es war so, wird die Alte gesagt hatte: alle Maße waren abgestrichen; aber der König hielt an sich, ja, und ließ sich nichts merken. Als es eingemessen war und er hörte wie theuer es sei, so guckte er den Kerl ein wenig an, schwieg aber still; und dann nahm er einen Thaler aus der Hosentasche, der so blank war wie der Tag, und gab ihn dem Burschen, warf seinen Sack auf den Rücken, ganz wie ein gewöhnlicher Bauer, und ging seiner Wege und kehrte zu der Alten zurück. Aber seht, wer jetzt erschrack, das war der, der den Thaler bekommen hatte; denn, seht Ihr, gute Freunde, Silbermünze findet sich nirgends anders, als bei den großen Herrn. Er sprang jetzt hinein zum Landshauptmann und erzählte Alles; und seht, der wurde jetzt so blaß an der Nase, wie einer von uns, wenn er dem Tode nah ist. Hastig fragte er, wie der Bauer ausgesehen, ob er

lahm gewesen. Ja, sagte der Bursche. Da ward der Landshauptmann noch bleicher, ja ganz kreideweiß im Gesicht. Geh hinaus; ich will allein sein, sagte er. Einige Stunden darnach fuhr der Wagen des Königs in den Schloßhof. Und der König machte grimmige Augen, als er fragte: Wo ist der Landshauptmann? Ruft ihn hierher! Aber seht, wer nicht kam, das war er. Er wollte lieber in die Hand des lebendigen Gottes fallen, der da Seele und Leib tödten kann, als in die des Königs, der nur den Körper umzubringen vermag. Als man nun in das Zimmer kam, da saß er und hing an der Wand."

Der Erzähler war zu Ende. Man vernahm keine lauten Beifallsbezeugungen. Wenn den schwedischen Bauren etwas gefällt, so antworten sie nie mit Jubel. Schweigend blickte die Versammlung gen Himmel, und hie und da hörte man eine Stimme sagen: „Gott segne unsern König, der den Armen ihr Recht angedeihen läßt."

Fünftes Kapitel.

Vertraulich die Köpfe zusammen geneigt, saßen drei Damen in einem Zimmer des Schlosses zu Strömsholm. Obwohl verblaßt, schimmerten doch noch die Rosen der Jugend auf ihren Wangen. Sie waren in einem für sie höchst wichtigen Gespräche begriffen.

„So halte ich es für's Beste," sagte Martha, „oder was meint Julie davon?"

„Meine lieben Freundinnen," antwortete die Angeredete in ausländischem Dialekt, „thut, wie Ihr selbst für gut findet! Es ist nicht der Mühe werth, über eine so wenig wichtige Sache zu streiten."

„So wenig wichtig?" fragte Hedwig, etwas belei-

digt. „Ist es vielleicht von so geringer Wichtigkeit, sein zukünftiges Schicksal kennen zu lernen? Dies Weib soll ihre Sache so gut verstehen, wie ein Sterndeuter.“

„Wenn es sich so verhällt,“ entgegnete Julie plötzlich ernsthaft geworden, „so halte ich es für's Beste, wenn wir abbrechen...“

„Ach liebe, gute Julie!“ riefen Martha und Hedwig auf einmal, „Du wirst uns jetzt nicht verlassen; wir sind doch übereingekommen?“

Julie lächelte. „Ernstlich gesprochen, liebe Freundinnen, wenn ich wirklich daran glaubte, so würde mich Nichts in der Welt zu einem solchen Vorwitz vermögen, Da ich aber schon so unzählig viele Taschenspieler und Charlatans dieser Art gesehen habe, so kann ich mir wohl auch von diesem Weibe eine Stunde verkürzen lassen; denn das sage ich Euch, den ganzen Einfall halte ich für nichts Anderes als einen Zeitvertreib. Apropos,“ fuhr sie nachlässig fort, „verhält es sich mit Eurer Sibyllen-Lene ebenso, wie mit der berüchtigten Wahrsagerin in Paris, welche ihre Orakel nicht anders verkündete, als wenn sie allein mit dem war, welchem sie prophezeite?“

„Das weiß Gott!“ antwortete Martha. „Jedenfalls sind wir übereingekommen, es so zu machen.“

„Richtig! Das hatte ich vergessen.“

„Sollen wir darum loosen, wer zuerst gehen muß?“ fragte Hedwig.

„So mag es sein!“ antwortete Martha. „Schreibe unsere Namen auf drei Stückchen Papier und rolle sie zusammen; dann ist Fräulein Julie so gut und zieht eins nach dem andern.“

„Das will ich thun!“ antwortete Hedwig, schrieb schnell auf ein Stückchen: Julie, auf das andere: Martha, auf das dritte: Hedwig, rollte jedes für sich sorgfälltig zusammen, schüttelte sie in der Hand und warf sie dann auf den Boden. Julie näherte sich, nahm eins der Loose und las: Hedwig. Das andere gehörte Martha und

das dritte ihr selbst. — „Welch Glück, daß ich jetzt die Letzte bin!“ dachte sie.

So waren denn alle Vorbereitungen glücklicherweise zu Ende, und das Gespräch verstummte, indem Martha und Hedwig sich damit beschäftigten, über das Glück nachzudenken, welches ihnen Lene verkündigen würde. Unglücksfälle und Mißgeschick fanden sich nicht in den Wörterbüchern dieser beiden Damen. Julie stand, wie es schien, ruhig und unbekümmert dabei; aber was in ihrer Brust vorging, war tief verborgen, wohl versiegelt und das Siegel nicht leicht zu lösen. Endlich machte die Ankunft einer vertrauten Kammerjungfer sowohl dem Schweigen als den Betrachtungen ein Ende.

Hedwig verschwand; und als sie nach einer Weile wieder kam, glühte eine stürmische Freude in ihren Augen. In Marthas Blicken, in denen früher ein gewisser Zweifel zu lesen war, ging sichtbarlich ein Strahl der Hoffnung auf. „Da ich Dir in Allem so ähnlich bin, muß sie mir wohl eben so Erfreuliches zu verkünden haben,“ dachte sie.

Kaum waren sie unter vier Augen, als Hedwig sich Julien näherte.

„Ach, mein Gott! welch' hübsche Sachen hat mir Lene prophezeit! Liebe Julie! binnen Kurzem soll ich eine Krone von blitzenden Diamanten tragen; ich soll einen vornehmen und schönen Mann bekommen; ich soll so reich werden, so reich . . .“ Und nun überließ sie sich einer solchen Freude, als sei sie schon im Besitz der genannten Herrlichkeiten.

Aber hatte sie wohl Unrecht? Wie oft ergötzen sich nicht unsere Blicke an der durch das Fernglas der Hoffnung noch von weitem gesehenen Zukunft, besonders wenn sie in schimmerndem Schmucke prangt? Aber näher und näher kommt ihr Bild, und in kurzer Zeit ist das Bald zum Jetzt geworden. Nicht selten geschieht es, daß der Glanz dann für unächt befunden wird; und ein Jeder, den dies betrifft, ist dann noch glücklich genug, falls die ent-

schwindende Pracht nicht einzig dazu dient, den Kummer und die herzdurchschneidenden Sorgen zu übergolden.

Das andere Fräulein kam wieder. Ihr Aussehen trug nicht das Gepräge von Hedwigs stürmischer Freude; sie sah im Gegentheil etwas unzufrieden aus.

„Du siehst so unfreundlich aus, Martha! Hat sie Dir keinen Mann prophezeit?" fragte Hedwig.

Die Antwort war bitter und nahe daran, einen Streit zu veranlassen, als sich Julie hinein mischte und sie daran erinnerte, daß sie schweigen müssen, damit Niemand die Sache erfahre; indem es sonst leicht geschehen könne, daß der strenge König sie vom Hofe verweise. Darauf entfernte sie sich als die Letzte.

In dem dunkeln Zimmer, wohin sie jetzt trat, konnte durch die herabgelassenen Gardinen kaum so viel Tageslicht eindringen, als nöthig war, um die Gegenstände zu unterscheiden. Die berüchtigte Lene, dem Aussehen und der Rede nach eine ganz andere Person, als die, welche wir vor Kurzem in Annens Gesellschaft kennen lernten, trug jetzt, statt ihrer zerlumpten Alltagskleider, einen rothen Rock mit breitem schwarzem und gelbem Besatz, und eine schwarze Jacke. Eine großblumige Kattunschürze und eine schwarze Haube mit safrangelben Blumen vollendeten ihren Putz. Sie saß vor einem Tisch, auf welchem ein Kaffekessel, Zucker, Sahne und Tassen standen. Bei Juliens Eintritt erhob sie sich und verneigte sich tief. Unwillkürlich trat Julie beim Anblick dieses Weibes, der auch auf sie seine gewöhnliche Wirkung nicht verfehlte, einen Schritt zurück. „Finnland muß die Wiege der Hexerei sein," dachte Julie; „denn diese Lene übertrifft Alles, was ich von ihrer Art sowohl in Spanien als Frankreich gesehen habe." Sie versuchte es, die Hexe zu betrachten, war aber gezwungen, ihre Augen niederzuschlagen; denn sie konnte diesen stechenden, halbwahnsinnigen Blick nicht aushalten. Lene bemerkte den Eindruck, den sie hervorgebracht hatte.

„Mein gnädiges Fräulein," hob sie an, „ich weiß

freilich, daß ich nicht schön bin; aber erschrecken Sie nicht vor einem Weibe, das sein Herzblut für das Glück und das Wohlergehen einer so schönen Dame hingeben würde. — — Ihr Gesicht und Ihre Hand" (Sie hatte Juliens Hand ergriffen und hinein gesehen) „reden eine so bestimmte Sprache, daß es weder des Kaffees noch des Feuers bedarf, um Ihr Schicksal zu verkünden."

Diese letzte Meinung hatte sie mit solcher Bestimmtheit ausgesprochen und dabei Julie so scharf angesehen, daß dieselbe alle Gewalt, welche sie über sich besaß, anwenden mußte, um nur einigermaßen ihre Fassung beizubehalten.

„Und was liest Du denn darin?" fragte Julie nachläßig.

Lene hörte auf die Linien in ihrer Hand zu betrachten, um ihr statt dessen keck in's Gesicht zu sehen.

„Ich wage es nicht, diese Schrift zu entziffern; genug — Sie sind nicht verheiratet und doch nicht ohne Mann."

„Schweig!" entgegnete Julie befehlend. Ich will Dein Vertrauen mit einem andern erwiedern: Kennst Du Rosa, welche sich vermählte mit..."

Lene wurde bleich, faßte sich aber bald wieder. „Ich sehe," sagte sie, „daß Sie mich kennen; aber ich kenne auch Sie."

Ob dies wirklich bei Lene der Fall war, oder ob sie es nur zufällig äußerte, ist schwer zu entscheiden. Julie zweifelte nicht daran.

„Mein Fräulein!" fuhr sie fort, ergriff Juliens Hand und führte sie zum Kamin, wo das Feuer eben niedergebrannt war, „es ist freilich sehr gut, ja ganz zuverläßig, auf dem Boden der Kaffeetasse das Schicksal an Menschen zu erschauen; aber wenn ein besonderer Fall, wie der jetzige, eintritt, dann nehme ich meine Zuflucht zu der uralten Weise meines Stammes, um des Schicksals Schluß zu erforschen. Blicken Sie in das Feuer, Fräulein!" Sie blies es heftig an.

Julie erfüllte Lenens Begehren, sah aber nur eine gewöhnliche Flamme und bald begann wieder die Loderasche die eben noch so frische Gluth zu bedecken. Die Hexe murmelte einen leisen Gesang, wovon Julie kein Wort verstand. Lene brach diesen plötzlich ab.

„Reden Sie!" sagte sie. „Was verlangen sie von mir? Ihre Bitte soll willfahrt werden."

„Dasselbe, was Du Rosa gegeben."

„Ich habe das voraus gesehen und Sie sollen es erhalten; aber, Fräulein! mächtige Hindernisse stemmen sich der Ausführung entgegen. Der, welchem Sie den Trunk zudenken, ist durch einen für diesmal undurchdringlichen Panzer geschützt. Zittern Sie vor Verrätherei!"

„Wird es mir gelingen?"

„Das Vorhaben wird gelingen, wenn Sie der Verrätherei entgehen können."

„Juliens schöne Augen brannten von einem fast eben so düstern Feuer, wie die der Finnländerin.

„Wann kann ich den Trank erhalten?"

„In vierzehn Tagen ist der Mond voll; dann will ich die Kräuter pflücken. Hernach braucht es wieder eine Zeit zur Bereitung. Wenn der Mond wieder in vollem Lichte strahlt, ist er fertig. Aber, Fräulein! was ist meine Belohnung für dies mühevolle und gefährliche Werk, das, wenn es entdeckt wird, auch den Vornehmsten an Galgen und Rad bringt?"

Julie hörte Lenens Worte, ohne irgend eine Bewegung zu verrathen.

„Nenne selbst Deine Belohnung!"

Lene entgegnete jetzt, mit einem Ausdruck, der ein Lächeln vorstellen sollte, der aber eher einem satanischen Grinsen darüber glich, ihr großes Reich noch mehr erweitert zu sehen:

Zuerst verlange ich, daß alles Nachforschen und jede Fahndung auf mich aufgehoben und ich frei erklärt werde. Dann begehre ich einen Herrensitz in Finnland,

und zuletzt, wenn ich Ihnen den Trank übergebe, hundert Dukaten!"

Da Julie mit der Antwort zögerte, fuhr sie fort: „das ist nicht zu viel verlangt, in Anbetracht der Person ..."

"Halt! Schweig! Ich bewillige Deine Forderung."

„Das ist schön! Aber Sie müssen dies Versprechen mit einem Eid bekräftigen." — Sie sagte den Eid vor, welchen Julie, ihres innerlichen Bebens ungeachtet, den Muth besaß, deutlich nachzusprechen. Beim Abschied sagte die Hexe:

„Vergessen Sie nicht, daß sie meinem Meister verfallen sind, wenn ich wegen des Trankes verrathen werde. Das Gift soll so zubereitet werden, daß es ganz von Ihnen abhängt, ob der, welcher es bekömmt, noch einen Tag, einen Monat oder noch ein halbes Jahr leben soll." Als Draufgeld drückte Julie Lenen fünf Dukaten in die Hand. Darauf entfernte sie sich von der Hexe, welche sich tief verbeugte, und ging wieder zu den beiden andern Fräulein, welche sie mit einem Mährchen von allerlei Kleinigkeiten über ihr ziemlich langes Ausbleiben zufrieden stellte.

Sechstes Kapitel.

Wie unähnlich den früheren waren die Gefühle, mit welchen die arme Pfarrersfamilie in Munktorp am folgenden Morgen erwachte. Rabenius sah die Sonne über eine fette Pfarrei scheinen, als deren Seelsorger der bis dahin verfolgte und verachtete Kaplan nun für würdig erachtet wurde. Seine Frau sah in ihrer Küche Alles so blank, gescheuert und gefegt, wie nur auf dem herrlichsten Gemälde aus der flamändischen Schule, und ihre Speise-

und Vorrathskammer waren mit allen genießbaren Gottesgaben angefüllt. Katharine sah ihren Lebensweg sich durch sonnbeglänzte Gärten schlängeln, wo sie an der Hand ihres geliebten Erich lustwandelte, und diese Gärten waren gränzenlos, unendlich, wie die erste Liebe. Aber nachdem sich die Hoffnung zu ihren leuchtenden, idealen Höhen emporgeschwungen, trat auch die Gegenwart mit ihrer Wirklichkeit hervor. Noch befanden sie sich in ihrer alten Wohnung, und Mutter und Tochter schauten mit betrübtem Blick auf die Anordnungen zum Anzug des Gatten und Vaters.

„Herr Gott, lieber Vater!" sagte Maria, „wenn Du denn doch einmal gezwungen warst, Dir einen Chorrock zu leihen, warum hast Du auch nicht gleich seinen neuen verlangt, sondern diesen da, der nicht viel besser, als Dein eigner ist?"

„Und ich," fiel Katharine ein, „bat ja doch den lieben Vater auch, sich ein Paar Strümpfe zu borgen; denn so viel Mühe ich mir auch gegeben habe, diese zu stopfen, sieh her!" damit hob sie die Strümpfe in die Höhe und hielt sie gegen das Licht.

„Vortrefflich, meine Tochter! Du hast mit dieser Stopferei ein wahres Meisterstück geliefert. Wahrhaftig, wärst Du nicht verlobt, diese Strumpfstopfung wäre allein hinreichend, Dir einen Mann zu verschaffen. Und Du, liebe Alte, ich sage Dir, der Chorrock ist schön; denn wenn er besser wäre, so wäre er nicht schön. Aber laß uns eilen, die Sonne steht schon hoch am Himmel." und nun legte er den gewaltigen Kragen an, dem Seife, Stärke und Bügeleisen einen seit lange dahin geschwundenen Glanz wiederzugeben versucht hatten. Denke, lieber Leser! was würde wohl Rabenius gesagt haben, wenn er sich hätte vorstellen können, wie wenig man mit der Zeit auf dies Symbol der Ordnung halten würde!

„Jetzt bin ich endlich angekleidet. Mutter! ich will kein Frühstück haben; aber hole mir eine Kanne Bier!"

„Lieber Vater, es ist das letzte!“ sagte Maria mit einem tiefen Seufzer.

„Um so besser! das letzte schmeckt immer am besten, und wenn man vor dem Könige predigen soll, so ist es nicht der Mühe werth, um eine Kleinigkeit zu knickern.“

Während Frau Rabenia nach dem verlangten Bier ging, betrachtete Katharine ihren Vater von allen Seiten, wischte dort ein Stäubchen weg und glättete da eine Falte. Jetzt erschien die Mutter mit dem Bier. Rabenius ergriff die Kanne mit diesen Worten:

„Hiermit trinke ich der Armuth und dem Mißgeschick ein Lebewohl!“ Etwas, wie eine Thräne, schimmerte in seinen Augen. Gleich den Kämpen der Vorzeit, leerte er die Kanne, gab sie umgekehrt seiner Frau, drückte ihr die Hand, ging hinaus, schwang sich auf seine Rosinante (auf den weltbekannten „Falben“, mit dem er Tags vorher gepflügt hatte), und trappte nun, so gut es gehen wollte, dahin unter Mariens und Katharinens innigsten Wünschen für zukünftiges Wohl und Glück.

Siebentes Kapitel.

Vor dem innern Zimmer des Königs lehnten zwei Hofleute in einer Fensternische und sprachen halblaut miteinander. Jetzt hörten sie die Thüren öffnen; ihr Gespräch verstummte und sie erhoben sich. Gleichwohl war es nicht der König, sondern der Baron Gyllenstjerna, der heraustrat. Er warf einen forschenden Blick auf sie. Wahrscheinlich las er in ihren Zügen Etwas, was mit seinem eignen Innern sympathisirte. Er schritt auf sie zu.

„Meine Herrn! ich bedaure, Ihre Unterhaltung gestört zu haben."

„Ach nein, Herr Baron!" antwortete der Aeltere; wir sprachen nur von dem Prediger, den wir heute, in Folge Sr. Majestät Wahl, so glücklich sein werden zu hören."

Mit einem verächtlichen Lächeln antwortete Gyllenstjerna: „Man muß gestehen, Sr. Majestät besitzen eine seltene Geschicklichkeit, das bescheiden verborgene Verdienst zu entdecken."

„Wenigstens kömmt es mir nicht wunderbar vor," entgegnete der jüngere Kammerherr; „demjenigen, der nur Gott für seine Handlungen verantwortlich ist, ist es so leicht, zu — — seiner Vorechte sich zu bedienen — zu verschaffen."

Dies Gespräch wurde durch ein lautes Gelächter vom Trabantensaale her unterbrochen. „Das müssen die Pagen draußen sein. Die sind wahrhaftig heute recht munter," sagte Gyllenstjerna. Das Räthsel löste sich bald; denn man hörte einen mit heller Stimme rufen: „Sieh den Pfarrer! sieh den Pfarrer! er will unserm Herrn, oder wenigstens dem Pabst nachäffen; er reitet auf einem Esel."

„Was will das heißen?" rief Gyllenstjerna und alle drei Herrn eilten an's Fenster. „Welch unstattliches Schauspiel!" fuhr er bei Rabenius Anblick fort, der jetzt grade am äußern Thore angekommen war und vom Pferde stieg.

„Die Pagen haben nicht Unrecht," sagte der ältere Kammerherr; „eine ähnliche Kreatur habe ich noch nicht gesehen. Graufahl — hu! So mager, wie das Pferd, gibt es wohl keinen Esel. Er zeigt einen guten Geschmack, das muß man gestehen!"

„Aber sehen Sie nur, was sich der arme Kaplan für ein Air gibt! Selbst der Oberhofprediger Wallin kann nicht vornehmer thun," entgegnete der jüngere Kammerherr.

„Ja, Du hast Recht," antwortete der ältere. „Unser König gleicht Gott; er thut Wunder."

Die Thüren öffneten sich und Rabenius trat herein. Nicht das mindeste scherzhafte Wesen wurde man an ihm gewahr. Nach einer ehrerbietigen Verbeugung vor den drei Herren, ging er in Begleitung des Küsters, der ihn an der Treppe empfangen hatte und nun sein Cicerone im Schlosse war, nach dem für den Prediger bestimmten Zimmer, das jetzt zur Sakristei diente und vor einem Saale lag, der zur Kirche eingerichtet und deshalb mit Altar, Kanzel und Orgel versehen war. Der würdevolle Anstand, den Rabenius behauptete, stimmte selbst den Baron Gyllenstjerna zu seinem Vortheil, der mit vornehmer Nachlässigkeit hinwarf: „Wahrhaftig, nach dem, was ich über den gestrigen Auftritt gehört, habe ich mir ihn nicht so vorgestellt."

Inzwischen hatte Rabenius dem Küster das Verzeichniß der Psalmen zugestellt, und die noch übrige Zeit wandte er dazu an, sein Conzept noch einmal durchzugehn. Wollte man behaupten, er sei durchaus eben so sicher und getrost gewesen, wie wenn er in seiner eignen Kirche hätte predigen sollen, so würde man vielleicht der Wahrheit zu nahe treten; aber man konnte von ihm sagen, daß er an dem Rubikon seines Schicksals stehe und deßwegen tief im Herzen die Rührung verschloß, welche ihn erschütterte. Nimmt man hierzu noch das Bewußtsein seiner geistigen Ueberlegenheit und zugleich das Ansehen, welches sein Amt ihm verlieh, so kann man sich die Ruhe, welche er zeigte und bald gewann, ganz leicht erklären.

Der Gottesdienst war zu Ende; während zwei ganzer Stunden hatte Rabenius den Herzen seiner Zuhörer das göttliche Gesetz eingeschärft. Der Hof verließ die Kirche. Wenige Minuten darauf kam ein Page zu Rabenius und sagte, daß er den Befehl habe, ihn zur Tafel zu führen und darauf zu sehen, daß Nichts fehle, was zu des Herrn Magisters Bewirthung gehöre, und daß er ihn

nach eingenommener Mahlzeit zum König geleiten solle. Freudig folgte Rabenius seinem jungen Führer. Aehnlich den meisten Menschen von seiner Gemüthsart, legte Rabenius sehr hohen Werth auf die Tafelfreuden; aber sein guter Kopf warnte ihn, sich bei diesen Urbildern aller Taugenichtse: den Pagen eine Blöse zu geben oder sich lächerlich zu machen. Für seinen Theil sah er freilich alle Menschen, den König kaum ausgenommen, als Zielscheiben seiner Witze an, aber er wollte Niemanden erlauben, sich auf seine Kosten lustig zu machen, und jederzeit war der übel daran, der sich so Etwas beigehen ließ.

Nachdem Rabenius sein Tischgebet beendet hatte — welches damals wirklich in einem Gebete bestand und nicht, wie jetzt, in einer nachlässigen Verbeugung vor dem Stuhle oder besser gesagt vor dem Tisch mit der reichen Besetzung, gleich als wolle man nur im Vorbeigehen den lieben Gott bekomplimentiren, so wie man es mit einer geringern Person thut, vor der man nicht hochmüthig erscheinen will — wurde er zum Könige geführt, der in einem tiefen Gespräch mit dem Baron Gyllenstjerna begriffen war. Als ihn Karl zu Gesicht bekam, rief er:

„Habt Dank, Rabenius! Eure Predigt war wirklich ganz erbaulich. Aber ich kann nicht begreifen, wie Ihr aussehet. Euer Chorrock paßt Euch ja nicht!"

„Ew. Majestät, das ist leicht zu erklären; er gehört nicht mein. Ich habe keinen andern Rock als den ich gestern anhatte; diesen hier habe ich von dem Pfarr-Adjunkten geliehen."

„Das sollt Ihr nicht mehr nöthig haben. Gyllenstjerna wird zum Schneider schicken, ihm das Maß nehmen und eine vollständige Pfarrerskleidung für Rabenius anfertigen lassen; aber sie muß bis zum nächsten Sonntag fertig sein, weil er dann vor der Königin zu Kungsör predigen soll." — Rabenius verbeugte sich tief.

„Hört weiter!" fuhr der König fort, „Ihr sagtet,

daß Ihr zwei Söhne und eine Tochter habt; wie alt sind die Knaben?"

„Der Aelteste ist zwölf, der Andere zehn und das Mädchen siebzehn Jahr alt, Ew. Majestät."

„Da werdet Ihr wohl darauf denken, sie zu verheiraten?"

„Ew. Majestät, das ist schon zu spät."

„Was! zu spät, ein siebzehnjähriges Mädchen zu verheiraten?"

„Nicht so, Ew. Majestät! sondern mit dem Drandenken, meinte ich. Das Mädchen hat mir in dieser Beziehung die Sorge erspart."

„Ja so! das will sagen, sie hat schon einen Bräutigam?

„Wer ist es?"

Rabenius stellte sich, als habe er die Frage überhört und antwortete:

„Es hängt von Ew. Majestät ab, ob sie früher oder später die Brautkrone tragen soll."

„Ja so! Er ist Pfarrer und, wie Ihr, nicht zum Mönch geboren?"

„Ich hoffe es, Ew. Majestät! Wenn aber Ew. Majestät so gnädig ist, unsrer Aller Wünsche zu erfüllen, so macht Ew. Majestät viele Frohe; denn, wie ich gehört habe, hat das ganze Kirchspiel in tiefster Unterthänigkeit darum angehalten . . ."

„Sich mit Eurer Tochter zu verheiraten?"

„Keineswegs! Das Kirchspiel hält darum an, sich mit seinem Adjunkten trauen zu lassen; denn jetzt gleicht es einer zerstreuten Schafheerde ohne Hirt."

„Endlich wird man wohl sehen, daß es der Magister Erich, der Adjunkt in Kalbäck ist, von dem die Bauern gesprochen haben?"

Rabenius verbeugte sich.

„Nun, nun, ich werde wohl nach ihm schicken und mit ihm reden. Er hat die Liebe einer ganzen Gemeinde zu gewinnen verstanden; und ist er ein Mann, wie ich

mir ihn denke, dann habe ich schon beschlossen, ihn zum Pfarrer zu ernennen. — Wenn beerdigt er seinen Vater."

„Am Dienstag."

„So so! Hier Etwas, zum Dank für Eure Predigt. Und nun lebt wohl!"

Bei diesen Worten gab der König Rabenius ein Papier, welches dieser mit einer Verbeugung empfing und das Zimmer verließ. Obwohl neugierig, den Inhalt der Gabe zu erfahren, mußte er sie doch unbesehen in die Tasche stecken; denn das Vorzimmer war mit Leuten angefüllt, die sich Alle beeiferten, dem neuen Pfarrer, dem der König so gnädig zugethan schien, etwas Verbindliches zu sagen. Wenn auch seine Predigt erbärmlich gewesen wäre, es wäre doch auf dasselbe herausgekommen; nun war es aber eine gute Predigt, deßhalb war der Beifall um so ungezwungener. Glücklicherweise war kein anderer Pfarrer dort, deßhalb hatte er auch die Eifersucht von Niemand erregt; und jene, welche allenfalls Ursache hatten, zu fürchten, in der Gunst des Königs zurückgesetzt zu werden, sahen mit Vergnügen, daß er seinen Mann in einem Stand gewählt hatte, der ihnen nicht schädlich sein konnte. Sie erhielten aber jetzt wieder Ursache zur Kurzweil. Rabenius hatte Abschied genommen, sich vor Allen verbeugt und nahm schon seinen Weg über die Schloßtreppe, in Begleitung des Küsters, der den sorgfältig in ein Tuch eingebundnen Mantel und das Gebetbuch trug. Mit vielen Komplimenten erzwang sich der Küster die Ehre, Rabenius Beine in ein Paar alte Kamaschen zu hüllen, womit er Katharinens Meisterstück vor dem verderblichen Staube sichern wollte, der schwarz zu weiß und weiß zu schwarz macht. Zu demselben Zweck warf ihm auch der Küster einen alten, grauen, sogenannten Regenmantel über die Schultern. Als nun der Pfarrer, so ausgestattet, auf den ausgemagerten Falben kletterte, der unter seiner kostbaren Bürde schwankte, da vermochte Niemand mehr das Lachen zu unterdrücken; denn er hätte wahrhaftig nicht einmal mit Ehre seinen

Platz als Vogelscheuche in einem Hanfacker behaupten können. Bei diesem Gelächter drehte sich Rabenius auf dem Pferde herum, das schon mit ihm fortzuhumpeln begann.

„Lacht nicht — wegen — meines — Pferdes! — Eure Klepper," rief er, „sind — weit — schlechter!" Der Falbe besann sich und Rabenius fuhr, gegen das Fenster gewendet fort: „Ich will eine Wette mit Euch eingehen, daß ich auf meinem Pferd weiter komme, als Ihr auf den Eurigen, so zierlich sie auch sind. Sie taugen zu Nichts und werden weit hinter meinem Falben zurückbleiben." — Bei diesen Worten verdoppelte sich das Gelächter der Umstehenden. Der König der an seinem Fenster stand und sich an der lächerlichen Kavalkade des Pfarrers höchlich ergötzte, wurde neugierig zu wissen, was er gesagt habe. Er ließ einen der Umstehenden heraufrufen, der ihm auf sein Befragen die Sache erzählte.

„Ist der Pfarrer ein Narr?" rief der König lachend. „Das wollen wir zwei doch sehen. Ich will ihn lehren in die Wette fahren, ich. Das soll ihn theuer zu stehen kommen."

Rabenius trabte inzwischen vorwärts, so schnell es der Falbe vermochte Endlich hatte er das Schloß soweit hinter sich, daß er sicher war, von dort nicht mehr gesehen werden zu können. Um sich noch mehr zu vergewissern, drehte er sich doch um und blickte aufmerksam umher, aber es schien Niemand in der Nähe zu sein.

„Jetzt, hervor mit dem Papier vom König! Geld kann es nicht sein? Dazu ist Se. Majestät ein zu guter Haushälter. Wäre vielleicht eine Pfarrei im Stifte frei, so würde ich glauben, es wäre die Bestallung; außer Erichs seine, ist jedoch, meines Wissens, keine zu vergeben. Na, na, wir werden ja sehen!" — Unter diesem Selbstgespräch hatte er den Mantel auseinandergeschlagen und das Papier hervorgezogen.

„Was seh' ich!" rief er in der größten Freude. „Die Bestallung als Schloßprediger in Kungsör! Wahr

ist das Sprichwort: Nicht immer steht das Unglück vor der Thüre des armen Mannes. Wer hätte das heute vor acht Tagen gedacht! Diescit! Caeco reluxit dies! Das schreibe ich heute noch in mein Tagebuch. Wie wird sich Maria freuen!"

Hier wurde sein Entzücken durch eine unangenehm wimmernde Stimme unterbrochen: „Lieber Herr Pfarrer! schenkt einem armen Weibe eine kleine Gabe! Ich komme heute vom Tische des Herrn; aber in meiner armen Hütte findet sich kein Bissen Brod." Ohne sich umzusehen, warf er dem Weibe, welche demüthig das Gatter offen hielt, einen Dreier zu.

Rabenius war niemals ein großer Oekonom gewesen, und in seiner gegenwärtigen Stimmung hätte er den Muth gehabt, die ganze Welt zu verschenken. Ueberdieß, wer weiß, ob nicht der Titel Pfarrer auch das Seinige dazu beitrug? Hätte er jedoch die Bittende betrachtet, so wäre wahrscheinlich eine Strafpredigt, statt einer Gabe erfolgt. Jetzt setzte er, unter frohen Träumen, langsam seinen Weg fort.

Achtes Kapitel.

Kaum war jedoch unser neuer Schloßprediger unter Lenens, denn es war keine andere, lauten Danksagungen durch das Gatter hindurch, welches dicht hinter ihm zufiel, als dieß eben noch so demüthige Wesen Gestalt und Ton änderte.

„Was ist das? Was will das sagen?" murmelte sie vor sich hin und blickte forschend Rabenius nach. „Wie soll ich das verstehn?" Sie betrachtete aufmerksam das Geldstück, welches sie in der Hand hielt. –

„Rabenius, der so arm ist, daß ihm seine Bauern Lebensmittel bringen, der seine Kinder bei seiner hochmüthigen Schwägerin einbetteln und Gott danken mußte, daß diese ihnen einige Brocken hinwirft, der wirft selbst dem, der ein Gatter öffnet, auf der Landstraße einen Dreier zu! Nun, ich hätte freilich nicht aufgemacht, wenn ich mich sonst hätte verbergen oder aus dem Wege kommen können; denn ich weiß, er liebt mich nicht. Aber er war so froh, daß er mich nicht erkannte; er sah so vergnügt aus, als hätte er eine Wünschelruthe bekommen, oder einen Schatz gefunden. Woher kommt das? Was hat er hier in dem Kirchspiel zu thun gehabt?"

Diese und ähnliche Fragen, welche sie nicht beantworten konnte, beschäftigten sie eine gute Weile, während sie langsam ihren Weg auf einem ziemlich breiten Pfade fortsetzte, der sich über einen Waldhügel schlängelte. Wenn man denselben mit den Augen verfolgte, so gewahrte man in unbedeutender Entfernung ein hohes Gerüst, und einige Pfähle, auf deren einem ein Kopf stack, in dessen Züge die Verzweiflung ihren nur zu wahren Stempel gegraben hatte und der grinsend den Wandrer warnte, sich zu nähern. Das Gerüst bildete das Bett des Unglücklichen, der, ohne selbst dadurch zu leiden, und ohne andern Nutzen für die Lebenden, als vielleicht ihr Gemüth durch das Vertrautwerden mit Gegenständen so schauerlicher Art, noch mehr zu verwildern, verurtheilt war, zwischen Himmel und Erde zu verfaulen. Aber grade dieser Pfad, ein Schrecken für Andere, führte zu Lenens Wohnung. Sie war ungefähr halbwegs gekommen, als eine Menge Raben und Krähen von ihrer Mahlzeit aufflogen und mit heiserm Gekrächze ihr Haupt umkreisten. Sie hatte die Vögel aufgescheucht; und diese scheuchten sie nun auch auf. Sonst wäre sie wohl nicht vor diesen ihren Lieblingsthieren erschrocken, wenn sie nicht in Gedanken an Rabenius vertieft, dahin gegangen wäre, und im Uebrigen — wer hat nicht seine schwachen Augenblicke? Einer von diesen war jetzt für

Lene gekommen. Ohne an die Hauptbedingung zu denken, wozu eine Hexe von Profession dem strengsten aller Herrn verpflichtet war, nämlich niemals, ohne Widerruf im Herzen und heimliche Anrufung des Satans, Gottes oder Jesu Namen zu nennen, schrie sie auf: „Herr Jesus!" Kaum war ihr dieser Ausruf entfahren, als sie von einem namenlosen Beben erfaßt wurde, der Teufel könne jetzt erscheinen und sie auf der Stelle holen; und nur mit Mühe vermochte sie es, sich bis zu dem Gerüste hinzuschleppen, an dessen Fuß sie sich niedersetzte. Da sie nun sah, daß ihre Furcht keine Folge hatte, ermannte sie sich wieder und begann Muth zu fassen. „Mein strenger Meister muß mir wohl, aus Rücksicht auf die Dienste, die ich ihm schon geleistet habe, und noch leisten werde, dieß Verbrechen verzeihen, das ich aus Unachtsamkeit beging. Ja, ich will es gutmachen! Sie brach zwei Espenzweige ab — absichtlich wählte sie diese Baumart, weil die Sage erzählt, das Kreuz Christi sei davon verfertigt gewesen, und zur Strafe dafür, zitteren, von innerem Schauder ergriffen, deren Blätter unaufhörlich — legte sie in Form eines Kreuzes und zertrat und verspottete es. Mit Hohngelächter rief sie dann: „Jetzt wird wohl mein Fehler versöhnt sein, und der Mißgriff hat weiter Nichts zu bedeuten." Aber auch diese schändliche That konnte sie nicht beruhigen; sie jetzte sich wieder. „Soll denn dieses Jahr — hu! wie schauerts mich dabei — wirklich mein letztes sein? Ich kann meine trüben Ahnungen unmöglich unterdrücken! Seit der letzten Walpurgisnacht, da der Meister nicht mit mir tanzen wollte, ist meine Ruhe verschwunden. Ich kann nicht mehr, wie früher an dieser Richtstätte vorbei gehen, ohne zu schaudern." Sie sah hinauf zu dem Rad, worauf die Glieder des Unglücklichen angenagelt waren. „Ich will drauf schwören, daß der König selbst kein so weißes Hemd hat, als der Alte dort oben; und doch möchte ich nicht dort liegen. Nun, dorthin komme ich ja ohnehin nicht, ich werde verbrannt, ich."

Mit Entsetzen bemerkte sie jetzt, daß sie abermals einen Mißgriff begangen habe, und schwieg plötzlich. Ihr Kopf brannte sie so, daß, obschon die Luft nichts weniger als warm war, sie doch meinte, dieselbe stehe in Flammen. Aber noch einmal gelang es ihr, ein, wie sie glaubte, untrügliches Mittel aufzufinden, um wenigstens diesen Brand zu kühlen. Sie zog ihr Schnupftuch aus der Rocktasche, knüpfte die eine Ecke auf, und betrachtete mit Blicken, in denen die Flammen des Abgrunds sich spiegelten, die dort auf dem dunkeln Grunde liegende weiße Oblate. — „Sieh, das habe ich für Dich, Herr, auf unsere nächste Zusammenkunft mitgenommen. Dießmal ist es mir gelungen; ich nahm sie aus dem Munde, während ich mich zu weinen anstellte.“ — Sie wickelte das Schnupftuch sorgfältig zusammen und steckte es zu sich.

Während sie noch eine Weile da saß, um sich zu erholen, suchte sie sich die Vorfälle der letzten Walpurgisnacht ins Gedächtniß zurück zu rufen. Der Meister oder Herr — so wird nämlich der Teufel von den Hexen und Zauberern genannt — hatte sich mit der Butter und dem Käse, die sie zum Schmause mitgebracht, nicht zufrieden gezeigt, und hatte auch nicht mit ihr getanzt, was voraus bedeutete, daß die Hexe in diesem Jahr der weltlichen Macht anheim fallen, oder auf andere gewaltsame Art umkommen werde. Und da sie über diese Ungnade ihres Meisters gezittert und geweint, hatte er gesagt: „Deine Zeit ist um; den eigentlichen Grund weißt Du. Inzwischen will ich, in Anbetracht Deines treu ergebenen Eifers, womit Du und Deine Familie, in vielen Gliedern, mir gedient, mich Dir gnädig erzeigen. Kannst Du, noch vor unserer nächsten Zusammenkunft mir drei Seelen zuführen, dann will ich Dir noch zehn weitere Jahre schenken, die Du in Ueberfluß und Wollust zubringen sollst, und Alle sollen sich beugen vor Dir; dann aber bist Du unwiderruflich mein.“ — Sie bedachte, wie seine Worte eingetroffen, welchen Reichthum,

welche Vortheile sie erwarteten, wenn es ihr gelänge, der vornehmen Dame den bestellten Trank zu übergeben. „Wen wird sie wohl damit traktiren wollen? Na, je höher hinauf, desto besser, desto sicherer kann ich ihre Seele vorzeigen; denn gib meinem Meister nur den kleinen Finger, so nimmt er bald die Hand und dann Alles zusammen. Das wäre eine! die andere erwarte ich heute Nacht, und die dritte soll die alte Anne sein. — Deßhalb habe ich sie, wie eine Spinne umgarnt; sie kann sich nicht mehr retten, den sie ist eine reine, unschuldige Seele. Zum Ueberfluß und der Sicherheit halber, kann ich noch unter einem halben Dutzend Anderen wählen, sowohl in diesem, als in den nächstgelegenen Dörfern.

Auf diese Art war es ihr nun gelungen, die Qual und Angst zu verscheuchen, welche, hätte sie ihrer warnenden Stimme gehorcht, sie vielleicht noch vom Rande des Abgrunds hätte retten können. Sie stand auf, mit Flammen der Freude in ihren Blicken, übersah sie die gräßliche Gegend. Kaum war ihre Furcht gewichen, als ihr auch wieder ihr Zusammentreffen mit Rabenius in den Sinn kam. „Ich wundere mich nur, was mit dem albernen Pfaffen vorgefallen ist. Darüber muß ich nothwendig Aufschluß haben."

Mit verdoppelter Hast beeilte sie sich nun ihre Hütte zu erreichen, um welche herum der Fluch sich nieder gelassen zu haben schien, so unheimlich und öde war die Haide, welche sie umgab. Der Pfad, der dorthin führte, und auf welchem Lene nun dahin eilte, war mit ihren Lieblingspflanzen, mit Bilsenkraut und mit der Tollkirsche eingefaßt. Um die Richtstätte selbst herum war die Vegetation üppig, und bildete einen scharfen Kontrast mit dem umherliegenden, steinigen Felde, wo man nur Haidekraut und hie und da einen vereinzelnten Strauch gewahrte. Ein menschenleben stand damals nicht hoch im Preise, es fiel manchmal wegen einer Kleinigkeit, und der Ueberfluß des vergossenen Blutes hatte den festen, schuttgemischten Boden zu einem fruchtbaren Felde ver-

wandelt, wo wolkenhohe Hängbirken traurig ihre Zweige niedersenkten, gleich als wollte die sittsame, wohlthätige Natur über die letzten Athemzüge der Verbrecher oder Opfer einen Schleier ausbreiten.

Jetzt stand sie vor ihrer Thüre, zog aus der Rocktasche einen großen Schlüssel, und vor unsern Blicken liegen die Geheimnisse der Hütte offen da. Die äußere Stube selbst unterschied sich in keiner Hinsicht von der Wohnung anderer armen Leute Ihre Einrichtung glich vollkommen der, wie sie noch jetzt bei Hintersaßen oder derlei Menschen gebräulich ist, aber zwischen der Stubenthüre, und dem grade gegenüber befindlichen Kamin gewahrte man eine niedrige Thüre, die zu einer länglichen Kammer führte, nämlich zu der Höhle, worin Liebes- und Todestränke, mitunter auch Heilmittel für Menschen und Vieh zubereitet und gekocht wurden, und wohin Niemand eintreten durfte, der nicht, um Lenens eigne Worte zu gebrauchen dieselbe Straße mit ihr wandelte. Hier nur war es, wo sie sich recht eigentlich heimisch fand. An den Wänden umher waren Gestelle angebracht, auf welchen Gewächse von allen möglichen Arten standen, von denen jedoch die meisten giftig waren. Einige schon zubereitete Extrakte, in sorgfältig verstopften Flaschen und Büchsen, standen in einem besondern Schranke beim Kamin, wo, man noch allerlei Gefäße gewahrte, deren Formen deutlich ihren Gebrauch verkündeten. Auch an Metallen fehlte es nicht, unter denen Zinn und besonders Blei die größte Menge ausmachte. Giftige Thiere, wie Schlangen, Eidechsen, Spinnen u. s. w., deren sie zu ihren teuflischen Brühen benöthigt sein konnte, sammelte sie gelegentlich. Um diese Stätte allen neugierigen Blicken zu entziehen, war sie, statt eines Fensters, nur mit einer Schießscharte versehen. Bei Lenens Eintritt in die Stube sprangen ihr zwei große schwarze Katzen, die einzigen lebenden Wesen, welche sie um sich duldete, miauend entgegen. So groß ist gleichwohl das Bedürfniß von Liebe und Gegenliebe für das

Menschenherz, so lange es hier auf Erden schlägt, daß sogar dieses Weib, der Abschaum der Menschheit, welches keine Niederträchtigkeit und kein Verbrechen scheute, das Alles haßte, doch ihre Katzen liebte, sie streichelte und fütterte. Drauf ging sie in die Kammer und schlug Feuer. Sie fürchtete, daß selbst das Tageslicht ihr jetziges Vorhaben verrathen würde. Die Kammer war nicht gedielt. Da sie allzeit in Gefahr einer Entdeckung und darauf folgenden Untersuchung schwebte, hatte sie mit Hilfe eines Vertrauten einen Keller angelegt, der seinen Ausgang auf der andern Seite in einen Steinhaufen hatte; und damit nicht einmal eine Feuersbrunst sie verrathen könne, war der Fußboden weggenommen. Ein schwerer, flacher, genau einpassender Stein verbarg die Oeffnung. Diesen Stein hob sie jetzt auf, ging einige Stufen hinab und befand sich bald auf dem Boden des Kellers. Dort heftete sich die Aufmerksamkeit auf eine Menge sehr prachtvoller Kleider, weit mehr, als für den Stand worin sich Lene jetzt bewegte, nöthig waren; aber das Kostbarste war doch eine eisenbeschlagene eichene Kiste, deren Schloß sie öffnete; und wer besitzt nicht Genüsse, die dem Bedürfniß seiner Seele entsprechen? Hier erfreuten sich ihre Blicke an dem Glanz des Goldes und des Silbers, in Gestalt von einigen Gefäßen und Kleinodien, eine silberne Schale, zur Hälfte mit Goldmünzen gefüllt, lachte ihr entgegen. Nachdem sie eine Weile ihre Augen an diesem Abgott ihrer Seele geweidet, durchrieselte sie ein Gefühl, als wenn sich eine kalte Schlange um ihr Herz lege: „Und dieß Alles soll ich verlassen? Und das grade jetzt, wo die Aussicht, meine Tage in Pracht und Herrlichkeit hinzubringen vor meinem Blicke schimmerte! Nein, es muß mir gelingen!"

„Kleine Bissen sind auch Brod!" murmelte sie, während sie den Dreier, den sie von Rabenius erhalten, langsam in einen ledernen Beutel gleiten ließ, der die geringern Münzsorten verwahrte. Aus einer besondern

kleinen Lade an der Seite, die sich in allen altväterischen Kisten vorfindet, nahm sie eine Schachtel hervor; dann wickelte sie die Oblate aus ihrem Schnupftuch, betrachtete sie noch einmal, bevor sie sie in die Schachtel legte und stellte diese dann wieder an ihren Platz. Ein solches Geschenk, meinte sie, würde sie in ihres Herrn Gunst hoch erheben. Während sie das Schloß wieder zudrehte, beschloß sie, daß Anne die Kirchenschlüssel für sie stehlen solle. „Das mag ihr Lehrstück sein. Ich muß das Silber von dem Meßbuch reißen und den Kelch haben, bevor ich diese Gegend verlasse; denn hier bleibe ich nicht lange mehr."

Jetzt stieg sie aus dem Keller, ließ den Stein vorsichtig in seine Fugen herunter, öffnete die Schießscharte und streckte den Kopf hinaus, um sich zu überzeugen, daß sich kein neugieriges Auge dieser, von Allen gemiedenen Gegend genähert habe. „Jetzt muß ich sehen, welches Glück Rabenius wiederfahren ist!" murmelte sie.

Auf einen mit Eckleisten versehenen, an der Wand unter der Schießscharte befestigten Tisch, streute sie Asche. „Was knarrt dorten?" flüsterte sie lauschend und ging zur Thüre. „Ja so! Magnus erwartet Fremde. Ja, ja, Schöppens Liese sollte kommen; sie nickte mir so bedeutungsvoll in der Kirche zu. Ich muß mich eilen." — Sie ging wieder an den Tisch, klopfte dreimal auf das Blatt, und die Asche lief in Figuren zusammen. Kaum hatte sie einen Blick darauf geworfen, als ihr ein Ruf der Verwunderung entfuhr: „Was sehe ich! Der arme Pfaffe geehrt und reich!" — Der Neid, diese niedrige, aber mächtige Leidenschaft, nahm ihr ganzes Herz ein; es war, als wäre sein Glück nur auf Kosten des ihrigen entstanden. Lange durfte sie sich jedoch dieser Pein nicht überlassen. Sie hörte Tritte und Stimmen; schnell schüttelte sie die Asche zusammen, warf Blei und eine Gießkelle auf den Tisch, eilte hinaus, verschloß die Kammer und öffnete die Lucke an der Vorderthüre, wo man schon ein leises Anklopfen vernahm. Ihre Ahnung

hatte sie nicht betrogen; Schöppens Liese stand wirklich dort, in Begleitung eines jungen, bleichen Mädchens, welchem man den Kummer in jedem Zuge ansah.

Neuntes Kapitel.

„Willkommen, liebe Liese! Willkommen, Du mein schönes Kind! Kommt herein! kommt herein! Was kann ich Euch zum Gefallen thun." Dir, Liese, der Schöppenfrau und Dir, Christel, schön wie der Tag! Ha! Du bekömmst einen reichen Mann — welch' ein Glück! Aber was seh' ich? Du weinst?" — Plötzlich nahm sie einen prophetischen Blick und Ton an: „Dein Bräutigam ist — er hat —" sie trat einen Schritt näher und heftete ihre schwarzbraunen, funkelnden Augen auf das arme, weinende Mädchen, welches außer Stand war, diese giftigen Blicke zu ertragen, schluchzend ausrief: „Ja, könnt Ihr es glauben? Olle hat mit mir gebrochen und heiratet die Else in Björkling!"

„Ja," nahm Liese das Wort, „er hat meine Christel, meine Schwestertochter, um der Else willen verlassen, Ihr wißt es wohl?"

„Ich weiß Alles, Ihr lieben!"

„Nun, siehst Du, Christel! Ist es nicht so, wie ich gesagt habe! Bei Lene Mathsdotter würden wir Kunde und vielleicht Hülfe dazu erhalten. Wenn sie nicht helfen kann, so kann es Niemand."

„Ja, ich bin von Gott und den Menschen verlassen!" rief die überlaut weinende Christel.

„Rede nicht so sündhaft, mein Kind!" warnte Lene. „Gott verläßt Keinen, der mit festem Glauben auf ihn hofft," setzte sie mit einem heuchlerischen Seufzer hinzu.

„Wie ich sage und gesagt habe," fiel Liese ein, „Lene Mathsdotter ist eine fromme und gottesfürchtige Frau; und der anders sagt, soll es mit mir zu thun haben."

„Liebe Liese! Der Neider und Spötter gibt es, wie Sand am Meere; wer kann sie zählen? Aber der Herr kennt die Seinen. Sag' mir Alles, was vorgefallen ist; ich verspreche Dir zu helfen." — Dabei folgte sie mit gierigen Blicken Liesen, die ihren Bündel öffnete und Branntwein und Eßwaaren im Ueberfluß hervorzog.

„Das gehört Alles Euer, wenn Ihr nur meiner Christel helft."

„Verschmäht auch dieß nicht!" bat Christel und gab ihr ein recht schönes Halstuch.

„Das ist zu viel, mein bestes Kind, zu viel!" antwortete Lene, nahm aber das Tuch. „Einem so schönen Mädchen, wie Du, würde ich gerne helfen, wenn ich sie auch gar nicht kennte, ja gerne Alles umsonst thun, um wie viel mehr also für Dich. Wir wollen zusehn."

Sie nahm aus dem Kamin Asche in eine Schale, schob unvermerkt einen Gießlöffel und Zinn unter der Bettgardine hervor, zeigte Christel, wie sie die Asche streuen solle und sagte:

„Klopfe dreimal an das Brett und denk' unterdessen nur an Olle!"

Das Mädchen seufzte; die Muhme antwortete statt ihrer:

„Mein Gott! An was soll der arme Wurm anders denken, als an Olle, an den sie, wie ich sage und gesagt habe, sowohl Tag als Nacht denkt?" — Inzwischen hatte Christel, mit zunehmendem Herzklopfen, und während sich ihre Wangen allmälig höher färbten, die Schale mit der Asche genommen. Es kam ihr vor, als habe sie die Zukunft in ihren Händen, und daß ihr Wohl und Weh davon abhänge, wie sie die Asche ausstreue. Sie that es mit zitternden Händen, klopfte an das Brett und erwartete unruhig den unwiderruflichen Beschluß des Schicksals. Angstvoll betrachtete sie die Sibylle, welche sich

anschickte, ihr Amt zu verrichten. Da stand jetzt Lene, das verabscheuungswürdige Wesen, zwischen dem theilnehmenden, einfältigen Bauernweibe und dem unglücklichen Mädchen, dessen sich eine so starke Bewegung bemeisterte, daß es sich an die Wand stützen mußte. Nachdem die Hexe lange mit Aufmerksamkeit die, durch die Asche gebildeten, fantastischen Figuren betrachtete, nahm sie das Wort:

„Ja, war es nicht, wie ich dachte! Er liegt gefangen in mächtigen Banden. Aber jetzt wollen wir gießen.“ Sie blies einige Kohlen im Kamin an, legte das Zinn in den Löffel und setzte ihn auf's Feuer. Nachdem es geschmolzen, goß sie es in eine Schale mit Wasser, schüttete dann das Wasser ab und warf das Zinn auf den Tisch.

„Herr Jesus! wie seht ihr so ernsthaft aus!“ schrie Christel in Todesangst.

„Mädchen!“ rief die Hexe in voller Wuth, fuhr aber dann etwas sanfter fort: „Habe ich Dir nicht gesagt, daß Du es unterlassen sollst, den Namen Gottes zu nennen! Ja, was ich gesagt habe, steht fest, und so viel sage ich Dir noch dazu, daß er eher den Tod umarmen soll, als die Else in Björkling.“

Christel erbleichte. Ihr Schutzgeist flüsterte ihr zu, diese sündigen Veranstaltungen zu fliehen.

„Nein, ehe er stirbt, mag er lieber die Else heiraten!“ rief sie.

Lene, die fürchtete, ihr Opfer werde ihr entgehen, stellte sich als ob sie lache. „Liebes Mädchen, wer hat gesagt, daß er nothwendig sterben müsse? Ich sagte nur, wenn . . .“ Ihre Muhme stimmte mit der Hexe überein und Christel unterdrückte die Stimme ihres Gewissens.

„Noch ist nicht alle Hoffnung verloren, und wenn Du Muth hast, kannst Du ihn vielleicht wieder gewinnen.“

„Ob ich Muth habe?“ fragte Christel. „Gott weiß, was ich nicht Alles thun würde, um meinen Olle wieder zu bekommen!“

Lene betrachtete sie mit einem teuflischen Lächeln.

„Um Gotteswillen, liebe Lene, seht mich nicht so an! Ihr erschreckt mich zu Tode," bat Christel voller Angst.

Liese, deren Aufmerksamkeit auf Lenen's Worte gerichtet waren, hörte Christel's bittenden Ausruf nicht, sondern fragte; „Wer ist es denn, der ihn gefangen hält?"

„Ja, an demselben Tage, als Olle und Christel sich verlobten, ging Else, auf den Rath einer alten Hexe, die Gott verdamme! in der Nacht dreimal um das Rad beim Galgen. Sie sollte auch einen Nagel aus dem Kopf des Enthaupteten ziehen, und wäre ihr das gelungen, so hätte der Zauber nie mehr gelöst werden können; aber er war zu fest eingeschlagen. Um nicht mit leeren Händen zu kommen, nahm sie einen von den Nägeln, die in den Füßen stacken; deßhalb kann noch geholfen werden, und hast Du Muth, heute Nacht ..." Da fiel ihr auf einmal ein, daß sie heute Nacht einen andern Besuch erwarte, weßhalb sie verbessernd hinzusetzte: „Nein, es ist ja wahr! Heute Nacht geht das nicht, sondern — still, laß mich rechnen," — sie zählte an den Fingern. — „Ja, so ist es! Die Nacht zwischen dem Sonntag und dem Montag mußt Du kommen. Dann wird die Mondenscheibe voll."

„Darf mich die Muhme nicht begleiten?" fragte das Mädchen kaum hörbar.

„Nein, Du mußt allein sein!" Und nun erzählte sie umständlich die Ceremonie bei diesem nächtlichen Besuch. Christels Entsetzen konnte nicht höher gesteigert werden; aber so sehr liebte die Unglückliche ihren treulosen Bräutigam, daß sie bereit war, der ganzen Macht des Abgrunds zu trotzen, um nur seine Liebe wieder zu gewinnen.

Sie, die für nichts Anders Sinn und Gedanken hatte, als für ihre Liebe, hatte auf Lenens Mährchen von der Hexe nicht Acht gegeben; aber ihre Muhme war um so neugieriger. Sie wollte durchaus wissen, wie die ganze Geschichte mit Else zusammenhänge und wer die Hexe sei,

die ihr den Rath gegeben habe. Lene wünschte nicht mehr. Jetzt konnte sie ihren Neid und ihren Haß befriedigen und ihren Meister versöhnen, mit einem Wort, den Auftrag ihres Herrn erfüllen und eine Unschuldige verderben. Deßhalb sagte sie heuchlerisch:

„Ach, liebe Liese, wer kann die Schlechtigkeit der Menschen herzählen? Die Ihr am wenigsten beargwohnt, die Ihr für die Beste haltet, gehet umher wie ein Löwe, suchend, wen sie verschlinge. Sie geht mitten unter Euch umher; aber Ihr kennt sie nicht."

„Herr Jemine! Wer kann das sein? Das ist, wie ich sage und wie ich gesagt habe, niemand Anders als die alte Ingri in Lensta."

„Ach nein, so weit ist es noch nicht mit Ingri gekommen."

„Die alte Spinn-Liese denn?"

„Meint Ihr? Die ist viel zu dumm dazu. Ihr hattet mich im vorigen Jahr im Verdacht, daß ich das Unglück Peter Petersons verschuldet habe; aber daran hatte ich ganz und gar keinen Theil."

Nachdem die Schöppenfrau da und dorthin gerathen hatte, schien ihr auf einmal ein Licht aufzugehen; sie rief: „Es ist doch am Ende nicht gar Anne Olsdotter?"

Lene antwortete nur mit einem tiefen Seufzer.

„Hört Ihr, ist es so?"

Lene schien wie aus einem Traum zu erwachen. „Hört Ihr, Schöppen Liese, Ihr! Sagtet Ihr nicht, daß die alte Anne den Exekutor verwünscht habe?"

„Ja, ich meine ganz, so etwas gehört zu haben."

„Und darauf zerriß ihm der Wolf zwei Kühe."

„So wie der Habicht, der alle Gänschen der Mutter Kajsa holte?" fiel Christel ein, welche jetzt durch die Beschuldigung, Anne könne die gewesen sein, die ihr den Bräutigam entzogen, zur Theilnahme an dem Gespräch angeregt wurde.

„Ja, ja," antwortete Lene, „ich sage nichts, ich; ich will nicht die sein, die Jemand in üblen Ruf bringt.

Denkt daran, liebe Freundinnen! ich habe Nichts gesagt und will auch nicht, daß mir Etwas nachgesagt werde; aber gewiß ist, daß, wagt Ihr nur das Mindeste zu erzählen, was Ihr jetzt von dem Rade und dergleichen gehört habt, ihr Beide unglücklich seid. Dann kommt der Enthauptete jede Nacht als Alp zu Euch und das so lange Ihr lebt. Geht jetzt und vergeßt meine Worte nicht!"

Die beiden Weiber nahmen Abschied und gingen. Was Lene von Anne gesagt hatte, das wurde am folgenden Tag überall erzählt; aber von ihrem eigenen Besuch bei Lene kam, unter der ganzen Plauderei, nicht ein einziges Wort über ihre Lippen.

Zehntes Kapitel.

Es war Abend geworden, ehe die beiden Weiber gingen. Lene verschloß die Thüre im Augenblick. Sie machte sich, wie andere Bauernweiber thaten, keine Last damit, das Feuer anzublasen, einen Topf beizusetzen und ihre ehrliche Grütze zum Abendessen zu kochen. Statt dessen nahm sie die Eßwaaren hervor, die sie von der Schöppenfrau bekommen hatte.

„Es ist einträglich genug, hier zu Lande Hexen zu können. Zur Speise habe ich diese Gottesgaben" (sie spottete), „und was ich nicht habe, das nehme ich, und Geld verdiene ich vollauf. Aller es ist wie verhext: es will Nichts halten. Habe ich auch ein Bischen etwas zusammen gespart, Bums! verschwindet es wieder, wie Butter in der Walpurgisnacht. Wenn nur meine bösen Träume nicht wären! Sollte es mir mit Anne wohl gelingen? Ach ja, es kann nicht fehl gehen. Es ist

schon vierzehn Tage her, daß ich unausgesetzt meine Augen auf sie gerichtet habe. Hie und da habe ich auch einige Zweifel über ihre Frömmigkeit fallen lassen, und den Saamen zu dem kommenden Bilsenkraut ausgestreut." — Nach einem kleinen Schweigen fügte sie hinzu: „Warum soll gerade sie so allgemein geliebt und gerühmt werden? Wenn auch, das ist um so besser; desto willkommener wird ihr Verderben!"

„Hu, wie es mich in meinem Daumen sticht, und was es spät wird! Wie viel Uhr ist es? Schon eilf! Dann darf ich mich eilen, Alles in Ordnung zu bringen bis er kömmt!" — Sie stand auf, setzte die Speisen weg, ließ eine dicke Gardine vor dem Fenster herab, blies das Feuer an, so daß es hoch aufflammte, steckte den Schlüssel ins Schloß, zündete eine Lampe an, welche sie auf den Tisch stellte und ging in die Kammer, um dort ihren Gast abzuwarten.

Sie brauchte nicht lange zu warten. Die äußere Thüre wurde sachte, wie von einem Diebe geöffnet. Sie öffnete in demselben Augenblick die Kammerthür, und durch den dabei entstehenden Luftzug sprühte das Feuer so heftig in die Höhe, daß der Eintretende einen Schritt zurück that und ein leiser Wehruf über seine Lippen schlüpfte; denn in der stark erhellten Stube wurde er nichts anderes gewahr, als ein Gesicht, das ihm wild entgegen grinste und keinem Körper anzugehören, sondern frei in dem Zimmer zu schweben schien. Lene, in ihre schwarzen Lumpen gehüllt, und auf der Schwelle zu der pechfinstern Kammer stehend, ließ nichts Anderes von sich erblicken.

Lene ahnte vielleicht den Eindruck, den ihr Anblick auf den Eintretenden machte; sie trat plötzlich aus ihrem dunkeln Versteck hervor und grüßte ihn.

„Lieber Vater, seid nicht bange! Euch soll nichts Uebles widerfahren!"

Darauf stieß sie das Feuer im Kamin zusammen, welches bald erstarb und unsre Gesellschaft fast in voll-

kommener Finsterniß zurückließ, indem das matte Licht, welches die flackernde Lampe verbreitete, nur so zu sagen die Dunkelheit sichtbar machte und nur dazu diente, die Häßlichkeit und Unordnung zu beleuchten. Mit Mühe konnte der Fremde seine Furcht bemeistern. Endlich warf er doch seinen Mantel ab, den er, theils um unkenntlich zu sein, theils um sich vor der Nachtkühle und dem Sturm zu schützen, umgehängt hatte. Er stack in einem alten, schon lange abgenutzten Chorrock und in schwarzen Unterkleidern; der Kragen war aber wohlweislich zu Hause gelassen worden. Er schien ein Mann in seinen besten Jahren zu sein, eher klein als groß, und hatte einen langsamen und schleichenden Gang. Sein dünnes, struppiges, bräunliches, stark in's Rothe spielendes Haar, glich dem Feuer, das unter der Asche glimmt. Seine hellblauen Augen schienen freilich Nichts zu sagen; betrachtete man sie aber näher und schärfer, so entdeckte man, daß sie sehr viel sprachen. Ihre flüchtigen, aber lauernden und spionirenden Blicke unter beständig niedergeschlagenen Augenliedern, verkündeten einen Intriguanten, dem es blos an einem Felde für ein Talent mangelte, worin er mit jedem römischen Prälaten Schritt gehalten hätte, wäre er vom Schicksal auf einen, seines Geistes würdigen Platz gestellt worden. So war das Aeußere des Mannes beschaffen, der jetzt in den Tempel unsrer Pythia trat. Inwiefern sein Inneres dem entsprach, werden wir bald erfahren; denn mehr als anderthalb Jahrhunderte werden wohl nicht erforderlich sein, um dem Diakonus Hakenselius von Kalbäck die Maske herunter zu reißen.

Nachdem er sich von seinem ersten Schrecken erholt hatte, der seinen Grund theils im bösen Gewissen, theils in dem festen Glauben der damaligen Zeit hatte, die Mächte der Finsterniß können unmittelbar heraufsteigen und wirken, sagte er:

„Liebe Mutter Lene, ich fürchte mich nicht vor Euch — hi, hi, hi! — aber das Feuer flammte so entsetzlich auf, daß ich fast bange war....." Er setzte sich auf

eine Bank an's Fenster und fuhr, nach augenblicklichem Schweigen, fort: „Lene Mathsdotter, als ich Euch gestern sagte, ich wolle....“ Er schwieg, warf, in Ermanglung eines schöneren Gegenstandes, seine Blicke auf die Hexe, welche am Kamin saß, und begann von Neuem: „Ich habe von Eurer seltnen Gabe reden gehört, zukünftige Dinge voraussagen zu können. Ich wünschte — ich wollte — hi, hi, hi!“

Lene, die seine Verlegenheit sah, hielt es für nothwendig, ihm zu Hülfe zu kommen. Mit der instinktähnlichen Menschenkenntniß, welche eine Eigenheit bei Weibern ihrer Gattung bildet, entgegnete sie bald:

„Vermuthlich, lieber Vater, wollt Ihr sehen, ob das Muttersöhnchen Erich die fette Pfarrei erhalten wird?“

In des Diakonus verblüfftem Gesicht sah sie mehr, als zu gut, daß sie den Nagel auf den Kopf getroffen habe; denn er saß da mit offenem Munde und sperrte die sonst zur Erde gesenkten Augen weit auf. Jetzt fuhr sie mit mehr Zuversicht fort:

„Und bekommt er die Pfarrei nicht, so kann er auch die schöne Katharine Rabina nicht heiraten?“

Eine hohe Röthe bedeckte des Diakonus Wangen. Er konnte kaum athmen, sein ganzes Innere lag so geöffnet vor ihm da, als hätte er es in einem Spiegel sehen können. Gleichwohl ermannte er sich und beschloß, wie man sagt, „den Anschein zu retten.“

„Ihr habt in gewisser Beziehung Recht, Mutter Lene; ich kann's nicht läugnen. Indessen hoffe ich, daß Eure Prophetengabe sich nicht auf unmittelbaren Zusammenhang mit — mit — dem Teufel gründet?“ Seine zitternde Stimme verrieth hinlänglich, daß seine Angst größer war, als seine Heuchelei.

„Gott bewahre mich! Für wen haltet Ihr mich, lieber Vater? Ich unschuldiges Weib, soll in Verbindung mit dem Bösen stehen?“

„Ich glaube Euch, Alte; denn sonst hätte ich niemals — hi, hi, hi — meinen Fuß über Eure Schwelle

gesetzt. Meine Zeit vergeht jedoch, und ich habe einen weiten Weg nach Hause."

Lene verstand ihn, stand auf und verlangte, seine Hände zu sehen. Er reichte sie ihr hin. Sie betrachtete sie aufmerksam.

„Die Lebenslinie — ah ja! Die Glückslinie," sie schüttelte den Kopf. „Lieber Vater, ich will und kann Euch nicht betrügen — ich fürchte — der Feind ist Euch zu mächtig."

Der Diakonus erbleichte.

„Es steht so aus, als solltet Ihr eine alte Wittwe statt eines jungen Mädchens bekommen."

Der Diakonus stampfte auf die Erde und stieß einen Fluch hervor.

„Na, na, lieber Vater! Nicht so heftig, nicht so heftig! Wir wollen genauer nachsehen!"

Lene besaß einen zu sichern Blick, um nicht einzusehen, daß sie weiter von dem Diakonus Nichts zu fürchten habe; sie legte deßhalb alle Verstellung ab.

„Hört mich an, lieber Vater! Hier außen geht es nicht gut."

Sie faßte seine Hand.

„Folgt mir hinein in meine Sakristei; dort sollt Ihr Alles, was Ihr wissen wollt, klar wie in einem Spiegel zu sehen bekommen."

Noch versuchte es wohl der Geistliche, sich zurückzuziehen; aber Lenens kraftvollere Seele verfehlte ihre Wirkung auf den heuchlerischen Judas nicht.

„Wollt Ihr," sprach sie, „die Pfarrei und Katharine besitzen, so folgt mir. Ich verspreche es Euch, daß Ihr weder etwas Böses hören noch sehen sollt. Dazu ist mein Meister viel zu klug!" fügte sie mit Hohnlächeln hinzu. Sie nahm die Lampe; der Geistliche folgte ihr.

Eine halbe Stunde war verflossen, als sich die Thüre öffnete und die beiden Bundesgenossen wieder in die Stube traten. Alles an ihnen verkündete, daß sie einig waren.

„Das war also die Ursache, warum der Alte heute nicht begraben wurde! Rabenius mußte vor dem Könige predigen!"

Der Diakonus warf seinen Mantel um und schüttelte Lene im Fortgehn die Hand.

„So bin ich denn," rief sie wild triumphirend, „wenigstens des einen sicher! Er ist unwiderruflich der Unsrige! Wie werde ich mit ihm tanzen! Hei, wie sein Dukaten blinkte! Diese Woche ist eine ordentliche Erntezeit gewesen."

Jetzt meinte sie in dieser Welt Nichts mehr fürchten zu müssen, und die Neugierde trüb sie an, in ihre eigne Zukunft zu schauen. Unter zahllosen Beschwörungen legte sie Blei in die Gießkelle und setzte sie auf's Feuer. Mit Uebermuth betrachtete sie die feine, fließende Masse; ihr Gesicht glühte. Plötzlich stülpte sie die Gießkelle in kaltes Wasser aus und unter einem kläglichen Zischen kühlte sich das heiße Blei. Sie warf einen Blick auf das gleichsam in Schmerzen aufgelöste und wieder gewaltsam verhärtete Metall — und sank schreiend auf ihren Dreifuß nieder.

Eilftes Kapitel.

Wir müssen unsere Erzählung wieder bei demselben Morgen aufnehmen, an dem der König durch die Kirchspiele von Munktorp und Kalbäck kam. Nach Gewohnheit erwachte die alte Anne auch an diesem Tage um vier Uhr. Anfangs dachte sie gar nicht an das gestrige Abenteuer. Die fromme Alte verrichtete ihr Morgengebet, und wollte sich gerade zum Spinnrocken setzen, als ihr Katharinens Brief, den sie auf ein Wandbrett gelegt hatte, in die Augen fiel. Jetzt kam ihr wieder Alles ins Ge-

dächtniß, mit dem Unterschiede jedoch, daß das Entsetzen, welches ihr der Anblick und die Worte Lenens eingeflößt hatten, verschwunden war. Doch lief ihr ein kalter Schauer über den Rücken, als sie an die Prophezeihung der Hexe dachte: „Du sollst dieselbe Straße mit mir wandern!“

„Wollte Gott,“ dachte sie, „der Pfarrer wäre gesund, dann sollte es nicht lange anstehen, bis ich ihm Alles beichten würde; und dann könnte mir weder Lene noch der Teufel selbst etwas Uebles zufügen. Wie, wenn ich mit Erich davon redete?“

Kein Prophet gilt in seinem Vaterlande, ist ein altes Sprichwort, und es bestätigte sich hier. Das Kind, welches sie zur Welt kommen gesehen und dessen ganze Jugend sie gekannt hatte, konnte ungeachtet seines zweijährigen Priesterdienstes, während dessen er des Vaters Adjunkt war, noch nicht auf die Dauer ganz ihr Vertrauen gewinnen. Freilich war sie stolz auf ihn, als ob er ihr eigener Sohn gewesen wäre; aber in Hinsicht auf Alles, was sie selbst anging, war und verblieb er immer derselbe kleine Erich, den sie gewaschen, gekämmt und gepflegt hatte. Um das düstere Reich der Geister zu bannen, mußte man nach ihrer Meinung, wenigstens vierzig Jahre auf dem Nacken haben; „und,“ sprach sie weiter zu sich selbst, „er glaubt nicht an so Etwas. Ich bekomme nur Scheltworte und das ist doch zu hart für ein altes Weib, Scheltworte von dem zu bekommen, dem man früher sogar dann und wann einen Klaps gegeben.“

Die Folge davon war, daß sie zu schweigen, und ihm nur den Brief zu übergeben beschloß. Sie nahm den Bündel mit den Eßwaaren, den sie von Mutter Rabenia bekommen hatte. Traurig betrachtete sie die unbedeutenden Ueberreste.

„Das häßliche Weibsbild!“ murmelte sie vor sich hin. „So gut es auch ist, habe ich doch nicht das Herz, davon zu kosten; ich meine es immer zu sehen, wie sie

die Nase darüber hängt. Der Knabe mag es aufessen." Nachdem sie nun dem kleinen Andres seine Portion für den Tag gegeben hatte, ging sie nach dem Pfarrhofe. Sie folgte nicht der großen Landstraße, sondern ging, wie man zu sagen pflegt, über Berg und Thal und begegnete unterwegs keinem Menschen. Als sie auf das Feld heraus kam, sah sie unten am Pfarrhofe einen Haufen Leute.

„Dort sind sie schon versammelt," murmelte sie, „um den König zu bitten, im Fall der Pfarrer sterben sollte, den kleinen Erich zu seinem Nachfolger zu ernennen; aber Erich ist zu gut, um ihm deßhalb den Tod zu wünschen, sondern würde gewiß gern für sein Leben Adjunkt bleiben, wenn er ihn dadurch wieder gesund machen könnte." — Als sie in den Hinterhof kam, wunderte sie sich, Niemand anzutreffen. — „Hm!" dachte sie, „sie stehen wohl vorn und warten auf den König." Als sie die Hofthüre öffnete, bemerkte sie zuerst, daß all die Leute, welche sie vorher vom Felde aus gesehen hatte, nun hier in einer doppelten Reihe zwischen der Haustreppe und dem Schuppen standen, und in demselben Augenblick wurde, gerade als ob sie das Zeichen dazu gegeben, das Lied angestimmt: „In Jesu Wunden schlummr' ich ein." Unter der Thüre erschien Erich, fast eben so bleich wie der, den er begleitete; nur mit Mühe vermochte er an dem andächtigen Gesang Theil zu nehmen. Nach ihm kamen die Knechte, welche ein Feldbett trugen. Darauf schlief der alte Hirte, die Hände über der Brust gefaltet. Eine schneeweiße Nachtmütze, seine Bräutigamsmütze, welche eben auch nur zu dieser Feierlichkeit aufbewahrt worden war, bedeckte das silberlockige Haupt. Ruhe und Frieden weilten auf seinen Zügen: nicht die mindeste Spur von Leiden war sichtbar. Es war nicht der schreckliche Knochenmann mit der Sense, der ihn weggemäht hatte; es war der sanfte Engel des Todes, der seinen letzten Athemzug weggeküßt.

Vor Schrecken sprachlos, blieb Anne in der halb

offenen Thüre stehen und sah den traurigen Zug unter dem Gesang langsam über den Hof wegschreiten, um den Entschlummerten auf eine Art Paradebett in dem Schuppen zu bringen, welcher auf diese Art einen Uebergang von der Wohnung der Lebenden zu dem Grabe bilden sollte. Ein unaussprechlicher Schmerz bemächtigte sich Annens bei diesem Anblick. Mag man von Ahnungen sagen, was man will, eine starke innere Stimme sprach zu ihr die Worte: Deine Ruhe, Dein Frieden wird mit ihm fortgetragen; bitte Gott, daß dem ein seliger Hintritt beschert werde!

Die traurige Verrichtung war zu Ende. Erich verfügte sich wieder in seine Zimmer, wo jetzt kein Herz mehr für ihn schlug. Die Andern gingen nach allen Seiten auseinander, und alle weinten, außer dem Sohne, dessen glühende Augen von keiner Thräne erfrischt wurden. Die unermeßliche Trauer der Alten erregte deßhalb die Bewunderung von Niemanden. Die alte Base Barbara sagte: „Ja, ja, Anne! wir mögen wohl weinen; einen solchen Freund und Herrn bekommen wir nicht wieder. Freilich ist Erich brav, das ist keine Frage; aber, Herr mein Gott, er ist ja ein bloßes Kind. Und überdies," fuhr sie weinend fort, „wer weiß, ob er seines Vaters Nachfolger wird? Die reiche Pfarrei hier hat viele Bewerber, und im Frühjahr hat ein wilder Enterich fortwährend geschrieen, und das weiß jeder Mensch, daß das nichts als Unglück bedeutet."

Das Wort Bewerber erinnerte Anne an den Brief, den sie abzugeben hatte.

„Liebe Mutter Barbara, was spricht Erich? Ich habe einen Brief an ihn von Katharine."

„Was er spricht? Er spricht Nichts, er; ich kann ihn nicht begreifen; er vergießt nicht eine einzige Thräne. Wäre er nicht so bleich, wie er ist, ich würde sagen, er sei froh darüber, daß der Greis den Weg alles Irdischen gegangen. Ich wollte, gleich nachdem der Vater todt war, versuchen ihn zu trösten, und ihm vorzustellen,

daß er, als Geistlicher, sich in Gottes Rathschluß fügen müsse, daß der Alte genug hinterlassen habe und dergleichen; aber, denke Dir, er machte mir ein Paar Augen, ja, ein Paar Augen, so — so, die Augen vergesse ich wohl in meinem Leben nicht! Aber geh' Du hinein zu ihm, Anne! Vielleicht gelingt es Dir besser." Jetzt aber wurden die Klagen des sämmtlichen weiblichen Personals, das Annen und Barbara zuhörte, von dem schallenden Rufe übertönt: „Der König kommt!" Diese Worte brachten eine magnetische Wirkung hervor. Schnell wurden die Thränen mit dem Schurzzipfel weggetrocknet, und Alle liefen nun mit einer solchen Hitze hinaus, daß sie sich unter dem Gatter einander fast die Fersen abtraten.

Anne war die Einzige, welche Erichs Kummer einigermaßen beurtheilen konnte, und glaubte deßhalb, der Brief von seiner Braut könne möglicherweise dazu beitragen, ihn zu zerstreuen. Sie ging hinein und fand Erich bei dem Schreibtische seines Vaters sitzen. Er stützte das Haupt mit der Hand und betrachtete unverwandt den Stuhl, auf welchem sein Vater bei seinen Arbeiten zu sitzen pflegte. Bei Annens Eintritt sah er auf und der Anblick des Mütterchens, die seine Jugend gepflegt hatte, erweckte seine Theilnahme.

„Was willst Du?" fragte er mit einer Weichheit in der Stimme, wie sie seit seiner Kindheit nicht gehört hatte. Weinend reichte sie ihm den Brief von Katharine. „Von meiner Katharine!" rief er aus, während eine matte Röthe seine Wangen färbte. Er erbrach den Brief. Der junge Mann hatte, von der Stunde an, wo er sich zum Geistlichen bestimmte, sich bemüht, eine vollkommene Herrschaft über sich selbst zu erlangen, und dieß war ihm gelungen. Nur eine einzige Leidenschaft wurde ihm zu mächtig: die Liebe zu Katharinen. Selbst sein zärtlicher, guter Vater hatte ihn vor Uebertreibung in dieser Hinsicht gewarnt.

Er vergaß die Gegenwart der Alten und überließ

sich ohne Rückhalt dem Entzücken, welches er bei Lesung der Versicherungen von der Liebe seines Mädchens empfand. Er bedeckte den Brief mit Küssen. Anfänglich hatte er nichts Anderes gelesen, als ihre Liebesworte; erst nachdem er einigermaßen zu sich gekommen, wurde er gewahr, daß sie von seinem Verluste noch nichts wisse. Er seufzte tief. Wie viel hätte er nicht darum gegeben, wenn er sie nur auf einige Minuten hätte sehen, sie in seine Arme drücken und an ihrer Brust hätte weinen dürfen, wenn er ihre klare milde Stimme die eben gelesenen Worte hätte aussprechen hören und die Bestätigung derselben in ihren ausdrucksvollen Augen hätte lesen können, die niemals schöner waren, als wenn sie in Thränen schwammen! Anne schien seine Gedanken errathen zu haben; sie näherte sich ihm und legte ihre Hand auf seine Schulter. „Lieber Erich," flüsterte sie, „wenn Sie es wollen, so gehe ich gern zu Rabenius zurück, berichte des seligen Pfarrers Tod und bitte Katharine, entweder mit dem Vater oder der Mutter hier herzukommen?" — Er faßte die Hand der Alten; sie kam ihm in diesem Augenblick wie der Engel des Mitleids vor. Man sah deutlich, wie die Sehnsucht nach der Heißgeliebten seine Brust erfüllte; aber ein anderes Gefühl stritt dagegen und behielt die Oberhand.

„Habe Dank, meine gute, gefällige Anne! Aber heute darf und kann das nicht geschehen."

„So! und warum denn?" fragte die Alte neugierig.

„Es ist Sonnabend, ich weiß, daß Rabenius morgen predigen wird, und weiß auch, welches Gewicht er auf den heutigen Tag, als Vorbereitung zu dem morgigen Gottesdienst legt. Soll ich ihm also lästig fallen? Nein; heute will ich mit meiner Trauer allein bleiben. Morgen werde ich ihn von dem Tod meines Vaters in Kenntniß setzen, und ich bin überzeugt, daß er auf der Stelle hieher kommen wird."

„Ja, Sie können es halten, wie Sie wollen, Erich; aber wenn ich noch gehen soll, so gehe ich. Ach, wie

froh wäre die kleine Katharine, wenn ich mit der Einladung käme, sie möge schnell hierher kommen!"

„Froh? Nein, liebe Anne, Du siehst wohl ein, daß sie nicht froh sein kann. Bleibe Du inzwischen hier oder hole Deinen kleinen Andres hierher. Du, die Pflegerin meiner Kindheit, bist mir lieb; und unter meiner tiefen Betrübniß Dich zu sehen, ist mir um so tröstlicher, weil Du von meiner Umgebung die Einzige bist, die meinen Schmerz versteht."

„Ja, thu' ich das nicht? Mein kleiner Erich ist grade so, wie er war, als ich ihn noch bei der Hand in der Welt herum führte. Ach Herr Gott! Mein kleiner Andres sitzt wohl zu Hause; er ist so unartig und macht zu viel Lärmen hier. Ich will nur noch einmal nach ihm sehen, ich; dann komme ich wieder hierher zu Ihnen."

„Na, mach es, wie Du willst, gute Anne!" entgegnete er. Traurig lächelnd klopfte er ihr auf die Schulter, und sie ging.

Zwölftes Kapitel.

Zum Glück für Erichs Ruhe, besaßen die Bauern, obwohl sie eben beim König für ihn gesprochen hatten, zu viel Zartgefühl, um auf irgend eine Weise zu versuchen, ihr Wohlwollen geltend zu machen oder durch Fragen über leibliche Gegenstände seine tiefe, kindliche Trauer zu stören. Aber von einer andern Seite, wo mit allem Fug ein größeres Zartgefühl erwartet werden konnte, blieb ihm dieser Frieden nicht lange beschieden.

Ungefähr ein paar Stunden später, als der König durch Kalbäck gekommen war, schien ein Reiter auf dem selben Wege, aber in entgegengesetzter Richtung heimzu-

eilen. Die Farbe seiner Kleidung konnte nicht genau unterschieden werden; der ungeheure Staub hatte die ganze unansehnliche Gestalt in einen aschgrauen Ueberzug eingehüllt. Unser auf diese Art ausgerüstete Reiter saß auf einem langhälsigen, hochbeinigen Pferd mit einem Hängbauch. Unaufhörlich läutete er mit den Beinen zusammen, und wären seine Fersen mit Sporen bewaffnet gewesen, so hätte das arme Thier gewiß keine Rippen übrig behalten. So lange der Ankommende noch ein Stück vom Pfarrhof entfernt war, schien er ganz fröhlich, lächelte mit dem Munde und blinzelte mit den Augen; bisweilen jedoch schien ein beunruhigender Gedanke die Freude zu verjagen. Der Mund und die Nase hingen gewissermaßen schlaff herab und die Augen waren durch lange, halbrothe Brauen verhüllt.

„Ich glaube, der Teufel selbst hat die dummen Bauern dahin gebracht, mit dem König zu reden!" rief er, und dies war die Nachtseite seiner Gedanken. Aber bald schimmerte ein Mondstrahl durch die Finsterniß: „Der Graf wird beim König wohl mehr gelten, als du, — hi, hi, hi! — Was die jungen Grafen ihre Freude an meinem Pferd hatten, während sie ihren gnädigen Scherz mit mir trieben!" — Dabei schien sich wieder ein Schatten über seine Seele zu legen. — „Ich habe Lust, die Lene am Galgenberg zu fragen; sie kann mir vielleicht einen guten Rath geben. Morgen geht sie zur Beicht; dann will ich Acht geben. Wenn sie aber wirklich im Bunde mit dem Teufel steht? Nun, und was ist dann? Bin ich nicht ein geistlicher Mann? Steht nicht in der Schrift: Seid listig, wie die Schlangen! Und die Schlange, das ist ja der Teufel. Und dann Katharine — hi, hi, hi! — welch' schöne Füße und Beine und Busen das Teufelskind hat!" — Nun vollendete seine unreine Phantasie das Bild des keuschen Mädchens, welches in seiner Unschuld nicht ahnen konnte, daß es noch eine andere Liebe gebe, als die, welche zwischen ihr und ihrem Erich brannte.

Unter diesen abwechselnden Gedanken nahte er sich dem Pfarrhofe. Jetzt beugte er das Haupt, schlug die Augen nieder und sah aus, als trüge er die Sünden der ganzen Welt. Er stieg ab und rief einen Knecht, der Holz spaltete: „Lieber Freund! schafft meinem Pferde etwas zu fressen; es ist so müd, das arme Thier, und der fromme erbarmt sich auch seines Viehes.“ — Als der Knecht mit Futter zurück kam und den Klepper abzäumte, um ihn an den Zaun zu binden, fuhr er seufzend fort: „Herr mein Gott! welch ein Unglück, daß wir unsern treuen Hirten verloren haben! Ich hoffe, mein junger Confrator ist vernünftig in seiner Trauer und beugt sich unter Gottes Zornruthe.“ — Darnach schritt er langsam über den Hof, indem er beständig den Staub von seinem Rocke abklopfte und abschüttelte, so daß endlich die graue Farbe wieder der schwarzen Platz machte. Aber der Staub, den er aus dem Rocke verjagte, flüchtete sich in ein paar ungeheure Krägen und verursachte, daß das Einzige, was an dem Herrn Diakonus weiß war, nicht mehr länger die Farbe der Unschuld trug. Mit Schritten, so leise, daß ihn ein Indianer hätte darum beneiden können, betrat er das Vorhaus und die Flur. Sachte, als sei er auf einem Einbruch begriffen, öffnete er die Thüre, ging schräge durch den Saal oder, wie es damals hieß, durch die Gaststube, und kam nun in des seligen Pfarrers Studierzimmer. Erich saß dort noch in derselben Stellung, wie er mit der alten Anne gesprochen hatte, und hatte die Stelle in der Bibel vor sich aufgeschlagen, die er seinem Vater in der Todesstunde vorgebetet hatte. Seine Andacht wurde durch eine Stimme unterbrochen, die leise zischelte:

„Wie freut es mich, meinen jungen Confrator dem Kreuze so unterwürfig zu finden, das ihm der Herr in seiner Weisheit auferlegt hat. Selig sind die Betrübten, denn sie werden getröstet werden!“

Bei dem ersten Laut, der Erichs Ohren traf, sprang er unwillkürlich auf. Hätte der leidige Versucher in

eigner hohen Person ihm einen Besuch gemacht, er wäre wahrscheinlich von keinem größern Schauder durchdrungen worden, als beim Anblick dieses seines Abgesandten. Erichs scharfer Verstand in Vereinigung mit einer großen geistigen Erfahrenheit, hatte es ihm schon lange verrathen, weß Geistes Kind dieser Priester war, wenn auch sein Herz noch zauderte, seinen Nächsten so hart zu beurtheilen. Stillschweigend verbeugte er sich, und um leichter seine Bewegung verbergen zu können, ging er hinaus und trug Barbara auf, dem Herrn Diakonus einige Erfrischungen aufzustellen. Als er wieder kam, war er wohl ruhiger geworden, konnte aber nicht ein einziges Wort hervor bringen. Er sah es für einen Kirchenraub an, seine Gefühle von diesem Mann an den Tag zu legen. Deßhalb fuhr der Diakonus fort, allein das Wort zu führen und zu erzählen, daß ein kranker Verwandter in Köping nach ihm geschickt habe — die wahre Ursache seiner Reise, daß er sich nämlich, in Erwägung des nahe bestehenden Todesfalls des Pfarrers, einen Fürsprecher sichern wollte, verschwieg er natürlich — daß er auf dem Rückwege, sobald er die Gränze des Kirchspiels betreten, die Nachricht von dem unersetzlichen Verluste, den er erlitten, erfahren habe; und er schloß darauf seine Rede mit diesen Worten: „Die Gemeinde hat einen treuen Seelsorger verloren, ich einen Freund, und mein würdiger Confrator hier nicht allein einen zärtlichen Vater, sondern — sondern — auch den, der durch seine Gerechtigkeitsliebe, seine Tugend und sein Ansehen, wenn er am Leben geblieben wäre, Ihnen den Weg beim König gebahnt hätte.“ Einigermaßen erbittert antwortete Erich:

„Also soll wohl die Trauer über den Verlust eines Vaters nach dem materiellen Gewinnst oder Verlust, den mir sein Tod bringt, abgemessen werden? Glauben Sie denn, wenn mein Vater nur ein Taglöhner gewesen wäre, aber dabei eben so edel, wie er sich stets zeigte, ich hätte ihn nicht eben so tief betrauert?“

„Das kann man wohl so glauben, von der einen Seite, mein werthester Bruder, und eine andere Antwort konnte man wohl von solchem Sohne eines solchen Vaters nicht erwarten; aber, aber ....“

Man sah deutlich, daß etwas Diabolisches in dem Diakonus arbeitete, daß er aber aus Vorsicht die Retorte wohlverschlossen hielt, damit das Gas sich nicht durchstehlen könne.

„Ingleichen habe ich aber auch eine freudige Neuigkeit erfahren, daß nämlich die Leute des Kirchspiels, der Jugend meines Herrn Confraters ungeachtet, sich ihn zum Nachfolger des seligen Pfarrers ausgebeten, und daß der König eine bejahende Antwort gegeben habe. Ich versichere Sie, daß ich, obwohl ich ein älterer Mann bin, und fast eben so viele Dienstjahre, als mein Herr Bruder Lebensjahre zählt, doch ihr Glück ohne Neid ansehe. Das ist so der Gang der Welt — hi, hi, hi! — Das dürre Reis wird verbrannt, das junge grünt und gedeiht. Ueberdies sind Sie ja auch verlobt und graduirt — hi, hi, hi! — Und ich bin keins von beiden.“

Nun wurde ein sogenanntes Vesperbrod aufgetragen, welches zu neuen Trauerbetrachtungen in Predigtform, obwohl kürzer als gewöhnlich, Veranlassung gab; denn an diesem Tage hatte der Diakonus mehr von Gottes Wort, als von Brod gelebt, und da kein Mißbrauch auf die Dauer bestehen kann, so war er jetzt jämmerlich hungrig. Ueberdies mußte sich Barbara wegen Haushaltungsgeschäften entfernen. Kauend richtete er seine Worte wieder an Erich.

„Sie mißdeuten es mir wohl nicht, wenn ich, wenigstens der Form halber, auch in Vorschlag zu kommen suche?“ Erich versicherte ihn, daß er dies sowohl recht als löblich finde.

„Verzeihung, wenn ich Ihre Wunde noch einmal aufreiße! Wann wird die Beerdigung statt finden? Morgen ist es wohl noch zu früh. Ueberdies wird begreiflicherweise der Sarg nicht fertig werden, aber die

Sitte gibt es nicht gerne zu, es länger als einen Tag aufzuschieben."

Es schnitt Erich durch die Seele, auch von ökonomischen Geschäften reden zu hören; gleichwohl antwortete er so ruhig, als er es im Stande war:

„Am Dienstag!"

„Sie haben wohl den zukünftigen Schwiegervater davon in Kenntniß gesetzt — hi, hi, hi?" — Im Bewußtsein seiner bösen Absichten, drehte er den Kopf auf die andere Seite. Erichs Antwort auf den Grund, warum er dieses nicht gethan habe, wurde von einer Menge Lobeserhebungen begleitet, die mit eben so vielen verdrehten Bibelsprüchen ausgespickt waren. Endlich sagte er:

„Sie sind sicherlich noch nicht von einer Sache unterrichtet, welche Sie, mitten in ihrer tiefen Betrübniß, doch recht sehr erfreuen wird, nämlich von dem Glücke, welches unserm Freund Rabenius, bei der Durchreise des Königs durch Munktorp wiederfuhr?" Nun erzählte er den Auftritt zwischen dem König und Rabenius, welchen das geschäftige Gerücht auch ihm schon zu Ohren gebracht. Gleichwohl verstand er es hinlänglich, die Geschichte so darzustellen, daß das Lächerliche dabei ganz und gar auf Rabenius fiel. Dennoch war dies Balsam auf eine Wunde, wenn er auch so, unter der Larve der Freundschaft sein Gift ausstreuen wollte. Beim Abschiednehmen anerbot er Erich, am folgenden Tage zu Haus zu bleiben, mit dem Beifügen, daß er sehr gerne den Gottesdienst allein versehen wolle. Er hatte dabei die heimliche Absicht, die Theilnahme zu vermindern, welche der Anblick Erichs einflößen würde. Erich dankte, aber erklärte, daß keine persönliche Trauer ihn an der Ausübung seines Berufes hindern werde.

Endlich war diese für Erich so peinliche Unterhaltung zu Ende. Nach einigen neuen Entweihungen der heiligen Bibelsprache, gefiel es dem Herrn Diakonus, sich daran zu erinnern, daß es Samstagabend sei, und er ging endlich, zur großen Erleichterung des Trauernden,

seines Weges. Inzwischen hatte der Anblick dieses Mannes bei Erich dunkle unglückverkündende Ahnungen geweckt, welche nicht dazu beitrugen, seinen Schmerz zu lindern, wenn sie auch einigermaßen die Erinnerung an seinen Verlust zurückdrängten.

Dreizehntes Kapitel.

Den Grund, warum die Beerdigung des Pfarrers aufgeschoben wurde, kennt der Leser bereits. Noch lag die Sonne in dem Nebel der Nacht, und alle Leute des Pfarrhofes im tiefsten Schlummer; denn erst spät am Samstagabend hatte Jeder sein Geschäft zu Ende bringen können. Man sah Erich sein Zimmer verlassen, wo er mehrere Stunden schlaflos gelegen, und seinen Weg über den Hof nach dem Schuppen nehmen, wo die Leiche seines Vaters stand. Hier, neben dem ewigen Schlaf, fand sich, außer Erich noch Jemand wach. Es war die alte Anne. Ihre Gefährtin, die nebst ihr darüber wachen sollte, daß dem Todten kein Uebel zustoße, war schon lange eingeschlafen. Weinend lehnte sie ihr graues Haupt an den Sarg. Von dem Anblick der tieftrauernden, treuen Dienerin wurde Erich ergriffen.

„Du hier, Anne? Du bist also die Einzige, die wach bleiben konnte?"

Er näherte sich dem Sarge, worin der ehrwürdige Greis lag, über dessen edles Antlitz der Friede seinen heiligen Schimmer ausgoß. Der Sohn lehnte seine brennende Stirne wider seines Vaters kalte zusammengefalteten Hände.

„Lieber Erich, lassen Sie, um Gotteswillen, keine Thräne auf die Leiche fallen; sonst hat der selige Herr keine Ruhe im Grabe!"

Erich betrachtete die Alte. Ihre unmäßige Trauer kam ihm zu groß vor, um ihren einzigen Grund in dem Hintritt des Verblichenen zu haben; er wußte es wohl, daß in der Trauer — besonders bei ungebildeten Menschen, deren Herz übrigens noch so gut sein mag — die Bekümmerniß über eignes leibliches Auskommen allzeit eine Hauptrolle spielt.

„Anne, weine nicht so! Mißgönne dem edlen Abgeschiedenen seine Seligkeit nicht; um Deiner selbst willen wirst Du Dich nie zu grämen brauchen. Du bist die Einzige, die von meiner Kindheit übrig geblieben ist; Schutz und Unterhalt soll Dir niemals fehlen." Ihr Schluchzen verdoppelte sich.

„Ach, lieber Magister Erich! Ich weine nicht darüber, ich bekomme ja immer genug; aber ..."

Die Worte der Hexe: Du sollst dieselbe Straße mit mir wandern, hatten die arme Alte unaufhörlich verfolgt; überall sah sie böse Geister im Begriff sie zu fassen. Wenn der noch lebte, der hier kalt und stumm lag, dann hätte sie ihm Alles erzählt, und er hätte gewiß die bösen Wesen gezwungen, in ihr dunkles Reich zurück zu flüchten. Aber Erichs bekannter Abscheu vor allem Aberglauben und, wie sie meinte, seine Jugend, banden ihr die Zunge. Seine Theilnahme und seine milden Worte, während er seine eigne Trauer in der Sorge für seine alte Wärterin zu vergessen schien, flößten ihr nach und nach ein inniges Vertrauen ein, welches sie vielleicht dahin gebracht hätte, ihre Noth zu offenbaren, wäre es ihr nicht unglücklicherweise eingefallen, daß man an der Seite des selig Verblichenen von solchen Sachen nicht reden dürfe. Sie bat sich blos aus, nach dem Begräbniß ihr Anliegen zu entdecken.

Unterdessen waren die Leute im Pfarrhof erwacht, und Jeder schickte sich an, in die Kirche zu gehen. Welche Gefühle stürmten nicht durch die Brust des jungen Adjunkten auf dem kurzen Wege dahin! Um jeder Begegnung mit Jemanden auszuweichen, ging er ungewöhnlich

frühe. Als er um die östliche Ecke des Kirchhofs bog, sah er ein frisch hergerichtetes Grab; es war das seines Vaters, an der Stelle, die er sich selbst bei Lebzeiten zum Ruheplätzchen auserſehen hatte. Das kindliche Herz wurde bei diesem Anblick stark erschüttert; aber seine Gewohnheit, Alles, besonders Widerwärtigkeiten und Kummer, scharf ins Auge zu fassen, vermochte ihn, dorthin zu gehen. Mit unverwandten Blicken betrachtete er die Stelle, wo seines Vaters irdische Ueberreste ruhen sollten. Er bat den Vater aller Wesen um Gnade und Frieden und Kraft, in Allem seinem Vater ähnlich zu werden, damit er überall, wohin ihn auch die Vorsehung senden würde, nur Segen um sich her verbreiten möge. Und wann wäre je ein ernstliches Gebet unerhört geblieben? Mit einer unbeschreiblichen Ruhe trat er in die Kirche; nur seine bleiche Farbe verrieth seinen Kummer. Mit Ruhe begegnete er dem unheimlichen Leichenbitteraussehen, das manche Leute bei traurigen Anläſſen annehmen zu müssen glauben, das am ehesten Wermuth mit Zucker gleicht und womit nun der Diakonus nahte, um seinem jungen Mitbruder seine unendliche Theilnahme zu bezeugen. Er betrat nun die Kanzel, und die Worte des Evangeliums floßen lieblich und freudig aus seinem bekümmerten Herzen. Als er, nach dem Schluß der Predigt, in der Abdankung für den Hingeschiedenen, seine Tugenden schilderte, sah Jeder leicht ein, daß eine geliebte Hand die Zeichnung entworfen habe, aber die Zeichnung einer unauslöschlichen Wahrheit; und kein Herz blieb kalt und kein Auge trocken, als er sich am Ende, gleich Elisa, erbat, nur die Hälfte von dem Geiste seines Vaters möge über ihm weilen. Und als er aus der Kirche kam, mit welch bewegtem Aussehen und mit welch aufrichtiger Theilnahme drückten ihm die Männer da nicht die Hand, mit welch thränenvollen Blicken verneigten sich da nicht die Matronen, während die ehrwürdigen Greise zu einander sprachen: „Sehe, das ist einmal ein Mann für einen Pfarrer; er, und kein Anderer,

soll der Unsrige werden!" Wie glücklich priesen nicht die Mädchen seine Katharine! Ihr würden sie doppelt so viel Eier, Butter, Käse und andere geneißbare Gottesgaben bringen, als sich früher je eine Pfarrfrau hätte wünschen können. Ein leiser Jubel war nahe daran, die traurig feierliche Stimmung zu unterbrechen.

Vierzehntes Kapitel.

Wir wollen nun, mit des geneigten Lesers Erlaubniß, hinüber nach Munktorp eilen, um das, was dort an demselben Tag vorging, in Augenschein zu nehmen.

Die Geschäfte, welche Rabenius unvermuthete Reise hervorriefen und zugleich die nöthigen Haushaltungsarbeiten hatten Frau Rabenia und ihrer Tochter die Morgenstunden im Fluge vorübergeführt. Von der nahgelegenen Kirche hörten sie, schon zum zweitenmal, den Ruf der Glocken und noch war so vieles ungethan. Der Mutter stand der Angstschweiß auf der Stirne. Eine Frau in unsrer Zeit wäre ganz einfach zu Hause geblieben; aber damals war es ganz undankbar, daß Jemand, der nicht krank und bettlägerig war, den Gottesdienst versäumt hatte. Als man anfing zusammen zu läuten, rief sie deßhalb:

„Nein, Katharine! das geht nicht an! das mag ungethan bleiben; ich kann nicht helfen. Der Herr hat uns sechs Tage zur Arbeit gegeben, und wir sollten noch am siebenten in weltlicher Beschäftigung gefunden werden! Laß und eilen!"

Bald war die einfache Kleidung angelegt, und sie traten aus ihrer geringen Wohnung. Der, welcher nicht gewußt hätte, was ein Feiertag sei, müßte es ge-

ahnt haben an dem demüthigen und doch feierlichen Anstand der beiden dahingehenden, an dem, von wahrer Frömmigkeit gemilderten Feuer, das in Katharinens glänzenden Blicken brannte, an der von ganzer Seele unbedingten Hingebung an Gott und der Verzichtung auf alles Irdische, die deutlich im ganzen Wesen der Mutter zu lesen stand. Wir können uns leicht vorstellen, wie sie dahin gingen, die Augen auf ihre Psalm- und Evangelienbücher gerichtet, eingewickelt in feine, weiße leinene Taschentücher, die sonst nirgends als in der Kirche gebraucht wurden.

Der Pfarrer stand schon vor dem Altare. Die Mutter machte sich bittere Vorwürfe, daß sie sich durch weltliche Sorgen so hatte können verstricken lassen, und dachte: „Wenn sich nun Gott so wenig um uns kümmern würde?" Sie war, und das zu ihrem Glück, von diesen Betrachtungen so eingenommen, daß sie die Bewegung nicht merkte, welche ihre Ankunft erregte, wie sich alle Hälse streckten, alle Augen wandten, um gehörig auszukundschaften, ob die armen Kaplansleute heute denn wirklich auf zwei Beinen gingen; denn auf dem Kirchenplatze vor dem Gottesdienst, hatte man nichts Anderes, als die Fragen gehört, z. B. „Was meint Ihr, Vater, oder was meint Ihr Mutter? Unser Kaplan predigt heute von dem König! Habt Ihr schon gehört?" Nach dem Gottesdienst lief der ganze Volkshaufe um Frau Rabenia zusammen. Eine dicke Rüsthalterin brach das Eis mit der Frage, warum der Kaplan nicht in der Kirche gewesen. Darauf strömten ihr Freudenbezeugungen und Segnungen zu, warm, wie sie aus dem Herzen unverdorbener Menschen kommen. Der Pfarrer, ein alter Ehrenmann, wünschte ihr und ihrer Tochter ebenso aufrichtig als feierlich Glück und Gedeihen; und hätte des Adjunkts Herz Fenster gehabt, so hätte man deutlich darin gelesen. „Wie war ich dumm, daß ich dem Magister Erich nicht zuvor kam und um Katharinen freite! Jetzt wird sie ihrem Mann ein gutes Amt mitbringen."

Frau Rabenia und Katharine hatten eben ihre einfache Mittagsmahlzeit beendet, und waren grade im Begriff eine Betrachtung aus der Postille zu lesen. Die übrige Zeit des Sonntagnachmittags pflegte Katharine den schönen Künsten zu widmen; es war die einzige Stunde in der Woche, die sie darauf verwenden konnte, das heißt, sie sang einige Lieder und akkompagnirte sich auf der Laute; bisweilen konnte sie wohl auch ein Buch lesen, das ihr Bräutigam ihr geliehen hatte, oder in der Manusciptensammlung ihres Vaters blättern. Ihre Mutter aber, die keine so gelehrte Erziehung genossen, und buchstäblich das Gebot erfüllte: sechs Tage sollst Du arbeiten! war an Gottes Ruhetag vergnügt, hörte auf den Gesang ihrer Tochter, schlummerte dann und wann dabei ein und verwechselte ihre Melodien mit den Stimmen ihrer verstorbenen Kinder, welche von unserm wahren Vaterland auf leichten Wolken zu dem fromm unterwürfigen Weibe herniederschwebten.

Katharine hatte, wie gesagt, eben die Postille zur Hand genommen, als sich die Thüre öffnete und die alte Anne eintrat. Die schwarze Haube auf dem Kopfe, worüber ein weißes Tuch gebunden war, und die verweinten Augen der Alten sagten ihr Alles.

„O, mein Gott?" schrie sie laut auf, „meines Erichs Vater ist todt!"

Bei diesem Ausruf brach die Alte in einen Strom von Thränen aus. Schluchzend sprach sie:

„Ja, es ist so! Wollte Gott, ich wäre so glücklich und läge mit im Grabe!"

Frau Rabenia, die sich mit ihrer Tochter beschäftigte, gab auf die Worte der Alten nicht Acht; sonst hätte sie wahrscheinlich den Grund von Annens Unruhe zu wissen verlangt, hätte ihn ihrem Manne mitgetheilt und dieser würde hinlängliche Mittel gegen die bösen Geister gefunden haben, obschon dieselben in nichts Anderm, als Wasser und Weihrauch bestanden hätten.

Nachdem Anne sich einigermaßen erholt hatte, gab

sie Frau Rabenia einen Brief. Da sie nicht Geschriebenes lesen konnte gab sie ihn ihrer Tochter, und diese war vor Thränen kaum im Stande, die rührenden Bitten ihres Lieblings an ihre Mutter hervorzustammeln, daß sie nach dem Pfarrhofe von Kalbäck kommen möchten, theils wegen der Beerdigung, theils damit er in der Gegenwart seiner Katharine und ihrer verehrten Eltern Linderung seiner tiefen Trauer fühle. Auch schrieb er, daß er einen Knaben zu dem Gatter an der Landstraße geschickt habe, um dort auf ihren Mann zu warten und ihn zu bitten, nach dem Pfarrhof herunter zu reiten.

Frau Rabenia konnte natürlich nicht anders, als diese Bitte gewähren; es fragte sich nur: Wer auf Haus und Hof acht haben solle? Die alte Anne erbot sich dazu. Während die Frau mit derselben über die ökonomischen Geschäfte sprach, beeilte sich Katharine, den eben abgelegten Sonntagsstaat einzupacken; nachdem die Mutter ihre Anordnungen noch einmal wiederholt hatte, sah man die beiden Wanderinnen ihren Weg nach dem Pfarrhofe von Kalbäck nehmen.

Wie bekümmert war nicht die arme Barbara darüber, daß, während sie in der doppelten Absicht, denjenigen, welchen sie nunmehr für ihren Herrn ansah, sowohl zu ehren als aufzuheitern, ihm täglich seine Lieblingsgerichte vorsetzte, ihn doch nicht dahin bringen konnte, auch nur das Geringste zu versuchen! „Gott bewahre mich!“ dachte die Alte, „das geht doch nicht an; ich glaube er hat seit dem Tode seines Vaters noch keinen Bissen genossen. Wäre doch nur Katharine hier!“ Und nun sehnte sie sich fast eben so sehr darnach, wie ihr Herr, daß seine Braut bald kommen möge. Nach einigen Stunden wurde sie endlich Frau Rabenia und ihre Tochter gewahr. Da sprang sie schnell zu Erich hinein, um ihm die frohe Neuigkeit zu verkünden, und eben so schnell, wie sie gekommen, verschwand sie wieder, um zum Empfang der Gäste Alles in Ordnung zu bringen.

Kaum hatte die Alte die Thüre hinter sich zuge-

macht, als Erich ans Fenster eilte. Es gibt wohl kaum Jemand der das unbeschreibliche Gefühl, wovon man erfaßt wird, und die feurigen Herzensschläge noch nicht empfunden hätte, wenn man von Ferne einen geliebten Gegenstand erblickt. Die gefesselte Seele will demselben entgegen eilen. Vergebens! Und mehr noch in einem Falle wie dieser, wo zugleich noch ein angenommener Gebrauch unser Wesen in Banden hält, und nur die Sehnsucht übrig bleibt, mit welchem Schneckengang naht sich dann nicht der geliebte Gegenstand! Die Entfernung scheint sich dann eher zu vergrößern, als zu vermindern. Aber der größte Schmerz, wie das größte Vergnügen, muß ein Ende nehmen. Jetzt konnte er deutlich die Züge der Geliebten unterscheiden. Er hob den Vorhang von einem der Fenster auf, auf welches grade Katharinens Blicke die ganze Zeit über unabläßig gerichtet waren.

„Dort ist er!" rief sie. „O, meine beste Mutter, laß uns eilen!"

Umsonst waren die Predigten der Mutter über Anstand; Katharine eilte voraus, und nun mußte auch Frau Rabenia ihren Schritt beschleunigen, wenn sie nicht wollte, daß ihre Tochter allein auf den Pfarrhof komme.

Ein Stück von dem Gitterthore kam ihnen die alte Barbara knicksend und bewillkommend entgegen.

„Gott, wie ist es so gut, daß Sie, liebe Schwester endlich mit Katharine kommen, die den Magister trösten muß, der sich sonst zu Tode grämt! Nun, nun, Katharinchen, nicht so bleich werden; es ist am Ende nicht so gefährlich. Liebe Schwester Rabenia, lassen Sie doch das Mädchen gehen, es ist ja ihr verlobter Bräutigam; wer kann da etwas Schlimmes denken? Zuerst mögen Sie den seligen Pfarrer noch einmal sehen, und dann mit mir in die Küche kommen wo wir Eins und das Andere besprechen wollen.

Frau Rabenia, welche wie auf Nadeln stand, da Katharine gleich zu Erich hinein sprang, antwortete:

„Sehr gerne, liebe Schwester! Aber zuerst muß ich den Herrn im Hause begrüßen und ihm mein Beileid bezeugen. Dann will ich den selig Verblichenen sehen, und später wollen wir zusammen sprechen."

„Ach, Herr Gott?" seufzte Barbara, während sie der Frau folgte, „es braucht jetzt, Gott soll's wissen und Dank sei's den Veranstaltungen der Vornehmen, nicht mehr so viel besprochen zu werden, wie früher! Jetzt kann man kein ordentliches Begräbniß oder eine ehrliche Hochzeit halten und seine dürftigen Mitmenschen nach Vermögen bewirthen, ohne daß es wie beim geizigen Mann zugehen muß. In meiner Jugend wären bei einem Begräbnisse wie hier, zuerst und vor Allem die ganze Anverwandtschaft, dann alle Herrschaften nah und fern, und zuletzt noch alle Zinsbauern von drei ganzen Kirchspielen eingeladen worden."

Jetzt waren sie endlich auf die Flur gekommen. Frau Rabenias einziger Fehler war eine zu große Liebhaberei am Schwatzen. Hier gerieth ihre Hauptneigung mit ihren Gefühlen für Anstand in Streit; aber der letztere behielt die Oberhand. Sie ließ Barbara mitten in der Fluth ihrer Rede stehen, und öffnete die Salthüre. Dort saß Erich beim Fenster und hatte Katharine fest in seine Arme geschlossen. Zum ersten Mal seit seines Vaters Tod, hatte sich sein Schmerz Luft gemacht, seine Thränen floßen. Katharine, die über diesen Ausbruch an Kummer bei einem Jüngling von seiner beständigen und festen Gemüthsart, erschrack, mischte ihre Thränen mit den seinigen, suchte ihn mit den zärtlichsten Schmeicheleien zu trösten und küßte seine Augen. Die beiden Liebenden waren so sehr mit sich selbst beschäftigt, daß sie das Oeffnen der Thüre nicht gewahrten. Frau Rabenia und Barbara betrachteten sie eine lange Weile. Barbara fing auch an zu weinen und in ihrer aufgeregten Gemüthsverfassung die Hände zu falten und den Segen zu beten. Die Mutter, welche von ruhigerer Sinnesart war, und bei der so manche Jahre voll Kummer

und Noth die Erinnerung an ihre eigne Jugend und Liebe verwischt hatten, stand unruhig und verlegen dabei. Barbara's Schluchzen brachte Erich wieder zu sich selbst; er ging Frau Rabenia entgegen.

„Vor einer liebenden Mutter braucht ein Sohn sich seiner Thränen nicht zu schämen. Ohne meine Katharine und ihre Eltern wäre ich jetzt allein hier in der Welt, kein theilnehmendes Herz schlüge für mich."

Diese Worte ließen Frau Rabenia das Leidenschaftliche in der Aufführung ihrer Tochter vergessen; aber bevor sie noch Erich antworten konnte, öffnete sich die Thüre und Rabenius trat ein. Beim Anblick seiner Frau und seiner Tochter rief er:

„Nun, das war einmal gescheidt von Dir, Alte, daß Du das Mädchen mit Dir hierher nahmst, um unsern guten Erich zu trösten."

Freundlich und gleichwohl mit herzlicher Theilnahme, wie es Erichs Trauer erheischte, schüttelte ihm Rabenius die Hand und fuhr fort:

„Gott sei mit Dir, mein Junge, und stehe Deinem des Kummers ungewohnten Herzen bei, diese bittre Prüfungsstunde zu tragen! Aber die Liebe Deiner Braut und die Freundschaft ihrer Eltern werden Deine Betrübniß zu lindern und diese Bürde erleichtern suchen. Erich, durch die vereinten Bemühungen von Mehreren wird die Last leicht weggewälzt, die einen allein zu Boden drücken würde."

Tief gerührt warf sich Erich dem edlen, wohlwollenden Rabenius in die Arme. In seinem Innersten glaubte er seinen Vater ihm zuflüstern zu hören: „Ich bin dahin gegangen, habe Dir aber diese zurückgelassen!"

Fünfzehntes Kapitel.

Die Herrn Niklas Rabenius und Erich Croning, sein zukünftiger Schwiegersohn saßen eine Weile darnach mit ihren Pfeifen beim Bierkrug. Die Frauenzimmer waren der alten Barbara gefolgt, um sowohl die Lebenden, als den Todten zu betrachten.

„Lieber Erich," sagte Rabenius, „es schickt sich in unsern Zeiten nicht für Dich, der Du noch so jung bist, den Vorurtheilen des Volkes so offen, und was noch schlimmer ist, mit solchem Trotz entgegen zu treten. Du meinst, dieß Werk einer Ewigkeit könne in einem Augenblick zu Stande gebracht werden. Nein, nein, Erich, Du siehst wohl, daß es sogar an einem Stiefel viel Arbeit kostet, wie viel mehr an einem ganzen Volke! Du bist noch zu jung dazu; Du schadest mehr, als Du nutzest."

„Soll ich denn einen solchen Abschaum der Menschheit, wie die Lene am Galgenberg, so ganz nach Gefallen verfahren und sie die ungereimtesten Gerüchte, den entsetzlichsten Aberglauben verbreiten lassen, ohne das Volk aufzuklären? Läßt man sie gewähren, so bin ich überzeugt daß binnen Kurzem die halbe Gemeinde glauben wird, sie habe auf Blakulla getanzt. Und wäre es überhaupt möglich, daß Jemand in unmittelbarer Verbindung mit dem Teufel stehe, so würde ich keinen Augenblick daran zweifeln, daß dieß mit ihr der Fall sei."

„Höre, mein lieber Erich, wenn Du schon Magister bist, so habe ich doch Lust, Dich noch ein wenig zu katechisiren. Da sich in jedem Menschen eine unbegrenzte Welt findet, wie viele Welten gibt es nicht bei dem ganzen Geschlecht? Gewiß eben so viele, als Individuen. Wie es innerhalb derselben aussieht, ist ja vorn herein unergründlich, und noch ungründlicher das unsichtbare Universum, mit welchem sie in Berührung stehen. Je-

der, auch der Gebildetste, hat, und oft ohne es zu ahnen, seinen eignen Glauben und seinen eignen Aberglauben. Freilich gibt es hier eine heilige, allgemeine Kirche, welche den reinsten Theil der Christenheit, die von den hohen so sehr verachtete Masse, zu einem Gott, einer Taufe und einem Glauben leitet; aber wenn dieser Glaube irre geht, so führt er zum Aberglauben und nimmt den besten Theil des unverfälschten Glaubens der Kindheit mit sich. Das ist schlimm genug; aber es ist und bleibt so; und um mit einem noch nicht lange verstorbenen englischen Dichter zu reden: das ist der Humor von der Sache. Welcher Sterbliche kann über den Glauben der Menschen urtheilen?"

„Nun gut, aber ihr Thun und Lassen kann sowohl beurtheilt, als bestraft werden."

„Natürlich; aber man muß einen Unterschied machen zwischen vorsätzlichen Handlungen und solchen, die aus Verirrung entspringen. Die ersteren müssen bestraft, die andern wieder auf den rechten Weg gebracht werden; denn sie entspringen nur aus Verrücktheit. Aber ich will sowohl mit Dir als über Dich sprechen. Glaubst Du denn nicht, mein lieber Erich, daß es eine Welt von unsichtbaren Wesen gebe, die uns umschweben? Glaubst Du an nichts Wunderbares zwischen Sonne und Erde, Himmel und Hölle?"

Ueber diese Frage verwundert, antwortete Erich mit einer andern:

„Was meinen Sie damit, lieber Vater?"

„Was ich damit meine? Beantworte Du meine Frage!"

„Wie könnte ich das läugnen! Aber in welchem Zusammenhang steht das mit den Hexengeschichten?"

„Nun denn, weil Du ihre Möglichkeit so rein wegläugnest, so wollte ich wissen, aus welchem Grunde Du das thust; denn in der heiligen Schrift findet sich keine Stelle, die dagegen streitet, und unser großer Doktor

Martin Luther selbst, sah manchmal den Teufel. Sag' mir nur, welchen Grund Du hast?"

„Den Grund der Unmöglichkeit. Wenn ich auch zugeben sollte, daß der Teufel citirt werden könne, welch' gewaltiger menschlicher Geist würde nicht dazu erfordert! Und nun dagegen diese Individuen? Etliche halbnärrische alte Weiber aus der niedersten Klasse, roh und ungebildet, ohne Kenntnisse, dabei noch so äußerst albern, daß der ganze Schrecken, den man beim Anblick eines solchen Verbrechens empfinden dürfte, sich in ein Lachen auflöst.

„Ha, ha, ha! Du machst wahrhaftig den Teufel zu einem großen Aristokraten, der sich nur mit den Vornehmen und Gelehrten abgibt und sich zu hoch dünkt, mit geringen Leuten umzugehen. Die gewaltigen Geister, von denen Du sprichst, citirten ihn und denen war er gehorsam und unterthänig; die alten Weiber dagegen sind blos ein Werkzeug. Alles Menschliche, Vornehm oder Gering, ohne Ansehen der Person, behagt ihm; so glaube ich. Und was unsere sogenannte Gelehrsamkeit und unsere eingebildeten Kenntnisse betrifft, so verschwinden diese wie ein Sonnenstäubchen gegen der Geister, auch der schlimmen Einsicht und Erkenntniß des Alls. Es kommt daher nur auf die Verwandtschaft dieser Weiberseelen mit bemeldtem Herren an; und diese möchte ich für ganz nahe halten. Was das Lachen anbetrifft, so solltest Du wenigstens, lieber Erich, als Priester, nicht mit vornehmer Verachtung auf den Aberglauben und die Verirrungen des großen Haufens herabsehen. Das unglückliche Hexenwesen wird immer ein merkwürdiges Ereigniß in der Geschichte der Menschheit bleiben."

„Es ist sonderbar, daß Sie, lieber Vater, der doch von Allen am meisten gegen die Urtheile über die sogenannten Hexen in Helsingland geeifert, nun auf einmal bereit sind, diese Ammenmärchen zu vertheidigen."

„Lieber Erich, ich bin jetzt noch derselben Meinung wie damals. Ich will nur, daß Du nicht mit solcher Bestimmtheit eine Sache läugnen sollst, welche wahr=

scheinlich in dieser Welt niemals aufgeklärt werden kann; denn wer kann auftreten und keck die Unmöglichkeit davon behaupten, daß die Geister sich vor den Menschen zeigen können? Daß die niedergesetzten Kommissionen und Gerichtshöfe in ihren Untersuchungen und Todesurtheilen wie die Narren verfahren sind, ist jedenfalls unwiderleglich. Und doch, Erich, ist es fast sicher, daß unter den zwei- bis dreihundert Angeklagten und Verurtheilten vielleicht nicht zwanzig gefunden werden, die nicht durch ihre Verbrechen und ihre geistige Gemeinschaft mit dem Teufel den Tod verdient haben. Denn bedenke nur, welch' hoher Grad von Bosheit dazu erfordert wird, um sich mit Leib und Seele dem Satan zu verschreiben. Die Bosheit muß bestraft werden, aber mit der Verirrung muß man Nachsicht haben und sie durch Gebete, durch die Gnade und Macht des göttlichen Geistes nach und nach wieder auf den rechten Weg zu bringen suchen."

„Mit gehöriger Freimüthigkeit habe ich schon Alles versucht, was in meinen Kräften steht, finde aber zu meinem größten Schmerze, daß alle meine Vorstellungen Nichts fruchten."

„Das ist natürlich. Die Krankheit und der Tod Deines Vaters beraubten Dich eines guten Führers. Du verfährst zu blind gegen die Vorurtheile der Ungebildeten; Du bist zu jung. Ungeachtet der Liebe, welche die Einwohner der Gemeinde für Dich haben, wird es immer heißen: Hm! den habe ich noch als Knabe gekannt. Ueberdieß ist auch, wie wir wissen, der Glaube an das Wunderbare so fest in der menschlichen Natur gegründet, daß es einer außerordentlichen Vorsicht bedarf, solche Dinge, die zu gleicher Zeit sowohl wahr als falsch sein können, gehörig zu behandeln."

„Wie ist das möglich?"

„Mein Lieber, der Glaube versetzt Berge, und doch ist am Ende alles ganz natürlich zugegangen. Es ist zum Beispiel eine übliche Sage, daß, wenn ein Weib ihr Kind zu morden beabsichtigt, ihr der Teufel beisteht,

daß sie bei der Geburt keine Schmerzen empfindet. Ich glaube freilich nicht, daß der Satan in Person kommt und ihr seinen Beistand schenkt; aber . . ."

„Die Schande — die Verzweiflung . . ."

„Ja, dadurch erhält sie übernatürliche Kräfte. Kannst Du nun behaupten, sie habe gelogen, wenn sie sagt, der Teufel habe ihr geholfen? In demselben Augenblick, wo sie sich dem Verbrechen hingibt, hat sie sich ja auch dem Bösen überliefert."

„Zugegeben. Aber es ist ja hier die Frage von der Möglichkeit der Zauberei und der Macht, sich den Teufel unterthänig zu machen."

„Nein, halt! hierin irrst Du Dich, das geschah damals, als die Schwarzkunst noch eine vornehme Wissenschaft war; jetzt, nachdem die Gelehrten entdeckt haben, daß Alles ganz natürlich zugegangen, haben sie auch die Ausübung dieser Kunst dem Pöbel überlassen. In unserer Zeit beherrscht man den Teufel nicht, sondern man wird von ihm beherrscht; siehst Du, das ist der Unterschied zwischen einem Nekromanten und einer Hexe."

„Aber wie läßt es sich erklären, daß unter den Angeklagten sich die Zahl der Männer zu der der Weiber wie eins zu zehn verhält?"

„Richtig! Wie ein Hahn zu zehn Hennen."

„Und der entsetzliche, unzüchtige Umgang der alten Weiber mit dem Satan?"

„Ja, ja! es ist ihr eigenes aufrichtiges Bekenntniß darüber, was sie verurtheilt."

„Weh! weh! Was steht unsern Nachkommen bevor!"

„Schrecklich ist es, aber doch natürlicher, als es beim ersten Anblick zu sein scheint. Der Probierstein für das Weib ist das Alter. In diesem tritt es erst als selbstständig und in seiner ganzen Eigenthümlichkeit hervor."

Barbara trat herein.

„Sieh, hier kommt sie in ihrer unschuldigsten Gestalt!"

„Kommen Sie jetzt, lieber Vater und bester Erich! Ich habe geräucherte Gans und Rühreier zu Abend, auch

gebratnen Hecht, wenn es beliebt, und Nonnenkuchen und Bierkäse und einen gebrateten Auerhahn und..." sagte Barbara.

„Aber wir sind gerade auf's Beste mit dem zahmen gackelnden Geschlecht beschäftigt," antwortete Rabenius.

„Ach, Gott bewahre, Gott bewahre! Aber es ist jetzt warm und gut, das; und wenn die Herrn nicht kommen, so wird es kalt," fuhr Barbara fort.

Rabenius wandte sich zu Erich und sprach weiter:

..."Noch jung, wird sie von ihren Eltern geleitet; das vierte Gebot hält sie in strengen Banden."

„Ach ja, das vierte Gebot, ich weiß es noch recht gut," fuhr Barbara fort, indem sie die Hände zusammen faltete, „ich weiß es noch recht gut: Du sollst Vater und..."

Ohne sich stören zu lassen, sprach Rabenius weiter:

... „Sie verheiratet sich."

„Nein, Gott soll mich davor bewahren, jetzt in meinen alten Tagen! Es würde mich zu sehr schmerzen, meinen zweiten Mann zu verlieren."

„Ha, ha, ha! Wir sprechen ja nicht von Euch, Base Barbara; wir reden von einer, die sich verheiratet," entgegnete Rabenius lachend.

„Ach, dann ist es schon gut! Kommen Sie bald nach? Es wird sonst kalt," fügte Barbara hinzu und verließ das Zimmer.

Rabenius fuhr fort:

„Sie verheiratet sich also, wie gesagt und bekommt einen etwas größeren Spielraum. Deßhalb heißt es: Man kennt die Mädchen erst nach der Hochzeit recht. Aber ist ihr Mann ein tüchtiger Kerl, so gehorcht sie ihm noch ganz gerne. Es ist freilich wahr, daß es Gemüther gibt, welche nicht zu bändigen sind; aber diese gehören zu den Ausnahmen und von denen spreche ich nicht. Nun vergeht manchmal längere, manchmal kürzere Zeit in häuslichem Glück und Zufriedenheit; aber sie wird Wittwe — jetzt wird man bald sehen, weß Geistes Kind sie ist.

Ihre Gemüthsart, welche sie früher in den meisten Fällen verbergen oder unterdrücken mußte, bricht jetzt in ihrer ganzen Kraft hervor. Aber all' dieser scheinbaren Freiheit ungeachtet, ist sie doch mehr gebunden als der Mann. Eine Bäuerin steht zum Beispiel ihrem Heimwesen selbst vor; aber der Knecht ist doch gewöhnlich der Hausherr. Ebenso verhält es sich mit der Bürgerswittwe und dem Werkgesellen. Verheiratet sich nun die Bäurin mit dem Knechte oder die Bürgerswittwe mit dem Gesellen, so geht es ihnen größtentheils gut, besonders wenn sie ordentliche Männer finden. Im entgegengesetzten Falle erfahren sie bisweilen in ihrem Geschäft oder Gewerbe mancherlei Schaden, dem sie, schon ihres Geschlechts halber, nicht abhelfen können. Daher ihr Mißvergnügen, daher ihr ohnmächtiger Zorn, die sich durch Flüche und Verwünschungen Luft machen. Der böse Feind, der diese herrlichen Keime sieht, begießt sie mit dem Rath guter Freunde. Jetzt bleibt nicht mehr viel übrig und die Hexe ist fertig. Einige der Verwünschungen, von ebenso schlimmen Handlungen unterstützt, gehen in Erfüllung. Was die letztern verschuldet, wird vergessen und Alles den erstern zugeschrieben. Gleich einem rollenden Schneeball vermehrt sich die Bitterkeit ihm Herzen, die Vergehen reichen einander die Hand. Gleich und Gleich gesellt sich gern, sagt das Sprüchwort. Sie sucht Gleichgesinnte auf; mit einem Scharfsinn, den man einfältigen Weibern nicht zutrauen sollte, werden die schädlichsten Pflanzen und Kräuter ausstudirt und alle möglichen Mittel ergriffen, um Menschen und Vieh zu schaden. Die verabscheuungswürdigsten Ceremonien gesellen sich dazu. Das Gemüth, von diesen trüben Bildern erfüllt, lebt nur darin; die Einbildungskraft wird aufgestachelt. Jetzt glaubt sie mit leiblichen Augen den Geist zu schauen, dem sie sich mit Leib und Seele verschrieben hat. Die Begierden, welche sie als Unverheiratete oder Wittwe unterdrücken mußte, glaubt sie jetzt in ihren wachen Träumen mit dem Teufel zu

befriedigen. So schreitet sie auf der Bahn des Lasters dahin, bis sie ein wirklicher Wahnsinn erfaßt und sie nicht mehr umkehren kann. Dieß ist, meines Erachtens, der Grund, warum es mehr Hexen als Hexenmeister gibt."

„Ja! Aber, wie auch der Grund heißen mag, so ist es doch eine ganz unglückliche Geschichte. Wenn ich nur im Stande wäre, das Böse und den Bösen unterscheiden zu lernen!"

„Dann hätte es keine Noth mehr; dadurch wäre die ganze Hexerei zu Ende."

Jetzt kam Barbara wieder und rief:

„Aber, lieber Vater und bester Erich, das geht durchaus nicht. Wollen die Herrn denn gar nicht kommen? Das Essen wird ja eiskalt."

„Besonders die geräucherte Gans, nicht wahr?"

Sie legten ihre Pfeifen weg und folgten der Alten zum Abendessen.

Sechszehntes Kapitel.

Es war Samstag Morgen, und am folgenden Tage sollte Rabenius zu Kungsör predigen; aber er saß noch ganz ruhig und machte einen Hühnerkorb fertig.

„Heute ist Sonnabend," sagte Maria, „aber man hört und sieht noch nichts von den versprochenen Kleidern. Wie soll das werden?"

„Gut!" antwortete der jovialische Kaplan; „im Nothfall komme ich noch mit meinem alten Chorrock zurecht. Aber, siehst Du, Maria, jetzt ist der Korb fertig; und wenn Deine Hühner oder Küchelchen durch diese Oeffnungen schlüpfen können, so darfst Du mir die Nase abschneiden!"

„Ach, jetzt ist es so gut gemacht, daß ich wohl hoffe, sie werden drin bleiben!“

„Ja, ja! Aber es ist ihnen da drin eben so unerträglich, wie Deinen kleinen Launen, sich innerhalb Deiner Rosenlippen still zu halten, Maria! Und überdieß,“ fuhr er fort und sah durch das Fenster auf den Vorplatz, „wer weiß, was der Mann, der eben am Gatterthore vom Pferde steigt, in seinem Bündel bei sich hat?“

„Glaubst Du vielleicht, es sei der Schneider?“

„Ja, wer weiß! Er sieht ganz so aus.“

„Wie kannst Du das sehen?“

„Ja, siehst Du, wenn auch ein Schneider nicht näht, sondern auf dem Wege, wie ein anderer Mensch, auf zwei Beinen dahin geht, so setzt er doch immer seine gewöhnliche Bewegung mit den Ellbogen fort.“

Die Thüre öffnete sich und der besagte Mann trat herein:

„Guten Tag, Meister!“ grüßte ihn Rabenius.

„Ja, ich bin hier, ergebenster Diener, mit des Herrn Schloßpredigers Kleider. Ich muß um Entschuldigung bitten, daß ich nicht früher gekommen bin; aber ich habe so viel für Rechnung des Königs zu arbeiten.“

Dabei begann er seinen Bündel auseinander zu schlagen. Schon beim Eintritt des Mannes, seiner höflichen Verbeugung, und als er ihren Mann Herrn nannte, Etwas, was sie früher nie gehört, hatten sich die Wangen der Frau Rabenia mit hoher Röthe überzogen; und jetzt, als sie den wirklich prächtigen Chorrock, die schöne Weste und die feinen Beinkleider zu Gesicht bekam, schlug ihr Herz fast hörbar. Theilweis müssen wir wohl den heimlichen Stolz auf ihren Mann rechtfertigen; denn Katharine, welche — keine von unsern Leserinnen mag an dieser niedrigen Beschäftigung Anstoß nehmen — im Stalle zu thun gehabt hatte und jetzt herein kam, nachdem ihr Vater die Kleider angezogen hatte um sie zu probiren, stand ganz überrascht und war nah daran, in einen Ruf der Verwundederung über seine Metamorphose auszubrechen. Die ent-

zückte Frau warf einen verstohlnen Blick auf ihren Mann, welcher sie scharf betrachtete. In diesem Quartett war es sicherlich nicht der Schneider, der am wenigsten Vergnügen empfand; denn diese Verwandlung war durch seine Kunst entstanden, daher war, aller Schneider-Logik zufolge, er es ja, der bewundert wurde, obschon die Bewunderer nur zwei Bauernweiber waren, die er in seinem Hochmuth — „wie Hofleute," pflegte er zu sagen — ganz über die Achseln ansah. Möge sich Niemand über die Worte und die Philosophie des ehrlichen Schneiders erzürnen! **C'est tout comme chez nous!** die Welt ist sich immer gleich!

„Sind keine Strümpfe dabei?" fragte Rabenius, nachdem er das Tuch, worin die Kleider eingeschlagen gewesen, um und umgekehrt hatte.

„Nein!" antwortete der Schneider.

In Frau Rabenias Brust regte sich Etwas, wie ein heimliches Mißvergnügen über diese Frage. Es war ihr daher willkommen, als Rabenius hinzufügte:

„Mutter! Du mußt dem Meister Etwas vorsetzen."

Aber sie glaubte, sie müsse in die Erde sinken, als er weiter sagte:

„Der Meister muß schon mit dem, was das Haus vermag, zufrieden sein! Wir sind arme Leute und haben nicht viel anzubieten."

Die gute Frau hatte sich während der ganzen Zeit ihrer Dürftigkeit nicht in dem Grade, wie jetzt, verwundet gefühlt; und um zu beweisen, daß es nicht gar so ärmlich zugeht, besetzte sie den Tisch fast über Vermögen. Nachdem der Schneider gegessen und mit scheinbarer Ergebenheit gebeten hatte, daß man sich seiner erinnern möge, verfügte er sich dahin, von wannen er gekommen war Nun suchte Rabenius einen Vorwand um Katharinen fortzuschicken, nachdem er mit seiner Frau allein war, sagte er:

„Was hältst Du von den königlichen Kleidern, Maria?"

Stück um Stück nahm er sie auf und pries ihre

Schönheit; auch des Schneiders ausgezeichnete Höflichkeit blieb nicht vergessen. Aber plötzlich wechselte er den Ton:

„Maria! Du, welche zwanzig Jahre lang mit der größten Ergebenheit die schwere Bürde der Armuth getragen, solltest Du nicht auch jene des Glücks und des Wohlstandes tragen können? Du, welche so lange mit Würde meine Noth getheilt, solltest Du nicht auch mit gleich edler Denkungsart meine Freude theilen können? Glaubst Du nicht, daß ich den heimlichen Stolz gemerkt habe, der Dein Herz bei den Worten des Schneiders und beim Anblick der schönen Kleider erfüllte, glaubst Du nicht, daß ich die Wolke des Mißvergnügens gesehen habe, welche über Dein Angesicht flog, als ich nach den Strümpfen fragte und von unserer Armuth sprach? Wie tischtest Du nicht auf, um das armselige Gegentheil zu beweisen! Maria, sind wir denn jetzt, da die Sonne unsern Lebensabend zu erheitern verspricht, nur um ein Bischen besser, als der Mangel und Elend seinen Morgen umdüsterte?"

„Nein! schweig nur, Du Guter, nein!"

„Willst Du selbst Gottes Gnade zurück drängen, nicht die Gnade, meine ich, welche sich in Erfüllung unserer Bedürfnisse zeigt, sondern jene, welche uns wieder mit Gott vereinigt? Geliebte Maria! Oft kann die Erfüllung unserer Wünsche unsre Strafe, und wir von Hochmuth verblendet werden."

Thränen erstickten ihre Stimme. Sie sah ihr Herz verblutet und zerrissen.

„O, wie Recht hast Du nicht! Wie thöricht habe ich nicht gehandelt!" seufzte sie.

Jetzt kam Katharine zurück und brachte wieder die Rede auf den Mangel an Strümpfen.

„Ich mag nachdenken, wie ich will, aber ich kann nicht begreifen, wie der Vater hier die alten Strümpfe brauchen kann."

„Liebes Kind! besser brodlos als rathlos. Bekümmern

mert Euch nicht um Strümpfe. Ich werde schon schwarze Beine bekommen."

„Gott im Himmel! Was willst Du anfangen!" entgegnete die Frau.

„Der Hochmuth ist ein Laster so groß," rc. rc. sang Rabenius.

Katharine wurde bleich vor Schrecken. Sie ahnte wieder einen Geniestreich ihres Vaters, wodurch er möglicherweise die kaum errungene Gnade des Königs wieder verlieren konnte, und wobei man wenigstens mit Fingern auf ihn zeigen würde. Fast weinend beschwor sie ihn, er möge ein Paar von seinen Alltagsstrümpfen anziehen, die hübsch schwarz und gut gestrickt seien, oder ihr wenigstens erlauben, die alten gewebten Wollstrümpfe, so gut als es sich thun ließe, noch einmal zu stopfen. Die Mutter unterstützte ihre Bitte, aber die Antwort war ein neues Lied:

„Ergebenheit zieret das Weib und den Mann," rc.

Um der Zudringlichkeit von Frau und Tochter zu entgehen, gab er endlich zu, daß die Stümpfe mit den andern Kleidern eingepackt würden. Maria richtete das Mittagessen zu, während Rabenius seinen frischausgebesserten Bergwagen schmierte und freudig dabei brummelte. „Schmier' das Rad, dann geht's nicht schlecht, Bestich den Richter, dann kriegst Du Recht," rc. rc.

Nach einer kleinen Mahlzeit spannte er, präzis zwölf Uhr, seinen Falben vor, nahm von Frau und Tochter herzlichen Abschied und versprach ihnen nachzusehen, wie sie im Schlosse, wohin sie am ersten Mai ziehen sollten, zu wohnen kommen würden. Ueberdies verpflichtete er sich, daß, wenn er Geld bekomme, Maria einen eben so schönen Rock und eine Jacke haben solle, als er selbst Chorrock und Hosen erhalten habe.

„Strümpfe bekam ich keine, Mutter! Solche magst Du Dir selbst schaffen, Du, so gut wie ich," fügte er hinzu. Und dann gings: „Hopp, mein Falbchen, hopp, hopp!"

Siebenzehntes Kapitel.

So finden wir denn unsern Glücksritter zum zweiten Male auf dem Weg, nur mit dem Unterschied, daß er jetzt fuhr, statt zu reiten. Gemächlich trabte der Falbe vorwärts. Endlich kam er nach Köping. Das Gerücht von dem Glück des armen Pfarrers war ihm schon vorausgeeilt, und kaum war er im Wirthshause eingekehrt, als es in allen Häusern hieß: „Rabenius ist hier, er, der morgen in Kungsör predigen soll."

„Ergebenster Diener, **Popularis et amice honoratissime!**" hörte Rabenius eine Stimme hinter sich rufen, während er sich mit seinem Falben und dem Karren beschäftigte. Er drehte sich um, und sieh, die Stimme gehörte Niemand Geringerem, als dem Pfarrer der Stadt. Auch umarmten sie sich, zu mehrerem Beweise einer unveränderlichen, obwohl so gut, wie neuen Freundschaft und küßten einander auf die Backen.

Erst Abends um sieben Uhr kam Rabenius nach Kungsör. Ein Anderer, als er, wäre sehr unschlüssig gewesen, wohin er so spät (zu damaliger Zeit) seinen Weg richten solle. Eben so ungenirt, wie zu Hause, wollte er ohne weitere Umstände in den Schloßhof fahren. als das donnernde „Halt!" einer Schildwache ihn zu halten zwang.

„Oh, Falbchen! Hörst Du denn gar nicht, was der schöne Herr dort befiehlt?" rief nun Rabenius. „Höre, mein Junge!" sagte er zu dem Soldaten. „Da nur Herrendiener hierher kommen, wohin soll sich dann der Diener des Herrn wenden, um mit Wagen und Pferd unterzukommen?"

Der Soldat zeigte auf einen Seitenbau und sagte: „Dort bekommen Sie Bescheid!"

Die Ersten, die er traf, und die ihm stürmisch entgegen kamen, waren seine guten Freunde, die Pagen.

„Donnerwetter!" riefen diese. „Ist endlich der Falbe da? Der Herr Magister ist wohl schon gestern von zu Hause weg gefahren?"

„Ach ja, der Falbe ist freilich nicht so geschwind, als die Herrn; er hat aber auch seine Flegeljahre nur auf einem Pfarrhof verlebt, er," antwortete Rabenius lächelnd.

Während die jungen Herren nun durch ein helllautes Lachen ihre Verlegenheit zu verbergen suchten, fand sich ein Stallknecht ein und übernahm die Besorgung von Pferd und Wagen.

Zugleich erschien der Kammerdiener des Königs und führte Rabenius nach dem für ihn bestimmten Zimmer. Nicht wenig über seine hohe Würde, den König täglich nackt und blos sehen zu können, aufgeblasen, ließ sich derselbe weit und breit darüber aus, unter welch schlechter Aufsicht jetzt die Pagen ständen, da sie sogar einen geistlichen Herrn anzutasten wagten.

„Herr Kammerdiener," antwortete Rabenius, "es ist nicht der Mühe werth, wegen einiger ungezogenen Knaben so viele Umstände zu machen; ich will schon mit ihnen umgehen, wie es nöthig ist. Wenn ich einmal so lang mit ihnen fahre, wie mit dem Falben, so sollen sie schon zahm werden. Ist das mein Zimmer?"

„Ja, nur für jetzt, so lange der Herr Magister hier zu thun hat. Ich habe viel Mühe damit gehabt, Ihnen hier ein besonderes Zimmer auszusuchen. Aber wenn Sie von hier wegziehen, so wird das eine ganz andere Sache."

„Sehr verbunden!" antwortete Rabenius mit einem freundlichen Kopfnicken.

Der Kammerdiener nahm diese Artigkeit für baare Münze und fuhr fort:

„Ihr zukünftiger Schwiegersohn soll sich um die Pfarrei Kalbäck bewerben. Im Vertrauen will ich

Ihnen sagen, daß er einen bedeutenden Nebenbuhler an dem Diakonus Hakenselius hat, der sich auch darauf verstanden haben soll, die Protektion des königlichen Rathes Bjelke zu erschleichen. Ich bin freilich nur ein sympler Kammerdiener — aber — hum — aber ..."

„Der doch nicht ohne Einfluß ist," fiel Rabenius zuvorkommend ein.

„Einfluß! Gott bewahre! Einfluß? Wo sollte ich den her bekommen? Freilich kann ich mir schmeicheln, daß meine unterthänigen Dienste von Sr. Majestät nicht mit Mißvergnügen aufgenommen werden ...."

„Aha," dachte Rabenius, „ich verspüre keine Lust mir den zum Feinde zu machen, der dem König den Nachttopf reicht, und noch weniger, mich mit ihm gemein zu machen."

„Es ist ja auch sehr natürlich, daß ein Mann von Ihrem Ansehen und Benehmen dem König gefallen muß, und ich weiß recht gut, daß der Einzige, der dessen Person liebt, der Kammerdiener ist."

„Das ist freilich natürlich; denn wenn fast alle Andern, die den König umgeben — im Vorbeigehen gesagt, sind es durchaus keine besseren Leute, als ich — nur auf ihr eignes und ihrer Verwandten Fortkommen sehen, so habe ich dagegen hier auf der Welt kein anderes Augenmerk als des Königs eigne Person."

„Hm, hm," dachte Rabenius, „Du verwechselst jetzt richtig den König mit Gott dem Herrn. Mich soll es wundern, ob Du vor dem Einen nicht eben so heuchelst, wie vor dem Andern?"

„Was wollt ihr doch nur sagen? Ja, er hat den Bjelke auf seiner Seite; aber ich zweifle durchaus nicht, daß das Verdienst siegen wird, und ich werde jede Gelegenheit in Acht nehmen, um für Ihren Schwiegersohn zu reden."

Rabenius dankte ihm freundlich, mit einer gewissen herzlichen Gutmüthigkeit, welche den Kammerdiener zu dem Glauben verleitete, daß es ihm ein Leichtes sein

werde, den neuen Favorit — Hofnarren ganz zu seinen Zwecken gebrauchen zu können. Rabenius lernte in der Geschwindigkeit den Hof so gut kennen, als ob er schon zehn Jahre daselbst gewesen wäre, und hatte dabei den Vortheil, aus dem Munde des Kammerdieners die Schauspieler daselbst im Deshabillé beschrieben zu hören.

Nachdem es im Schlosse ruhig geworden, ging Rabenius leise herab zu dem Schuppen, wo sein Wagen stand. Er band seine, auf die Reise mitgenommene Gesellschaft los, welche getreulich die Stöße, die ihm der unbarmherzige Karren hatte zukommen lassen, getheilt hatte, welches Ungemach unserm Rabenius jedoch nicht mehr Beschwerde verursachte, als heutzutage gar häufig einem fünfundzwanzigjährigen Lebensmüden die Reise in einer bequemen Kalesche. Erwähnte Reisegesellschaft hatte ihren Platz unter dem Wagen und bestand in einer Theerbüchse. Ungesehen kam er wieder auf sein Zimmer. „Wäre jetzt meine Alte hier,“ dachte er unter dem Auskleiden, „so zählte sie gewiß die Fensterscheiben und die Bodenplanken, um ihre Träume wahr zu machen; denn das ist einmal sicher, daß ich in meinem ganzen Leben hier zum ersten Mal schlafe.“

Rabenius erwachte wie gewöhnlich um drei Uhr, obwohl es noch für die Bewohner des Schlosses völlig Nacht war. Der Morgen war schön; Alles athmete Freude und Frieden. Durch das offne Fenster strömten ihm aus den Wipfeln der das Schloß umgebenden Eichen, die frohen Hymnen der Vögel entgegen, die in bewußtlosem Wohllaut den Schöpfer priesen. Wie schon früher erwähnt, war Rabenius sehr gottesfürchtig. Das Zimmer wurde ihm zu eng.

„Ich will hinaus ins Freie,“ sagte er. „Dort will ich dem Herrn danken, der meine Wege so wunderbar führt.“ Nach und nach kamen ihm die Verfolgungen ins Gedächtniß, die er schon hatte ausstehen müssen. Es war ihm durchaus nicht unbekannt, wem er alle diese Widerwärtigkeiten zu verdanken hatte.

„Ich meine, er soll wohl große Augen machen, wenn er erfährt, daß der, den er mit Teufelsgewalt unterdrücken wollte, zum Schloßprediger an des Königs liebstem Aufenthalt ernannt worden ist! Was würde ich wohl thun, wenn sich unsere Stellung in der Welt zufällig veränderte und er in Noth und Dürftigkeit mich um Hülfe anspräche? Einen Augenblick war er mit sich selbst im Streite. „Paulus hat Recht, wenn er sagt: „„Ich sehe aber ein ander Gesetz in meinen Gliedern, das da widerstreitet dem Gesetz in meinem Gemüthe."" Soll man ein gutes Werk verrichten, ach Gott, wie schwer geht das von Statten! Aber gib nur Acht, wenn man das Gegentheil thun will: Heisa, wie schießt's da den Berg hinab! Wunderbar ist es doch, Alles, was gut schmeckt, ist schädlich. So oft man auch bei einer Gasterei oder bei einem Weihnachtsschmause ist und sich den Magen überladet: schmeckt freilich gut — aber die Arzneien! Ja, ja, die Laster sind Confekt und die Tugenden Rhabarber; da haben wir gerade wieder einen Beweis, daß das Laster süß schmeckt!"

Leise öffnete sich eine Thür und ein Mann, in einen weiten Mantel gehüllt, schlich eilig an ihm vorüber.

„Kaum habe ich einen halben Tag Hofluft geathmet und schon sind mir so viele Schändlichkeiten vor Augen und Ohren gekommen, daß an der Hälfte genug wäre. Aber Ihr sollt die Früchte Eurer Thaten genießen! Wahrlich ich werde noch den Text zu meiner Predigt verlieren."

Er kehrte wieder in sein Zimmer zurück. „Es mag vielleicht ganz gut sein," dachte er, „die Kinder der Finsterniß, so wie hier auf frischer That zu ertappen; aber dumm ist es jedenfalls, daß sie mir den schönen Morgen verdorben haben."

Endlich schlug die für den Gottesdienst bestimmte Stunde. Der Hof war versammelt; der König und die Königin erschienen und der Prediger trat ein. Sogar Karl **XI.** schien, ohne es selbst zu ahnen, über des Schnei-

ders Meisterstück verwundert. Hatte schon Rabenius mit seiner wirklich stattlichen Figur und seinem imposanten Wesen, während er den Gottesdienst verrichtete, am vorigen Sonntage, trotz seines engen übelsitzenden Chorrocks, welcher ihm jenen Spott zuzog, der doch nur den Wiederschein von Anderer Thorheiten war, sich Achtung zu verschaffen gewußt, wie viel mehr war dieß jetzt der Fall, wo die prächtige Kleidung Alles that, um seine persönlichen Vorzüge ins Licht zu setzen! Der König, die Königin, Alle hörten ihm mit gespannter Aufmerksamkeit zu. Er schilderte die Sitten an einem Hofe und er schmeichelte nicht; er deutete auf den lauernden Verrath und auf die zügellose Ausschweifung. Ganz passend wußte er das Abenteuer dieses Morgens einzuweben; und es entging seinem aufmerksamen Auge nicht, daß die Wangen mancher Hofdame mit Roth übergossen wurden, und wenn scharfe Blicke zu tödten vermöchten, so wäre Rabenius Lebensfaden bald durchschnitten gewesen. Karl selbst hatte keine Laster; deßhalb hörte er die Strafurtheile seines neuen Predigers mit der größten Gemüthsruhe an. Aber während die Rede des Königs Ohren in Anspruch nahm, hefteten sich seine Augen auf die Beine des Sprechers. „Wie um Gotteswillen," dachte der König, „sieht der Mensch an den Beinen aus? Hat er wohl so dünne Strümpfe, daß die Haut durchscheint? Sie sind ja rothbraun und sogar glänzend!" Aber wie er auch sein Gesicht anstrengte, er konnte keine Lösung des Räthsels finden. Nach dem Gottesdienst ließ Karl seinen Günstling rufen und, die Augen auf seine Beine geheftet, sagte er:

„Habe Dank, Rabenius! Das war eine gute Predigt; Gott gebe, daß sie in eben so gutes Erdreich gefallen sei! Aber was hast Du für Strümpfe? Deine Beine sehen sehr wunderlich aus."

„Ich habe gar keine, Ew. Majestät!" antwortete Rabenius sich verbeugend.

„Was hast Du denn da an den Beinen?"

„Theer, Ew. Majestät!" fuhr er mit unerschütterlicher

Ruhe fort. „Es waren keine Strümpfe bei den Kleidern, für welche ich jetzt meinen unterthänigsten Dank abstatte."

Der König lachte so, daß er sich die Seiten halten mußte. Die Königin und der ganze Hof leistete ihm aus vollem Herzen Gesellschaft; nur Rabenius selbst verblieb ernsthaft, wie ein zweiter Heraklit. Nachdem der König endlich zu Lachen aufgehört, rief er:

„Du bist mir ein rechter Klaus Narr, wenn Du schon Priester bist!"

„So lange ich Priester bin, heiße ich Nils! Ich hoffe, Ew. Majestät sind so gnädig und machen einen Unterschied zwischen diesen Beiden!"

Lachend wandte sich die Königin zu ihm.

„Man hat mir gesagt, mein lieber Rabenius, daß Ihr verheiratet seid; hat Euch Eure Frau nicht mit Strümpfen versehen können?"

„Doch, Ew. Majestät; aber wie sollte ich es wagen, Strümpfe anzuziehen, die von einer ehrlichen Pfarrersfrau gestrickt sind, und sie hier unter so vornehmen Damen zu tragen?"

„Wohlan," fuhr die Königin fort. „Ich bin freilich keine Pfarrersfrau, aber doch, wie ich hoffe, eines ehrlichen Mannes ehrliches Weib; ich will Euch Strümpfe stricken."

Rabenius antwortete: „Was man bei uns geringen Leuten unter ehrlich versteht, sitzt nicht auf den Thronen; dort sitzt Größe und Edelmuth." Nach einer kleinen Weile kam ein Page und flüsterte Rabenius zu, daß er noch vor der Tafel Strümpfe anziehen solle, und daß dieselben schon in Ordnung seien.

„Hat Ihro Majestät ein Wunder verrichtet? Sind die Strümpfe schon fertig?" fragte Rabenius in seiner burlesken Weise ganz laut.

„Das gerade nicht," antwortete der König lächelnd; „und doch hast Du Strümpfe bekommen. Gehe jetzt und ziehe sie an. Weißt Du nicht, wer Theer angreift, besudelt sich? Siehst Du nicht, wie die Alle ausweichen, wenn Du in die Nähe kommst?"

„Ich bitte um Entschuldigung, Ew. Majestät! Es verhält sich gerade umgekehrt; der Theer schützt vor jeder Besudlung.“ Er folgte dem Pagen. Butter, Seife und warmes Wasser gaben den Beinen bald ihre natürliche Farbe wieder; sie erhielten ihren neuen Ueberzug, und jetzt erschien unser Mann wieder im Speisesaal des Königs.

Die Tafel begann. Von einem König, der sich vorzugsweise den Namen Reichshaushalter erworben, kann man wohl schwerlich ein Mittagsmahl im Geschmacke unseres kaufmännischen Adels verlangen. Gastronomie war damals ein verschollenes Wort, und erst im neunzehnten Jahrhundert war es vorbehalten, eine so liebenswürdige Geburt wieder in's Leben zu rufen. Wenn unsere Nachkommen von unserm dürftigen, aus dreizehn bis vierzehn Gerichten bestehenden Mahlzeiten lesen, welche nicht allein das Ausgesuchteste, was die Jahreszeit, sondern vielmehr, was der verflossene oder bevorstehende Monat bieten konnte oder kann, auf die Tafel bringen, so haben sie nicht nöthig, lange darüber nachzudenken, warum ein Zeitraum, dessen einziges Ziel Genußsucht und Schwelgerei ist, weder Heldenthaten noch Kunstwerke zu Stande bringen konnte.

Die Tafel wurde durch eine tüchtige gesalzene Ochsenbrust mit Senf eröffnet. Darauf folgte Hecht mit Butter und Meerrettig; dann konnte man nach Belieben Suppe oder dicke Milch haben. Braten gab es auch, weil es Sonntag war, ein wenig Naschwerk für „das Frauenzimmer“ und damit war es zu Ende. Aber bevor man noch so weit gekommen, ging ein großer Silberbecher mit Bier der Reihe nach herum. Der König trank mit besonderem Wohlbehagen; selbst die Königin versuchte es und nickte ihrem Gemahl beifällig lächelnd. Endlich hob Karl an:

„Was sagt Ihr von dem Märzbier, liebe Freunde? Das ist von ächtem schwedischen Hopfen gebraut, der in dem von mir angelegten Hopfengarten gewachsen ist. Ich hoffe die Zeit wird kommen, wo unser Geld nicht mehr

weiter nach Deutschland geht, um Küchengewächse oder Frucht zu kaufen."

Graf Gyllenborg entgegnete: „Aber Norddeutschland, woher die Früchte kommen, gehört ja doch auch Ew. Majestät?"

„Das ist freilich wahr; gleichwohl wird das Geld, ohne irgend welchen Nutzen für Schweden, aus dem Lande gezogen."

Auf des Königs Stirn lagerte sich eine Wolke, und Gyllenborg beeilte sich von einigen der neuen Anlagen in Stockholm zu reden, welche Karl mit allem Eifer betrieb.

„Ah, es ist wahr! Ich erinnre mich, daß ich mit meinem lieben Klaus Narr noch eine Wette auszumachen habe, bevor ich morgen nach Stockholm fahre."

Rabenius, der nie von einer Wette mit dem König geträumt hatte, schien sehr verwundert. Der König fuhr fort:

„Du hast gesagt, man solle über Deinen Falben nicht lachen; Du wollest eine Wette eingehen, daß derselbe es mit jedem andern Pferde aufnehme — ich halte die Wette." — Mit angenommenem Ernste fügte der König hinzu:

„Ich befehle Dir bei meiner Ungnade, Dich morgen fertig zu halten, mit mir nach Stockholm um die Wette zu fahren!"

Etwas, das einer Besorgniß glich, schwebte einen Augenblick über Rabenius Züge. Der König bemerkte es.

„Aha, habe ich Dich jetzt? Was sagst Du zu meinem Befehl?"

Die Besorgniß war verschwunden; das schelmische Lächeln zeigte sich nicht mehr auf Rabenius Lippen; es wohnte in seinen blitzenden Augen.

„Ew. Majestät!" antwortete er und verbeugte sich mit dem Haupte, „wie sollte ein Schwede das Gebot seines Königs übel aufnehmen? Pflichtgetreust werde ich dem Befehl Ew. Majestät nachkommen, und erbitte mir

nur zwei Stunden Vorsprung. Aber zugleich wage ich es, in tiefster Unterthänigkeit darum anzuhalten, daß Ew. Majestät sich hinterher über meinen Gehorsam nicht erzürnen mögen."

Alle lachten. Der Tag verfloß unter Scherz und Heiterkeit. Nur ein Hoffräulein schien über „den närrischen Geistlichen" sehr erzürnt zu sein.

„Hörtest Du, Hedwig, wie er uns in seiner Predigt persiflirte?"

„Ja, freilich hörte ich es. Und dann das Gerede von seiner ehrbaren Hausfrau!"

„Das wäre einmal schön, einen solchen Spion um sich zu haben."

„Aber es sollte mich doch wundern, wenn wir zusammen ihm das Leben nicht so sauer machen wollen, daß er aus freien Stücken wieder von hier weg verlangt." — Arm in Arm schlichen sie sich flüsternd aus dem Sale.

Achtzehntes Kapitel.

Um seines Falbens willen hatte sich Rabenius inzwischen in Unterthänigkeit eine Abkürzung der Entfernung ausgewirkt, so daß die Wettfahrt für ihn erst von Westeras und für den König von Strömsholm beginnen sollte. Rabenius begab sich daher am Montagmorgen weg, mit dem Auftrage, es durch ein Zeugniß des Bürgermeisters beweisen zu müssen, daß er nicht früher, als um fünf Uhr am Dienstagmorgen von Westeras weggefahren sei.

Am Montagmittag fuhren der König und die Königin nach Strömsholm, um dort bei der Königin Wittwe Nachtquartier zu nehmen. Die Wagen kamen herauf.

Zur bestimmten Stunde sah man die königlichen Personen ihre Plätze einnehmen und bald waren diejenigen verschwunden, welche dem Orte Glanz verliehen. Kungsör stand einsam und verlassen da, eine Weissagung für die kommende Zeit: es ist gewesen.

Am folgenden Morgen wurde die Reise nach Stockholm fortgesetzt. Sie war auf fünf Uhr bestimmt; denn der König wollte noch bei Tage ankommen. Bald hatte man die Ländereien von Strömsholm hinter sich und nach zwei Stunden kam die königliche Familie nach Westeras. Dort fragte man nach Rabenius; er war Punkt fünf Uhr abgereist. Das Wetter war prächtig und der König bei ungewöhnlich guter Laune. Er scherzte mit seiner Gemahlin über die lustige Wette und behauptete, er werde Rabenius spätestens bei dem zweiten Wirthshause einholen, als er das Gespräch plötzlich abbrach, sich im Wagen aufrichtete und rief: „Was ist das hier? Was soll das bedeuten?“ — Er gewahrte nämlich vor sich auf dem Wege, beim ersten Schlagbaum außerhalb der Stadt, zwei, eine Stunde früher abgegangene ausgespannte Packwägen und seine Leute im Handgemenge mit mehreren Bauern, die mit Knütteln und Aexten den Schlagbaum vertheidigten. Die Bedienung mußte entweder die königlichen Wagen kommen gesehen haben, oder war es auch ihre Absicht, durch einen Boten den König von dem Vorfall zu unterrichten; denn ein Lakai kam herbeigeritten und antwortete auf dessen heftige Frage: „daß der Schlagbaum mit großen Sparrnägeln und Klammern zugenagelt sei. Da sie ärgerlich darüber im Begriff gewesen, den Schlagbaum von einander zu hauen, haben sie die Bauern angefallen und behauptet, daß ein Mann — hier wurde Rabenius mit dem Falben beschrieben — der hier durch gekommen, ihnen gesagt habe, daß er auf des Königs eigenen Befehl den Schlagbaum zunagle, indem dadurch die Weiterreise eines vornehmen Ausreißers gehindert werden solle.“ — Einen Augenblick loderte des Königs Zorn auf. Seine Pferde führten ihn mit Blitzesschnelle

an die Stelle des lächerlichen Streites. Dort trat ein angesehener Bauer hervor, den der König persönlich kannte und wegen seiner Rechtschaffenheit und Brauchbarkeit achtete, strich das glänzende, gescheitelte Haar aus seinem sonnverbrannten Gesichte, das noch von Aerger flammte und erzählte: „ein großer hübscher Herr, der auf einem einfachen Wagen, mit einem armseligen Pferde davon gefahren sei, habe mit eisernen Haken und gekerbten Sparrnägeln den Schlagbaum zugenagelt; die Bauern, welche nachbei auf dem Felde beschäftigt gewesen, seien herzugeeilt, um ihn über diese Handlung zu Rede zu stellen; da habe er ihnen denn gesagt, daß ein vornehmer Herr, der alle schwedischen Männer zu Lutheraner habe machen wollen, aber verrathen worden sei, jetzt ausreißen und auf diesem Wege fortfahren wolle, was solchergestalt solle verhindert werden." — Da verschwand Karls Zorn. Mit der Freundlichkeit, welche ihm immer eigen war, wenn er mit seinem lieben Volke sprach, sagte er:

„Der Ausreißer ist schon ertappt, aber ich muß unbedingt weiter! Wie werden wir das aber anfangen?" Einer von der Seite meinte, es sei das Beste, den Schlagbaum von einander zu hauen.

„Das hilft Nichts," sagte der König; „es ahnt mir, daß alle Schlagbäume, auf dem ganzen Wege, eben so zugenagelt sind. Hier heißt es, Geduld haben."

Da die Bauern jetzt keinen Widerstand mehr leisteten, so gelang es endlich den Schlagbaum aufzubrechen. Der König befahl weiter zu fahren.

„Hat Klaus Narr meinethalber so viel Zeit gebraucht, so hat er sie auch für sich selbst vertrödelt."

Der Auftritt erneuerte sich, mit wenigen Abwechslungen, bei jedem Schlagbaum. Einmal wurde der König zornig, das andere Mal lachte er. Am meisten ärgerte es ihn, daß die Königin dabei war. Er fürchtete, ihre wankende Gesundheit könne durch diesen Aufenthalt leiden, um so mehr, als gegen Abend ein heftiges Ungewitter heranzuziehen schien.

Die hohen Reisenden hatten endlich Stockholm bis auf ein Paar Meilen erreicht. Karl begann sich damit zu schmeicheln, endlich Rabenius zu erreichen; denn je weiter sie kamen, von desto kürzerer Zeit waren, wie man ihnen sagte, die Schlagbäume zugenagelt worden. Sie gelangten endlich zu einer Brücke über einen ziemlich breiten Bach; dieselbe war abgeworfen, und das Frühlingsgewässer braußte im ungestümen Laufe dahin. Der Kutscher hielt die Pferde an.

„Was gibt es denn schon wieder?“ rief der König.

„Die Brücke ist abgerissen,“ lautete die Antwort.

Der König sprang aus dem Wagen. Es hatte seine Richtigkeit; die Brücke war wirklich abgerissen. Nicht einmal ein Balken fand sich mehr vor, die Fluth hatte das Holzwerk mit sich fortgenommen. Graf Gyllenborg schien noch unwilliger zu sein, als der König selbst.

„Das geht sogar für einen Narren zu weit,“ rief er mit so viel Hitze, als man möglicherweise in Gegenwart königlicher Personen zu zeigen wagen darf.

„Es mag so sein,“ antwortete Karl; „aber hat man einmal den Teufel ins Schiff genommen, so muß man ihn auch ans Land rudern. Ich hätte einsehen müssen, daß Rabenius nicht ohne Schelmenstreiche zurecht käme. Jetzt muß man es ihm zu gut halten. Man kann ihm wohl auf eine andere Art auf den Leib rücken. Vorher aber müssen wir sehen, wie wir uns hier heraus ziehen?“ Eine von den Damen der Königin rieth, seitwärts über einen Acker, und dann durch den Bach zu fahren, wenn der Boden fest wäre.

„Wenn die Wagen in derselben Spur hintereinander fahren, so kann wohl nicht viel Saat verdorben werden,“ meinte sie.

Die Königin sah sie unwillig an, und fragte wie es möglich sein könne, daß Jemand über ein bestelltes Feld fahren wolle.

„Ja, ja, manchmal muß es denn doch geschehen!“

antwortete der König; „und hier seh' ich wirklich keinen andern Ausweg. Fahr zu!"

Im Augenblick als der Wagen auf den Acker schwenken wollte, stürzte dessen Eigenthümer, ein Bauer hervor. Er faßte das linke Pferd beim Zügel.

„Nein, soll mich der Teufel holen, wenn Ihr über meinen Acker fahren dürft; ich werde schon Mann genug sein, Euch zurück zu halten!"

„Was gibts, Bauer! Schämst Du Dich nicht? Weißt Du nicht, daß ich Dein König bin? Willst Du mich hindern, vorwärts zu kommen?"

„Ja, das thue ich, wenn es über meinen Acker gehen soll; und wenn nichts dabei heraus schaut. Der König ist König um Recht, aber nicht um Unrecht zu thun."

Die Königin war erschrocken über den Zorn ihres Gemahls; die königliche Suite schien vor Entsetzen über die Kühnheit des Bauern vernichtet. Da und dort murmelte man von Majestätsverbrechen. Der König schien die Sache gütlich abmachen zu wollen.

„Höre, Bauer! Ich bezahle Deine Aussaat, und damit Punktum; aber weiter muß ich. Fahr zu!"

Nachdem die Wagen wieder auf die Landstraße gekommen waren, rief der König dem Bauer herbei.

„Wie viel Roggen hast Du auf den Lappen dort gesät, worüber ich jetzt gefahren bin?"

„Vier Mäßlein, Herr König!" antwortete der Bauer.

„Die will ich Dir bezahlen, und das auf der Stelle."

„He? Wollt Ihr mir nicht mehr bezahlen als die Aussaat? Ja, ich will mehr haben! Es sieht aus, als obs heuer ein gutes Jahr gebe, und Gottesgabe liegt einmal in der Erde. Ich hätte wohl achtfach geerntet, weil aber Niemand weiß wie's gehen kann, so will ich mich mit dem Sechsfachen begnügen, und wenn ich auch anderthalb Scheffel geerntet hätte."

„Soll ich Dir vierundzwanzig Mäßlein bezahlen,

wenn Du nur vier gesät hast? Wirst Du nicht auf beiden Seiten, wo ich durchgefahren bin, genug bekommen? Bist Du mit meinem Anerbieten nicht zufrieden, so magst Du mich vor das Sommergericht laden. Noch einmal biete ich Dir Bezahlung an; sieh her!"

Der Bauer, in der einen Hand den Hut, kratzte sich mit der andern hinter dem Ohr, und sah bald den König, bald seinen überfahrnen Acker an.

„Ich kann nicht, Herr König; ich muß haben, was mir gehört."

„Nun wohl, dann bleibt's bei der Vorladung! Packe Dich jetzt fort! Fahr zu!" rief der König, und wie durch einen Zauberschlag entschwand der ganze Aufzug den Blicken des gaffenden Bauern. Lange stand er da und wunderte sich wie das eigentlich gehen solle, wenn er mit dem König Prozeß führen würde. Endlich sagte er zu sich selbst: Recht habe ich, und das so klar wie der Tag; aber er ist König, er!"

Inzwischen ließ der König aus allen Kräften zufahren, und außer den zugenagelten Schlagbäumen, traf er auf kein weiteres Hinderniß. Jetzt war er beim Zollthore. „Halt!" schallte es aus dem Wagen.

„Hast Du keinen Geistlichen gesehen, der auf einem Bauernkarren, mit einem großen falben Pferde fuhr?" fragte der König den Korporal. Dieser besann sich.

„Schnell, Bursche!" schrie der König.

„Vor einer Viertelstunde passirte ein Mann ein, wie ihn Ew. Majestät beschrieben."

„Dann ist es nicht mehr möglich ihn einzuholen," sagte der König und warf sich in den Wagen zurück. Man fuhr weiter.

Und wer zeigte sich alsbald auf der Schloßtreppe Karls halbzornigen halblächelnden Blicken? Niemand anders als unser Rabenius, der mit seinem gutmüthigen, scherzhaften Aussehen die Verdrießlichkeit selbst zum Lachen gebracht hätte. So stand er da, verbeugte sich und begrüßte den König, wie er aus dem Wagen stieg.

„Ew. Majestät," begann er feierlich, „ich habe meine Wette gewonnen, indem ich die Gnade hatte, Ew. Majestät Befehl zu vollziehen."

„Ja, ja, es mag so sein, mein lieber Klaus Narr! ob schon mit einigem Verluste," antwortete der König. „Das war eine mühsame Fahrt für Dich, ein tüchtiges Narrentagwerk. Komm mit uns zu Tische!"

Diese Worte des Königs stumpften bedeutend die scharfen Blicke ab, womit die Suite den ihrer Meinung nach, in tiefe Ungnade gefallnen Schloßprediger zu durchbohren sich vorgenommen hatte.

Neunzehntes Kapitel.

Wir wenden uns wieder zu Lenens Wohnung. Der Abend desselben Sonntags, an dem Rabenius zu Kungsör predigte, ist heran gekommen, und sie erwartet mit Ungeduld, das arme einfältige Bauernmädchen.

Seit ihrer letzten Prophezeiung, worin sie ihren Untergang zu lesen glaubte, hatte sich ihrer, nicht Gewissensbisse — denn die kannte sie nicht — aber Furcht bemächtigt. Um ihren Meister und Herrn zu versöhnen, hatte sie in dieser Woche mehr schwarze Anschläge, besonders gegen die alte Anne, gehegt, und mehr Unschuldige zur Theilnahme an ihren höllischen Künsten zu verleiten gesucht, als früher in Jahren. Der vor einigen Tagen versprochene Liebestrank stand bereits fertig da. Um dessen Stärke zu vermehren, sollte noch einige Tropfen von einer andern Mixtur darunter gemischt werden. Sie ging in ihre Kammer, um dort eine Flasche zu holen, nahm auch die Oblate und eilte hinaus. Sie goß fast

die Hälfte von dem Inhalt der Flasche in den Trank; die Oblate theilte sie mitten von einander.

„Es ist nicht anders möglich," rief sie in wilder Wuth, „als daß ich noch länger leben werde; ich zähle erst vierzig Jahre. Laß doch sehen, wie viele Seelen ich in diesem Monate meinem Meister zugeführt habe! Ja — eine, zwei, drei — ja, drei sind es. Aber wohin ist die Oblate gekommen?" Beim Nachzählen war sie ihr aus der Hand gefallen. Ein Schauder lief ihr durch Mark und Bein.

„Ist denn Alles vergebens?" rief sie, rang angstvoll die Hände, und suchte auf ihren Knieen mit mehr Sorgfalt, als die Frau im Evangelium ihren verlornen Dreier suchte. Aber umsonst; sie war und blieb dahin.

„Na, na," dachte sie, „in ein paar Monaten gehe ich wieder dorthin. Jedenfalls hat der Meister hinlänglich meinen guten Willen gesehen."

Unterdessen war es in Lenens Stube so finster geworden wie in ihrem Herzen. „Ich will gehen und nachsehen, wann es Abend wird," sagte sie und ging hinaus. Schon war es Nacht unter den hohen Bäumen, welche auf dieser Seite ihre Wohnung umgaben; aber kaum war sie aus ihrem Schatten getreten, als sie, wie immer bei dem Anblicke schauderte, der sich ihr darbot. Ihr Blick wurde geblendet von dem flammenden Lichtmeer, welches die untergehende Sonne um sie her verbreitete; diese Königin der Natur, welche sich nur darum, während der wenigen Sommerwochen, hier über dem Horizonte aufzuhalten scheint, um uns armen Nordländern einen Begriff davon zu geben, was sie für die glücklichen Kinder des Südens ist. — Lene die Sonne und Licht haßte, und überdieß wegen der ängstlichen Anzeichen, die ihr stündlich zu Theil wurden, aufgebracht war, stieß die schauderhaftesten Flüche aus, schrie aber plötzlich, von wilder Freude erfaßt, laut auf:

„Ja, Ja, ja! Habe ich's nicht gedacht? Die Herrlichkeit würde nicht so lang dauern! Sieh, sieh!"

Sie zeigte nach dem Horizont, und sie hatte recht gesehen. Nach dem äußersten Ende zu erstreckte sich eine schmale, kohlschwarze Linie, die nur noch dazu beitrug, den Goldglanz der entschwindenden Sonne zu erheben. Wenn dieß aber auch immer eine finstere Beigabe zu dem eine Weile dauernden Untergang des Lichtes gewesen, damit es sich dann um so herrlicher wieder erheben solle, so vergrößerte sich dießmal der schmale, schwarze Streifen bald zu einer undurchdringlichen Decke. Schon hörte man ein entferntes Brausen, obwohl Alles ringsumher so ruhig, so stille verblieb, daß sich keine Feder rührte.

„Das blendende Licht, ha!" rief sie vergnügt. „Ich wußte wohl, daß mein-Meister Herr darüber würde; bald bricht das Ungewitter los. Noch ist nicht alle Hoffnung verloren."

Triumphirend kehrte sie um, als sie sich erinnerte, daß sie etwas Brennholz eintragen müsse. Es war kühl, und Christel konnte wohl nöthig haben, sich zu wärmen. Gesagt, gethan. Während sie dürre Aeste und Reißig aufraffte, murmelte sie:

„Aber wenn nun Christel wegen des Ungewitters nicht käme! Ja, warum nicht gar! Ein heiratstolles Mädchen springt noch in die blauflammende Tiefe nach ihrem ...."

In ihre Stube zurückgekommen, machte sie Feuer an. Bald heulte der Sturm und der Hagel stürzte in großen Körnern den Schornstein herab. Sie nahm ein Paar und wog sie in der Hand:

„Wie ist es Schade, daß es jetzt nicht Herbst ist, statt des Frühlings! Wie sollte dann die Saat zu Grunde gehen. Dann hätten sie nicht nöthig zu dreschen, und dann könnte das gottesfürchtige Pack recht darüber stolziren."

Unter diesen und derlei erbaulichen Bemerkungen war die Nacht herein gebrochen.

„Du bleibst lange, liebe Christel," sagte sie; aber

in demselben Augenblick traf ein durchdringender Schrei ihr Ohr. Sie fuhr auf und lauschte; es war nur der Sturm, der heulte. — „Gewiß hat der einfältige Wurm geschrieen; ich thue wohl am besten, hinauszugehen.“

Sie warf ein Tuch über den Kopf, zündete eine Leuchte an und nahm ihren Weg nach dem Rade. Bald sah sie ihre Vermuthung bestätigt. Christel lag besinnungslos, die rechte Hand fest um den Nagel geschlossen, der noch tief in dem Haupte des Geräderten steckte. Lene bemächtigte sich des Raubes, blies die Leuchte aus und trug das ohnmächtige Mädchen hinein, welches unter konvulsivischen Zuckungen schrie: „Sieh! dort kommt er — — da ist er!“

„Wer, liebes Kind?“ fragte die mit dergleichen Auftritten vertraute Lene, die zwar nicht erschrocken war, aber doch fürchtete, daß das Mädchen den Verstand verloren habe. Sie beeilte sich, ihr einige Tropfen einzuflößen, und suchte sie mit der Versicherung zu beruhigen, daß Niemand hieher kommen werde.

„Siehst Du! Innerhalb dieses Kreises“ — sie beschrieb einen solchen um Christel — „kann Dir nichts Böses zu nahe kommen.“

Nachdem Christel wieder vollkommen bei sich war, fragte sie Lene mit einer gewissen Neugierde, was sie gesehen habe.

Aber, Mutter Lene, wie könnt Ihr nur verlangen, daß ich jetzt gleich davon rede? Darüber darf man ja erst am folgenden Tag sprechen?“

„Darin hättest Du ganz Recht, wenn es bei Jemand Anderem geschähe; aber siehst Du, wann ich will, dann banne ich das ganze Reich der Geister.“ — Sie machte einige magische Zeichen.

„Erzähle jetzt!“ Christel gehorchte.

„Ich that grade so, wie ihr mir gesagt habt. Ich betete auf dem ganzen Wege das Vaterunser und den Segen; aber das war mir unbegreiflich, so habe ich nie gebetet. Je mehr ich betete, desto weniger dachte ich an Gott.

Ja, ich glaube," — hier brach sie in Thränen aus — „daß ich, Gott verzeih' mir's! mehr an den Bösen dachte. Hätte ich meinen Olle nicht so unendlich lieb, ich wäre auf der Stelle wieder umgekehrt, so unheimlich war mir's. Aber so kam ich hierher und ging, wie Ihr sagtet, dem Hügel entlang, bis ich zum Rad kam. Dort stand der Schemel, wie Ihr es verspracht; ich kletterte hinauf; Gott weiß, wie ich dazu kam. Ich tastete nach dem Nagel, und flüsterte dreimal den Namen, den Ihr mich gelehrt habt — hu, wie war es kalt! Endlich fand ich den Nagel, faßte ihn mit der Hufzange und zog daran, aber nie kann ich beschreiben, was jetzt geschah. Ich sah den Wald in flammender Gluth stehn; das schreckliche Angesicht grinzte mir entgegen, fragte, warum ich seine Ruhe störe, und sprach: „„Bald wirst Du mir Gesellschaft leisten."" — Dabei wurde sie schrecklich bleich.

„Liebe Christel!" sagte Lene, „das bedeutet gar Nichts. Siehst Du, der Kerl ist verdammt. Wäre er selig geworden, so hättest Du in guter Ruhe Deinen Nagel nehmen können. Aber jetzt will ich mich eilen mit dem Trank."

Sie holte eine Flasche, zog den Propf heraus, nahm eine Nadel, faßte Christels linke Hand, stach ihr in den vierten Finger daran, ließ drei Tropfen Blut in die Flasche träufeln, und rührte den Inhalt dreimal mit dem Nagel um, wobei sie einige für Christel unverständliche Worte aussprach.

Siehst Du, jetzt ist es fertig. Tag und Nacht mußt Du die Flasche im Busen tragen, bis Du Gelegenheit findest, ihren Inhalt heimlich unter einen Trunk zu mischen, den Du Deinem ungetreuen Bräutigam gibst — und nun lebwohl!"

Christel öffnete die Thüre, um zu gehen, fuhr aber schreiend zurück.

„Um Gotteswillen, Mutter Lene! begleitet mich; ich unterstehe mich nicht, allein zu gehen."

„Was geht es mich an, was Du Dich unterstehst? —

„Um Jesu . . ."

„Schweig, Mädchen!“ brüllte Lene und war nahe daran, das arme unglückliche Mädchen in Nacht und Sturm hinauszuwerfen, als sie sich noch eines bessern bedachte. Mit heuchlerischer Freundlichkeit beruhigte sie Christel und bat sie, gutes Muths zu sein.

„Ich will Dich selbst nach Hause begleiten, wenn Du mir versprechen willst, meine gute Freundin zu bleiben und mir in Allem zu gehorchen.“ Durch die Finsterniß, den Sturm und ihre eigne That in Furcht gejagt, willigte die arme Christel in Alles. Um die Unglückliche gegen den Regen zu schützen, hüllte sie Lene in einen dicken Mantel und ergriff sie dann beim Arme. Unterwegs sprach sie unaufhörlich von dem Glück, das Christel in dem Arme ihres Geliebten erwarte. Das bethörte Mädchen fühlte nichts mehr von dem Ungewitter; seufzend schmiegte es sich an Lenen, und wenn die Blitze mitunter die an ihrer Seite hinschreitende Furiengestalt beleuchteten, konnte sie es nicht begreifen, warum sie Lene früher so abschreckend gefunden habe. So entlehnt häufig die Gemüthsstimmung des Menschen ihre Farbe von der Umgebung. Früher, als sie es erwartet hatte, war sie zu Hause und trennte sich von Lene mit einer herzlichen Umarmung.

Das entsetzliche Ungewitter, welches auf den Schwingen des Nordsturms brüllend und seufzend dahin tobte, harmonirte zu gut mit Lenens Innerm, als daß sie deßhalb nur eine Unbehaglichkeit hätte empfinden sollen. Die Nacht verschleiert überdieß Bubenstücke und Schurkenstreiche; leicht gehen sie um diese Zeit von Statten. In der Dunkelheit sieht der Bösewicht nicht das Schwarze in seinen Handlungen; bei Tage erblickt er unwillkürlich einen Verräther und fürchtet einen Richter. Lene zog unerschrocken ihres Wegs dahin. Tag und Nacht dachte sie nur auf Mittel, sich aus der Niedrigkeit zu erheben, in die sie versunken war. Es kam ihr zum Beispiel sogar in den Sinn, die vornehme Dame zu verrathen, welche bei ihr den zerstörenden Trank bestellt hatte —

„denn man weiß recht gut, für wen er bestimmt ist." Aber dann bedachte sie wieder: „Was habe ich für Beweise? Sie wird freigesprochen — und ich..."

In diesen Betrachtungen wurde sie durch ein lautes Seufzen gestört; sie lauschte aufmerksam, ging dem Tone nach und erkannte endlich die alte Anne, welche unter einem Baume Schutz gegen den Regen suchte. Die Lenen eigenthümliche Gabe, fast in allen Verhältnissen das Richtige zu errathen, verrieth ihr bald den Grund, warum die Alte so traure. Ein altes Sprichwort sagt: Wen der Teufel gewinnen will, dem hütet er sich, die Klauen zu zeigen. Deßhalb redete sie die Betrübte mit verstelltem Mitleiden an. Wie von einer Schlange gestochen, schrie Anne auf, als sie Lenens Stimme erkannte.

„Liebe Anne," sagte Lene, „es geht mir unendlich nahe, wenn ich sehe, wie eine so alte Frau, wie Ihr, so viel ausstehen muß; ich weiß, was ich zu ertragen habe, die ich doch so viel jünger bin. Meine Wohnung ist nicht weit von hier; kommt mit mir. Ihr sollt Euch wenigstens wärmen und ein Bette haben."

Was kann das Unglück nicht Alles zu Stande bringen! Anne, die acht Tage früher schon bei dem bloßen Gedanken, eine Nacht in der Wohnung der Lene vom Galgenberg zuzubringen, geschaudert hätte, nahm jetzt mit inniger Dankbarkeit die einzige Freistatt an, die sich ihr darbot. Wohl flüsterte ihr eine innere Stimme zu: „Geh nicht mit! Bleib zurück! Bei ihr erwartet Dich das Verderben; dort wohnt ja der leibhaftige Satan?" aber der Regen, das Alter, unverdiente Verachtung und Verspottung, Alles trug dazu bei, die arme Alte in den verrätherischen Hafen zu führen, wo sie alsbald vernichtet werden sollte. Mit Mühe richtete sie sich auf; sie war so schwach, daß sie sich auf Lenens Arm stützen mußte. Das Ungewitter nahm eher zu, als es nachließ; selbst die Eule und der Uhu verstummte. Nicht ein Zeichen geschah, welches die Alte in ihrer Einfalt für abmahnend hätte nehmen können.

Als sie in die Stube traten, war es dunkel; nur wenige Kohlen glimmten in der Feuerstätte. Die alte Anne sank ermattet auf eine Bank nieder. Lene blies schleunig das Feuer an, entledigte die Alte ihrer nassen Kleider, gab ihr einem Rock und eine Jacke und ließ sie beim Kamin niedersitzen; sie selbst nahm auf einem Schemel daneben Platz. Die fromme Alte, welche niemals ohne die innigste Dankbarkeit, auch nur das geringste Wohlwollen entgegen nahm, war jetzt um so mehr gerührt, als sie sich bewußt war, daß sie auch nicht das Mindeste von Lene verdiene. Sie ergoß sich in bittern Thränen und konnte ihre Reue darüber, daß sie Böses von ihr geredet, keine Worte finden. So verhärtet Lene auch war, so konnte sie doch bei Annens Danksagungen eine gewisse Rührung nicht unterdrücken; wenn man aber dem Guten kein Gehör leiht, so folgt dieser Betäubung allzeit eine um so größere Böswilligkeit. Lene beschwichtigte ihre Rührung dadurch, daß sie den Spott ihre Stelle einnehmen ließ, und innerlich hohnlächelnd, dachte sie: „Wüßtest Du, was ich weiß, Du würdest nicht so danken!"

„Sagt mir nur, beste Anne, daß Ihr Euch so mitten in der Nacht draußen herumtreibt, und Euch nicht bei Zeiten nach Hause verfügt?"

Nun begannen die Thränen der Alten wieder herabzuströmen. Sie seufzte:

„Hört, Lene, ich will Euch gewiß nichts Uebles nachreden; denn Ihr habt so gehandelt, wie es im Evangelium steht, Ihr habt die Verirrte beherbergt, die Nackende gekleidet, und dafür möge Euch Gott segnen! Aber ich weiß nicht, wie es kommt, seit ich Euch zum letzten Mal begegnete, ist Alles wie verhert. Kein Mensch duldet mich mehr, überall beschuldigt man mich, sowohl Menschen als Vieh zu verzaubern," und nun erzählte sie eine ganze Litanei von Unglücksfällen, als deren Ursache man sie ausgab. Lene hatte ganz schweigend ihrem Jammer zugehört. Endlich sagte Anne:

„Ich bin des Lebens so müde, daß ich wünsche, ich läge drei Ellen tief unter der Erde!"

„Ach!" meinte Lene, „das ist lange nicht so gefährlich!"

„Doch," seufzte Anne, „es ist so gefährlich, daß, seitdem Ihr mir sagtet, ich würde dieselbe Straße mit Euch wandern, ich keinen frohen Tag mehr gehabt habe. Fast jede Nacht träume ich von dem, den ich nicht nennen will, und wenn ich bete, wendet sich Gott von mir und meinem Gebet. Ich habe mit Erich nicht davon reden wollen, aber Morgen werde ich es thun."

„Ach nein, Anne, thut das nicht!" rief Lene. „Ihr müßt doch wohl wissen, daß es nicht ganz richtig mit ihm ist? Er glaubt an keine Hölle." — Jetzt wurde Anne ernstlich zornig und entgegnete offen:

„Wagt Ihr es, ein böses Wort von Herrn Erich zu reden, so gehe ich meiner Wege und wenn es Kieselsteine regnet."

Aber Lene ließ ihren Raub nicht fahren.

„Ich will ihm durchaus nichts Böses nachsagen," antwortete sie; „aber gewiß und wahr ist es, daß er nicht an den Teufel glaubt."

Nun wußte sie Erichs Worte, welche das einfältige Volk nicht verstand, so geschickt zu erzählen und auszulegen, daß Anne Nichts mehr zu antworten wußte und in Folge davon den Muth verlor; denn wie sollte der ihr Gewissen beruhigen können, der nicht an den Teufel glaubte? Lene rückte weiter vor und fragte nach den Träumen der Alten. Anne erzählte sie nochmals. Lene übertrieb dieselben, legte sie aus und bildete ihr endlich ein, das Bündniß sei schon abgeschlossen, und wenn sie sich nicht beeile, dasselbe zu besieglen, so sei sie sowohl von Gott als vom Teufel verlassen; gehe sie aber den Bund ein, so werde ihr Alles zu Theil, was sie nur wünsche. Viermal im Jahre werde sie zu Schmausereien kommen, dergleichen sie noch nie gesehen; sie werde so alt werden, wie sie niemals gewünscht und gewollt habe, und,

was das Beste sei, an all ihren Feinden könne sie sich rächen. Ueberdies sei es gar nicht so gefährlich, sich dem Bösen zu verschreiben; man könne es später wieder bereuen. Zu mehrerer Gewißheit erzählte sie eine Menge Geschichten von Solchen, die aus Satans Klauen wieder gerettet wurden, und mit all Diesem gelang es ihr, den Verstand der armen Alten so zu verwirren, daß, ehe noch der Sturm sich gelegt und die Sonne auf's Neue ihre Bahn begonnen, das unglückselige Bündniß mit allen abscheulichen Ceremonien abgeschlossen war.

Zwanzigstes Kapitel.

Der Sturm und das Ungewitter waren in ihrer eignen Wuth untergegangen, und siegend trat des Tages Königin am Himmelsgewölbe hervor. Auf den grünen Sammtdecken der Wiese lagen Millionen buntgefärbter Edelsteine ausgestreut und Demanten blitzten in den Kelchen der Anemone.

„Welch herrlicher Morgen!" sagte Erich, als er das Fenster öffnete und den schönen Sommermorgen in all seiner prachtvollen Färbung erblickte. „Wie gut bist Du nicht, o Gott! welch reichen Ersatz schenkst Du nicht der Erde und ihren Kindern für wenige Stunden des Kummers! Sturm und Regen dauern nur eine Weile, aber die Tage gibst Du dem Menschen, daß sie sich Deiner Sonne freuen mögen. O Gott, wie ungerecht sind wir nicht, daß wir gegen Deine Vorsehung murren! Gib uns Allen Kraft, daß wir bei den Widerwärtigkeiten, die uns zustoßen, diese Wahrheit bedenken; und Finsterniß, Sünde und Tod werden vergebens ihre Pfeile gegen uns schleudern! — Unser wird der Sieg sein und groß, wie der des Tages über die Nacht!"

Ungefähr um dieselbe Zeit, als Erich sein Fenster öffnete, sah man auch eins im Kaplanshofe aufmachen und den würdigen Diakon Hakenselius den Kopf dort herausstrecken. Als die Sonnenstralen sein Angesicht beleuchteten, sah er aus wie eine Küchenmagd, wenn sie des Morgens das Feuer in der Asche anbläst. Er merkte Nichts von dem schönen Sommermorgen, der mit verjüngtem Wohlgefallen sein Auge über die quälenden, traurigen Träume der Nacht aufschlug; er hatte nur eine Aussicht — die Pfarrei Kalbäck. Er war in der verflossenen Woche durchaus nicht müssig gewesen; hier und dort hatte er den Samen der Zwietracht gestreut, hier und dort durch Mißdeutungen und üble Nachreden seinem glücklichen Nebenbuhler Wohlwollen und Vertrauen geraubt. Jetzt grübelte er weiter nach, wie er Erich verderben könne. Nach den Worten der Hexe mußte ihm dieser Sommer besonders glückbringend sein, wenn er die Sache recht angriff.

„Ach, wer doch statt hier unten, dort oben in der Wolle säße — und die schöne Katharine zur Pfarrerin hätte! Das kann mir gar nicht fehlschlagen, daß sie mich noch mit offnen Armen aufnimmt, wenn es mir nur gelingt, den Bengel dort oben aus dem Wege zu schaffen, der sich einbildet, Etwas zu sein, weil er es bis zum Magister gebracht hat; und will er nicht gutwillig weichen, dann weiß ich auch schon Rath. Bei dem Weibervolk soll man sich erst schmiegen und biegen, und wenn man sie einmal sicher hat, dann soll man sie lehren, wo Bartel den Most holt. Aber was sprang dort oben im Pfarrhofe herum? Sieh nur einmal, wie das hin und her trippelt, und wie sich die alte Barbara zu thun macht. Ich habe Lust mich in die Kleider zu werfen und hinauf zu spatzieren. Nein, das geht nicht; das sieht zu neugierig aus. Was Teufel, Seiner Ehrwürden geht selbst in den Stall — hi, hi, hi — die Woche fängt nicht sehr toll an. Wie zum Henker erfahre ich auch, was es gegeben hat?“

Aber jetzt begann es auch in seinem Hause lebhaft zu werden. Sowohl Magd als Knecht wunderten sich, wie es komme, daß sich ihr Herr heute so ruhig verhalte; Niemand begriff, warum der geistliche Herr auf dem Kaplanshofe, seit dem Tode des Pfarrers so fromm und friedliebend geworden sei. Die Magd öffnete seine Thür; mit seiner gewöhnlichen leisen, schmeichelnden Stimme, welche er kaum hätte ablegen können, wenn er auch den Dienst des Henkers bei der Folterbank versehen hätte, wandte er sich zu ihr:

„Liebe Brigitte, ich stand hier und dankte Gott, der nach Ungewitter die Sonne wieder scheinen läßt, als ich dort droben im Pfarrhofe ein erschreckliches Hin- und Herrennen sah. Es ist doch wohl kein Unglück dort geschehen?"

Brigitte, die eben so geneigt als verpflichtet war, Erkundigung darüber einzuziehen, was wohl dort geschehen sein möge, lief wie der Blitz davon; aber in Bezug auf das Wiederkommen, war sie, wie das Sprüchwort sagt, gut nach dem Tode schicken; denn eine geschlagene Stunde mußte der Diakon auf der Lauer stehen. Endlich wurde er einen Mann gewahr, der zu Pferde den Pfarrhof verließ.

„Was! Reitet dort nicht unser junger — hi, hi, hi! — Seelenhirt in eigener Person? Zum Henker, sitzt der Kerl nicht zu Pferde, als wäre er ein Reiter statt eines Geistlichen! Das ist wohl die Kunst, in welche sich die blauäugige, goldhaarige Jungfrau vergafft hat, vermuthe ich. Schickt sich das auch für einen Geistlichen, so zu reiten? Pfui!" — So spottete er. Der Magister war seinen spähenden Augen fast entschwunden, als er Brigitte mit schweren Schritten nach Hause und über den Hof laufen sah.

Der Diakon beeilte sich, jene Lage anzunehmen, die er seine „Ruhe in Gott" nannte. Bei dieser Gelegenheit hatte er zugleich sein Licht unter einen Scheffel gesetzt, das heißt, er hatte seine Augenlieder geschlossen, daß man

nicht recht wußte, ob er schlief oder wachte. Diese Ruhe in Gott war ein Lehnstuhl, dessen Rücktheil fast die ganze Körperlänge des Besitzers erreichte; er war mit braunem Leder überzogen. Brigitte stand vor ihm und machte ihren Rapport.

„Und das können Sie glauben, als die Marie heute Morgen in den Stall kam, da lag die Liesel und die Scheckige in ihrem Stand, wie sie noch niemals gelegen hatten. Die beiden besten Kühe, das können Sie glauben. Da sprang sie gleich nach Mutter Barbara und Herr Jesu! wie sie dann Mutter Barbara mitnahm, da lagen die Kühe aufgeblasen wie die Elennthiere, daß man gleich sehen konnte, sie seien verhext. Und als nun Mutter Barbara dastand und jammerte, sehen Sie, da kam Marie darauf, daß Niemand anders das arme Vieh verzaubert habe, als die Satans Hexe." — Hier machte sie eine Pause, wobei dem Diakon ein Zentnergewicht auf die Brust fiel. Er kniff die Augen noch fester zusammen und die schmalen Lippen verschwanden gänzlich. — „Ja, Niemand anders als die alte Anne." —

Der Diakon sprang auf; ein Blitz schoß unter seinen dünnen rothbraunen Augenwimpern hervor. „Was? Anne? Des Magisters eigne Anne!" — Aber bald besann er sich wieder und setzte sich seufzend: „Ja! so geht es, wenn der Mensch seine Vernunft nicht unter den Gehorsam des Glaubens beugen will!" — Das paßte eigentlich nicht hierher; aber der Diakon war bei der Entdeckung so außer sich, daß er den Magister mit seiner früheren Wärterin verwechselte.

„Herr Gott! Haben Sie früher schon Etwas von ihr gehört?" fragte Brigitte mit offnem Munde.

„Meine Liebe! ich kann nicht läugnen, daß ich sie schon lange im Verdacht habe," antwortete er mit einem frommen Seufzer, froh darüber, daß die Magd seine Meinung nicht verstanden habe.

„Nun, und was sagte denn — hi, hi, hi! — der

junge Herr zu seinem Verlust; trägt er ihn mit christlicher Ergebung?"

„Er!" antwortete Brigitte und warf den Kopf zurück, „er! Als ihm Mutter Barbara das Unglück verkündete, ging es ihm nicht sehr zu Herzen, das können Sie glauben, sondern er bat nur, man solle ihn mit Hexerei und so weiter verschonen. Aber da kommt ja Barbara selbst zu Ihnen herunter, um Trost zu suchen, ja, beim Magister hat sie keinen bekommen." — Brigitte ging hinaus, Barbara entgegen.

Kaum sah sich der Diakon allein, als er seiner heimlichen Freude Luft machte; er rieb die Hände. „Hi, hi, hi! — Das geht schön, prächtig! Lene hat Wort gehalten. Ich setze meinen Fuß auf seinen Nacken und trete mit seiner Braut vor den Altar!"

In demselben Augenblick, als Barbara den ersten Tritt in das Vorhaus that, hatte der Diakon wieder sein gottseliges Aussehen angenommen; Honig floß über seine Lippen, der Schalk barg sich in der Tiefe seines Herzens. Er beeilte sich die Thüre zu öffnen, führte die weinende Barbara herein und bat sie:

„Setzt Euch, meine würdige Mutter Barbara! Setzt Euch hier in meine Ruhe in Gott! Das wird Eurem verwundeten Herzen Erleichterung verschaffen."

„Ach ja! ich fühle mich schon getröstet. Herr Gott! wenn doch mein junges Schwesterkind so fromm wäre; aber . . ."

„Liebe Mutter, urtheilt nicht so hart! Wie heißt es in der Schrift: Richtet nicht, so werdet Ihr nicht gerichtet werden! Jugend und Weisheit gehen selten Hand in Hand. Es ist freilich wahr, daß als Geistlicher — aber seht, er ist in Upsala gewesen, ist Magister und die hochgelehrten Herrn . . ."

„Ja, das ist gewiß und wahrhaftig, das! Er ist in Upsala gewesen. Herr Gott! Sie haben ganz Recht; er ist in Upsala gewesen und hat dort seinen Glauben abgeschworen."

„Liebe Mutter, was sagte ich neulich?"

„Ach, das ist sehr wahr! Ich würde auch um die ganze Welt zu Niemand anderem so reden. Warum ich aber zu Ihnen so spreche, ist, daß Sie als Geistlicher und alter Mann sich seiner annehmen und ihm seinen Unglauben vorhalten möchten." — "Nein, davor danke ich ergebenst!" dachte der Diakon; dagegen sagte er laut:

„Wie werde ich das können? Ich bin ein geringer Mann, ich, gegen ihn?"

„Lieber Vater, sprechen Sie nicht so! Steht nicht geschrieben: die Letzten werden die Ersten und die Ersten werden die Letzten sein? Ich will jetzt erst das Unglück erzählen, was geschehen ist; dann wollen wir, in Gottes Namen, von dem Andern reden."

Und nun erzählte sie fast Wort für Wort, was der Diakon schon durch Brigitte wußte.

„Und dann, natürlich, als ich sagte, Anne habe die Kühe behext, sah er mich an, ja, so — so — daß ich es gar nicht sagen kann. Und statt, wie es einem christlichen Priester eignet und gebühret, nach ihr zu schicken, fragte er, wie das möglich sein könne. Anne ist ja mehrere Tage nicht hier gewesen, sagte er. — Ich antwortete ihm, wie es auch die Wahrheit ist: um eine Kreatur zu behexen, brauche man nicht gegenwärtig zu sein, sondern man könne das in seiner Kammer thun; man werfe es dann hinaus und es finde schon seinen Weg, wohin es solle, und Menschen und Vieh bekommen dann bald genug ihr Werk *). Da hätten Sie einmal sehen sollen, was er mir für Augen machte, obschon er sich nicht getraute, mir Etwas zu sagen, son-

*) Ihr Werk ist die Rose, eine Krankheit, welche ohne vorhergehendes, eigentliches Uebelbefinden, sehr schnell und heftig arme Leute anfaßt, welche damals glaubten, und hie und da noch jetzt der Meinung sind, daß diese Krankheit, welche auch die Schwinde genannt wird, ihnen von Hexen angethan sei.

dern still war, wie die Wand. Aber nach einer Weile fing er an zu reden, und das mögen Sie glauben, er las der Marie den Text, daß es grauslich war, und sagte ihr, daß sie eine fromme und ehrliche Alte nicht in üblen Ruf bringen solle. Und statt, wie ein christlicher Prediger, nach der Hexe zu schicken und ihr die Hölle heiß zu machen, sagte er: Das Vieh hat etwas Giftiges gefressen; das ist die ganze Hexerei. Damit warf er sich auf's Pferd, um zu dem dummen Mädchen zu reiten. Der Diakon fuhr auf. Das war Salz in seine wunden Augen. Er schwor deßhalb in seinem Innern, daß, wenn sie einmal seine Frau wäre, sie auch kein Mensch solle zu sehen bekommen. Der Alten ging es bei ihrer Erzählung, wie dem Hecht im Zuge, oder dem Birkhuhn, wenn es spielt; sie merkte Nichts von seiner Gemüthsbewegung, sondern fuhr fort:

„Lieber Vater, rathen Sie mir, was soll ich thun? Sie werden sehen, daß Alles, was die frommen Eltern erspart haben, durch die Finger läuft, und nicht so viel übrig bleibt, als ich auf der flachen Hand habe. Könnte der fromme Alte das Leben mitansehen; er würde sich im Grabe herumdrehen."

„Liebe Mutter, Ihr habt sehr Recht. Freilich würde ich gerne, meiner Pflicht gemäß, mit dem Jüngern und Unerfahrneren reden, und ihm rathen; aber ...."

„Was aber?"

„Ja, seht, Mutter Barbara, zuerst und vor Allem ist er in gewisser Hinsicht mein Vorgesetzter, und „ehret die Obrigkeit!" steht in der Schrift. Für's Zweite ist er legitime promotus philosophiæ doctor et artium liberalium magister, und ich bin nur ein einfältiger Diener Gottes, ein geringer Arbeiter im Weinberg. Wie sollte es mir anstehen, mich ihm zu widersetzen? Liebe Mutter, Ihr kennt die Jugend in unsern Tagen — nicht als ob wir schon zu den Alten gehörten, im Gegentheil, wir sind in unsern besten Jahren, obschon älter als er, aber meine Warnungen würden in den Wind geschlagen

werden. Nun, das könnte ich um Christi willen noch ertragen, der ja auch Schmach erdulden mußte; aber ich glaube, es ist für jetzt am besten, die Sache ihren Gang gehen zu lassen. Wie ich neulich sagte: Die Jugend ist heutzutage nicht mehr, wie vor Alters; damals horchte sie noch auf den Rath der Eltern, jetzt will sie selbst Alles besser wissen. Deßhalb, wenn Ihr Euren jungen Verwandten liebt und sein wahres Wohl im Sinne habt, so schweigt davon, daß Ihr mit mir gesprochen habt. Sagt ihm Nichts, sondern haltet Euch an mich; ich werde Euer Vertrauen nicht mißbrauchen!"

Mit diesen Worten begleitete er Barbara an die Thüre. Die einfältige Alte konnte weder Ausdrücke für ihre Dankbarkeit finden, noch für ihren Kummer darüber, daß Erich nicht eben solch ein Diener des Herrn sei, wie der fromme Diakonus.

Kaum allein, durchlief er in Gedanken noch einmal diese Unterredung, in der Absicht, darnach seine weitern Maßregeln zu ergreifen, um die vermögenderen Einwohner des Fleckens dahin zu bringen, wohin er sie haben wollte, und Alles gelang ihm über Erwartung. Mit den Rathschlägen böswilliger Menschen verhält es sich, wie mit dem Sturmwetter in einem nassen Jahre: Das Wetter ist schön, die Sonne scheint warm und klar an dem lichtblauen Himmel, kein Wölkchen ist sichtbar, kein Blatt rührt sich; aber bald fangen diese, wie von einer unruhigen Ahnung getrieben, leise zu zittern an, die Bäume schütteln ihre Kronen in dem immer näher kommenden Wind, der bald mit Gewalt über die Gegend dahinbraust, von allen Weltgegenden häufen sich die Wolken zusammen, und plötzlich ist der Himmel in Thränen versenkt. Der Diakonus selbst verwunderte und freute sich über das Gelingen seiner Pläne.

„Ach!" rief er aus, „warum ging es mir in meiner Jugend nicht so gut? Dann säße ich auf einer reichen und prächtigen Pfarrei, statt mich hier wie ein

armer Lazarus herumzutreiben. Aber besser spät, als niemals; ich bin ja noch ein junger Bursche, nur etliche und vierzig Jahre."

Einundzwanzigstes Kapitel.

Die Morgendämmerung fand die fleißige Frau Rabenia und ihre Tochter schon bei der Arbeit. Katharine hatte gerade den Samstagabend damit beschlossen, ein feines Leinwandgewebe abzuknüpfen, das Ergebniß von ihrer und der Mutter Winterarbeit während der langen Abende und Morgen, wenn uns armen Nordländern der Tag seine tragische Maske zukehrt. Damals wurde die Kunst, Zeug und Garn zu färben, unter die nothwendigsten weiblichen Arbeiten gezählt, eine Kenntniß, welche jetzt zu den Bauernweibern der abgelegenern Gegenden von Schweden verwiesen ist. Katharinens Garn war also zu Hause gefärbt, aber deßhalb nicht weniger schön. Dicht und fein, wie ein Härchen, hatte es unter ihren kunstreichen Händen grüne und gelbe, himmelblaue und rothe Farbe angenommen und prangte auf dem dunkeln Grunde wie ein Regenbogen auf einer schwarzen Wolke. Ursprünglich beabsichtigte das Gewebe eine Reise nach Köping oder Westeras, um dort sein Glück zu suchen; aber bei den jetzigen veränderten und bessern ökonomischen Verhältnissen des Hauses machte es natürlich daheim das beste Glück. Alle Trauer, alle Bekümmerniß war von Katharinen gewichen. Sie war froh, wie die Lerche, welche ihre hellen Triller vor dem offenen Fenster schlug; und während die feinen Fäden sich durch ihre Finger schmiegten, machte sie ihre Berechnungen. Nächstes Frühjahr sollte sie Erichs glückliche Gattin sein.

In Gedanken ordnete sie Alles in ihrer neuen Wohnung. Es sollte so nett, so schön sein, wie es sonst nur in Mährchen beschrieben steht. Kein Pfarrer im ganzen Stift sollte so weiße, so feine Hemden haben, wie ihr Erich.

„Das nächste Gewebe, was ich aufspinne, soll Drillich sein; denn wenn wir auch an Werktagen nur Wachstuch brauchen, so müssen wir doch an großen Festtagen, Pfarrvisitationen und so weiter, schönes Tischzeug haben. Ich will dafür sorgen, daß ich durch Sara bei der Frau Bischöfin eine von ihren Servietten geliehen bekomme, und es müßte doch wunderlich zugehen, wenn meine Mutter und ich nicht das Muster absehen sollten. Wenn nur dann meine Mutter nicht kommt und sagt, das sei Hochmuth. Aber es gibt auch wenige Pfarrer, wie Erich; promovirter Magister ist er dazu, und so gut, so rechtschaffen und — auch so hübsch. Mein Gott! wie kann nur Jemand schlecht sein, der Erich predigen gehört hat?"

Frau Rabenia hatte ihre Geschäfte außerhalb beendet und setzte sich wieder zu ihrer Garnwinde.

„Meinst Du nicht, daß das eine schreckliche Neuigkeit ist, die wir gestern in der Kirche hörten?"

Durch die Worte der Mutter aus ihren holden Träumen geweckt, antwortete Katharine:

„Was denn, liebe Mutter?"

„Nun, das gestehe ich! Da hört man wirklich, daß Du mit Heiratsgedanken umgehst. Weißt Du nicht mehr was die Pfarrmutter erzählte? Sie fürchte, sagte sie, daß die unglücklichen und schrecklichen Hexengeschichten, die während ihrer und meiner Jugend vorgefallen, wieder im Anzug seien. Manche Personen hier in der Umgegend seien im Verdacht."

„Ach ja, wegen der Hexereien! Es waren fünfzehn Personen, die an einem Tage hingerichtet wurden; aber was ich, ohne zu weinen, nicht anhören konnte, war wegen der sechsunddreißig armen Kinder, die vor der Kirchenthüre Ruthenstreiche bekamen, und wegen der zweihun-

dert andern, weniger Schuldigen, die dort mit Ruthen in der Hand stehen mußten. Damals gab es wohl nicht ein einziges Kind in Dalekarlien, das nicht hexen konnte?"

„Ja freilich! Aber man sollte nicht glauben, woher das kommt. Ja, vom Hochmuth und von allen andern Untugenden, welche hier zu Lande herrschen. Ja, es gab sogar manche, die so fest blieben, daß man sie nicht einmal verurtheilen konnte. Da kamen sie denn beim Reichsrath darauf, alle zusammen als Betrüger laufen zu lassen, als ob ein geistlicher Herr, ein Pfarrer, das nicht verstehen sollte!"

„Meinst Du Eurenius damit?"

„Ja freilich, er und seine Frau waren alle beide auf Blakulla; aber sie hatten sich dem Bösen nicht gehörig verschrieben, so daß ich glaube, sie haben durch Gottes Gnade noch ein seliges Ende gefunden. Aber siehst Du, Katharine, wir bekommen gewiß Gäste. Sieh nur die Katze, wie sie sich wascht und wie sie sich schön macht, nein, sieh nur, wie sie ihre feinen weißen Pfoten leckt! Wahrhaftig, fährt sie nicht mit der Pfote hoch über das rechte Ohr; es kommen fremde Herren. Ach, wenn doch der Vater heim käme!"

„Ach liebe Mutter, das wäre freilich schön; aber denk nur, wenn Erich käme; ich träumte, er sei hier."

„Und der Traum ist eingetroffen," hörte sie eine geliebte Stimme antworten; „er ist wirklich hier!"

Mit einem Sprung war sie aus dem Webstuhle und warf sich in ihres Erichs Arme.

„Wie kannst Du uns nur so überraschen! Wie bist Du denn hierher gekommen; wir haben Dich weder reiten sehen, noch fahren hören; Du bist doch nicht gar geflogen?"

„Nein, meine liebe Katharine, ich bin geritten; aber ich habe mein Pferd bei Peter Jönssen stehen lassen, um Dich zu überraschen. Guten Tag, beste Mutter;

wie geht es? Vater Rabenius ist wohl noch nicht zurück?"

„Nein, noch nicht; aber willkommen, bester Erich! Wie geht es bei Dir? Was macht Mutter Barbara?"

„Sie ist wohl!"

„Herr Gott, Erich, Du hast wohl auch von den entsetzlichen Hexereien hier gehört, die wieder zu grassiren anfangen?"

„Ja, freilich hab ich das!" antwortete Erich, während ihn ein Schauder überlief, und eine Wolke sich über seinen Augenbrauen sammelte.

„Sollten denn da nicht," fuhr Frau Rabenia in ihrem Eifer fort, „ernste Maßregeln ergriffen werden, ehe noch sowohl Menschen und Vieh, als die Frucht auf dem Felde zu Grunde geht? Ja, das ist entsetzlich! Gott sei Lob, bei uns hier ist es noch ziemlich still davon!"

Hätte sie Erichs Gedanken lesen können, sie würde wohl das Gegentheil gesehen haben. Inzwischen fuhr sie fort:

„Es wäre wohl am Platze, einen allgemeinen Buß- und Bettag für das ganze Reich anzusetzen?"

„Ja, ja, das dürfte wohl nothwendig werden, im Fall der Unsinn noch lange dauern sollte."

Jetzt fiel ihnen Katharine in die Rede.

„Ach, laßt uns doch um diese Abscheulichkeiten unbekümmert sein; seien wir froh! Es ist heute nach zwei ganzen Wochen das erste Mal, daß uns mein Erich besucht."

„Sie hat Recht, beste Mutter! Ich kenne nichts Schlimmeres, als von solcher Empörung gegen alle Vernunft zu reden."

„Frau Rabenia schwieg, obschon etwas gereizt. Gleichwohl stumpfte sich dieser Stachel sehr bald beim Nachdenken über den kleinen Streich ab, den die verwundete Mutterzärtlichkeit ihnen zur Strafe dafür spielen wollte, daß die liebe Tochter ihr Gespräch mit Erich

gestört hatte, und noch mehr deßhalb, weil sie über ihre Liebe Alles zu vergessen schien. Sie stieg leise auf und verließ unbemerkt das Zimmer.

Der jungen Brautleute verliebtes Geschwätz — diese blüthenreiche Frühlingsbürgschaft für ein Sommerleben von Seligkeit und Glück, dessen Früchte jenseits der Vergänglichkeit reifen — füllte eine hübsche Zeit mit seinen glänzenden Träumen, aus welchen die Liebenden erst durch die Einladung der wieder eingetretenen Frau Rabenia geweckt wurden:

„Bester Erich, verschmähe nicht was das Haus vermag!"

Und jetzt kamen endlich die beiden jungen Leute zu dem Bewußtsein, daß es außer ihnen auch noch etwas Anderes auf der Welt gebe; denn vor ihnen stand die zärtliche Mutter, auf deren Angesicht sich jetzt, wie immer, das größte Wohlwollen zeigte, obschon es mit einem gewissen malitiösen Lächeln gemischt war, als ob sie sagen wollte: Du wirst mit der Zeit auch eine schöne Hausmutter werden, wenn Du über das Geschwätz und Geplauder essen und trinken vergißt. Wenigstens verstand es Katharine so, denn hocherröthend küßte sie die Hand ihrer Mutter; und während diese ihren zukünftigen Schwiegersohn bat, in das andere Zimmer zu treten, eilte sie voraus, um sich mit dem bereits zierlich gedeckten Frühstückstisch zu beschäftigen.

„Wenn man am Morgen so weit hergekommen ist, so kann man wohl Etwas zu sich nehmen. Ich will gerade nicht prahlen," fuhr die Mutter fort; „aber ich weiß, Du liebst den Süßkäs und ich habe vorgestern einen gekocht, der wirklich gut ist." Ohne der Schmeichelei beschuldigt zu werden, konnte Erich getrost antworten:

„Das kann unmöglich Prahlerei sein, wenn Sie oder Katharine ihn zubereitet haben."

„Katharine?" fragte Frau Rabenia und dehnte ein wenig das Ka — —. „Ach ja, sie ist wohl ganz geschickt, obschon sie sich dießmal vergessen hat."

Jeder Mensch auf der Welt hat seine schwache Seite und Katharine war die ihrer Mutter. Sie wollte nur einen kleinen Zweifel hinwerfen, um Widerspruch hervorzurufen; denn sie wußte recht wohl, daß Katharine, ihrer feinern Erziehung ungeachtet, sich durch Arbeitsamkeit, Fleiß und Ordnungsliebe auszeichnete. Auch erreichte sie ihren Zweck; denn der entzückte Erich antwortete:

„Katharine ist nicht allein geschickt, das können andre Frauenzimmer auch sein, sondern was mehr ist, über Allem was sie verrichtet, liegt ein Schimmer von Anmuth, den ich noch bei keiner Andern geseh'n habe."

„Na, na, ein Bräutigam muß freilich so denken."

„Und dieß Alles hat sie ihrer guten sorgsamen Mutter zu danken."

Während dieses kleinen Gesprächs war Erich die Veränderung gewahr worden, welche mit der sogenannten Herrenstube der Frau Rabenia vorgegangen war. Eine gewisse Wohlhabenheit schien sich dort auszubreiten. An der Wand hingen nicht mehr die alten Fetzen. Dort prangten jetzt die funkelneuen Feiertagskleider der Frau und Tochter und auf dem Tische erglänzten Schüssel und Teller von Zinn, blank wie Silber.

„Aber," fragte Erich, „soll ich denn allein von dem prächtigen Süßkäs essen? Nein, ich rühre keinen Bissen an, wenn Sie, liebe Mutter und Du Katharine, mir nicht Gesellschaft leisten."

Sie ließen es sich nun alle drei wohl schmecken, und das mit um so größerm Vergnügen, weil es heute ein wahrer Ueberraschungstag war; denn während sie im besten Essen waren, hörten sie Tritte auf der Hausflur.

„Mein Gott, ich glaube der Vater ist heimgekommen!" sagte die Frau, setzte den Teller weg und sprang auf, um die Thüren zu öffnen, als der Mann ihr schon zuvor kam und eintrat.

„Donnerwetter! Ihr sitzt in der Feiertagsstube? Na, na, das ist freilich auch Etwas, wenn der Schwiegersohn einspricht."

Mit diesen Worten drückte er Erich die Hand, umarmte seine Frau und küßte seine Tochter.

„Nun, willkommen zu Hause! Wie geht es Dir, mein Herzensalter?"

„Ganz gut, Maria! Aber ich muß im Augenblick fort. Ich fahre nach Stockholm. An unserer Thüre vorbeifahren, ohne Euch zu begrüßen, das konnte ich nicht, obschon ich es sehr eilig habe. Gib mir eine Schale Milch, Alte; ich falle fast um vor Durst."

Sie gab ihm die Schale, die er an den Mund setzte und in einigen gewaltigen Zügen leerte.

„So so, und jetzt lebt wohl! Ich muß durchaus fort. Von Stockholm schreibe ich Euch; lebt wohl!"

Ein Kuß für Frau und Tochter und ein Handschlag für Erich folgten einander in einem Athemzuge.

„Das war hübsch, Erich und gut, daß ich Dich hier traf; so brauche ich mich in Kalbäck nicht aufzuhalten."

Er zog ihn jetzt mit sich hinaus in den Garten.

„Höre! Was Du thust, sei bei den unglücklichen Hexengeschichten vorsichtig, die jetzt wie eine Pestseuche das ganze Land bedrohen. Du hast eine mächtige Partei gegen Dich; man könnte sich Deiner sogenannten Freidenkerei bedienen, um Dir beim König zu schaden. Glaube meinen Worten und erspare Dir die bittre Schule der Erfahrung! Leb wohl, Gott sei mit Dir, mein Junge!"

Als Mutter und Tochter sahen, daß die Herren von einander Abschied nahmen, eilten sie hinaus, um so lange als möglich dem geliebten Gatten und Vater mit den Blicken zu folgen.

Rabenius saß wieder auf seinem Wagen und kutschirte davon, so rasch der Falbe nur zu traben vermochte. Bei dem kleinen Gitter stand seine Frau, sah ihm liebevoll nach und dachte: „Nichts ist vollkommen unter der Sonne. Kaum hat die Armuth unsere Hütte verlassen und schon findet sich ein neues Uebel ein. Jetzt, wo wir so glücklich sein könnten, darf Rabenius nicht zu Hause bleiben. Aber man muß doch zufrieden sein; Gottes Wille geschehe!

Wir können doch hoffen, Katharine nicht so nackt und blos von uns lassen zu müssen, und daß unsre armen Kinder manchem Uebel entgehen werden.“ Unter solchen Betrachtungen stand sie und sah dem immer mehr und mehr verschwindenden Lieblinge nach; und als sie sich endlich umkehrte, merkte sie mit einiger Verwunderung daß sie allein war. Obwohl Katharine ihren Vater zärtlich liebte, so war es doch natürlich, daß sie seine Gegenwart nicht eben so vermißte, wie die Mutter. Ueberdieß war ja jetzt Erich an ihrer Seite, und von Beiden stand die Hoffnung, im Gewande des frohen und glänzend gefärbten jungen Frühlings und Beide betrachteten die Welt und ihren Ernst durch das Fernglas dieses lächelnden Engels.

„Liebe Katharine, wie schön ist dieses Zeug! Soll dieß ein Kleid für Dich geben?“ fragte Erich, der sich inzwischen neben seine Braut an den Webstuhl gesetzt hatte.

„Ja!“ lächelte sie.

Nach einer kleinen Pause, während welcher Katharine den glänzenden Rand anwob, fuhr er fort:

„Wie wirst Du schön aussehen in diesem Kleide! Du gleichst dann Iris, der Götterbotin, und bringst mir Glück und Seligkeit.“

„Ach, lieber Erich, ich habe keine Spule Grün mehr; wenn Du so artig wärest und mir eine aufspultest! Weißt Du, das Weben geht doppelt so leicht von der Hand, wenn Du spulst.“

Er stand auf, setzte den Spulrocken zum Webstuhl, und sich neben sie setzend, rollte er schnell eine Spule auf, die er ihr überreichte.

„Hier, meine kleine Omphale!“

„Nein, pfui doch! Du sollst mich nicht mit dieser garstigen Königin vergleichen; laß lieber das Spulen bleiben! Meinst Du, ich wolle Dich auf Deiner Bahn hindern, Dich, dessen edle Denkungsart, Geist und Kenntnisse sowohl meine Bewunderung, als meinen Stolz ausmachen?“

„Ach nein! Ich weiß das, gute Katharine, und liebe Dich deßhalb nur um so inniger. Was ich sagte, war nur ein Scherz; denn ich kann durchaus nicht einsehen, weßhalb es besser wäre, die Hände in den Schoos zu legen, als seiner schönen, geschickten Braut spulen zu helfen, die so hübsch webt, als wäre sie selbst — sage ich jetzt Arachne, so fragst Du mich, ob ich Dich in eine Spinne verwandeln wolle. Ich darf wohl sagen . . .“

„Du darfst Nichts sagen; ich will nichts Anderes sein, als ich selbst — Deine Katharine.“

Erich hörte zu spulen auf, sah in die Höhe und fuhr fort:

„Weißt Du, daß dieß ziemlich stolz lautet. Aber Du hast Recht: Du bist Du selbst, meine einzig geliebte Katharine; der Leitstern auf meiner Lebensbahn, mag sie nun durch dunkle oder lichte Gegenden führen!“

Er faßte Katharinens Hand und drückte sie an seine Lippen; sie schlang ihren Arm um seinen Nacken und schloß ihn an ihre pochende Brust.

Plötzlich brach Katharine in einen lauten Schrei des Entsetzens aus und wand sich aus den Armen des Geliebten. Er drehte den Kopf und folgte der Richtung ihrer erschreckten Blicke; aber er sah Nichts.

„Ach, mein Gott, Erich! war das ein lebendes Wesen, oder war es ein böser Geist, was ich gesehen habe? Ihre Augen brannten, wie glühende Kohlen; pechschwarzes Haar flatterte um ihre Schultern!“

Erich begriff aus der Beschreibung, wen sie gesehen hatte.

„Was kann Lene Mathsdotter vom Galgenberg hier wollen?“

„Herr Jesus! War sie das? Die schlimmste Hexe, die es gibt! Man sagt, sie könne schon mit den bloßen Augen behexen.“

„Meine liebe Katharine,“ sagte er lächelnd, „wäre es möglich zu hexen, so würde ich gewiß glauben, daß sie nichts Anderes dazu bedürfe, denn die Augen eines

Luchses können nicht entsetzlicher sein; aber, liebe Katharine, wie kannst Du nur solchen Aberglauben hegen? Ich weiß gewiß, daß Dir Dein Vater die Ungereimtheit solcher Ammenmärchen vorgestellt hat. Wie kannst Du, die Du sonst so vernünftig bist, Dir noch solche Thorheiten einbilden?"

Katharine war zu unruhig, um antworten zu können. Sie hatte die berüchtigte Lene früher nie gesehen, und wen sollte es wundern, daß dieß schreckliche Gesicht, welches durch das offne Fenster blickte, und welches sie über der Schulter des Geliebten in demselben Augenblick gewahr wurde, als sie das Haupt erhob, um sich sachte aus seinen Armen zu ziehen, sie mit Entsetzen erfüllte, noch dazu, da sie zu gleicher Zeit eine scharfe, gellende und doch ausdrucksvolle Stimme sagen hörte: „Ja, ja, jetzt geht es groß bei Euch her; aber wartet! Ihr könnt auch noch einmal arm und elend werden und statt mich zu fragen, was ich wolle, wäre es besser, Ihr sehet nach dem Mädchen drinnen, daß ihr der Ehrenkranz nicht fehlt, wenn sie einmal in's Brautbett steigt."

Wenn die Hexe wirklich konnte was sie vorgab und theilweise selbst glaubte, nämlich zaubern, so hätte sie doch ihre drei Zuhörer nicht fühlbarer, als mit diesen Worten verwunden können. Alle Sorgen und Leiden der Frau Rabenia waren Nichts gegen den Gedanken, daß ihre Katharine, ihr Stolz, ihre Hoffnung, möglicherweise in einen solchen Argwohn gerathen könne. Erich erblaßte vor Zorn, aber die Röthe der Scham färbte Katharinens Wangen. Er, der die zärtlichste, ehrerbietigste Liebe zu seiner Braut hegte, sollte in den Verdacht kommen, sie verführen zu wollen, sie dahin zu bringen, vor ihm selbst zu erröthen; und überdieß war er Priester! Es fiel ihm schwer, dieß zu ertragen, noch dazu, da er weder durch Worte noch Handlungen seinem Zorn Luft machen wollte. Katharine lehnte ihr Haupt wider den Webstuhl. Sie konnte ihre schönen, in Thränen schwimmenden Augen nicht aufschlagen, und Erich sah die großen, krystallhellen

Tropfen zwischen ihren zarten Fingern herabträufeln. Es war zum ersten Male seit ihrer Verlobung, daß Etwas sie zwang, ihre Blicke von einander wegzuwenden. Um dieß peinliche Schweigen zu brechen, ergriff er Katharinens Laute, schlug einige Akkorde und begann eine ihrer Lieblingsmelodien zu singen. Dem milden Geist der Musik gelang es, die finstern Dämonen zu verjagen, welche das höllische Weib heraufbeschworen hatte. Katharine ging zu dem offnen Fenster, hob ihre Augen zum Himmel, der sich in ihnen spiegelte, und die klaren Blicke bezeugten deutlich, wie sie in der Tiefe ihres Herzens fühlte, daß Unschuld und Liebe die Engel seien, die Hand in Hand, vereint mit ihr, hier auf Erden dahinwandern würden. Sie kehrte sich wieder vom Fenster weg, setzte sich Erich gegenüber, und nachdem er den ersten Vers beendet, sang sie den zweiten. So bildeten sie einen Wechselgesang; den letzten Vers sangen sie miteinander.

Frau Rabenia hatte, wie vorhin erzählt, draußen gestanden und ihrem fortfahrenden Mann nachgesehen. Als sie nun wieder hinein wollte, weckte ein Weib von höchst sonderbarem Aussehen ihre Aufmerksamkeit. Das fremde Wesen stand da und sah durch das offne Fenster in das Zimmer, worin sich Erich und Katharine befanden. Mit viel Sanftmuth fragte sie Frau Rabenia:

„Was wollt Ihr, liebe Alte?" — Die Antwort, welche sie erhielt, haben wir schon gehört. Die liebe Alte drehte sich um, und ihr Aussehen brachte die gewöhnliche abscheuerregende Wirkung hervor. Frau Rabenia trat einen Schritt zurück und betrachtete sie mit erstaunten Blicken. Sie hatte noch nicht drei Worte gesagt, als die Pfarrfrau wußte, wen sie vor sich habe; und ein Zweifel an dem Vorhandensein von Hexen oder an der Untrüglichkeit ihrer Prophezeihungen, war in ihren Augen beinahe dasselbe, wie Gotteslästerung. Glücklicherweise für Frau Rabenia, hatte Lene, als sie am letzten Sonntage, wie sie sich auszudrücken pflegte, nachgesehen, wie es mit der Familie Rabenius gehn werde,

zu finden geglaubt, es werde Alles bei ihnen so gut gehen, daß keine Macht den Beschluß des Schicksals ändern könne; da aber böse Wünsche zur Sache gehörten, so mußte bei Frau Rabenia doch ein Verdacht über die Unbeständigkeit des Glückes und noch ein schärferer über die Tugend ihrer Tochter geweckt werden. Sie erreichte ihre Absicht; denn Frau Rabenia stand einen Augenblick wie versteinert. Gleichwohl erholte sie sich doch bald und beschloß, die Hexe durch Speise, Geschenke und gute Worte zu besänftigen.

„Liebe Alte, seid nicht böse! Es geht bei uns gewiß nicht groß her. Ihr seid sicherlich müde; kommt herein, Ihr sollt Etwas zu essen, auch ein wenig Flachs und Wolle haben. Geld kann ich Euch, Gott weiß es, nicht geben. Ich habe ein krankes Schaf; wenn Ihr mir Arznei dafür schaffen könntet!"

Jetzt kam es der Pfarrfrau plötzlich in den Sinn: „Ach, wenn sie mir sagen wollte, wie es mit meinem Alten gehen wird!" Sie ging näher — die Neugierde siegte sowohl über den Abscheu, als über den Aerger — und sie flüsterte:

„Ich will Euch ein prächtiges Stück Schaffleisch geben, wenn Ihr mir sagen wollt, wie es mit Rabenius gehen wird."

Die milden Worte und die Fragen der Frau hatten ihre Wirkung auf Lenens eigennützige Gemüth nicht verfehlt, wäre sie nur des Magisters nicht ansichtig geworden, der ihr ein Dorn im Auge war und den sie fast eben so sehr fürchtete, wie ihren Meister.

Etwas besänftigt antwortete sie:

„Mit Euch gehen, das thu ich nicht; aber gebt mir Eure Hand!" — Sie wollte sehen, ob sie nicht ihren Haß und ihre Gewinnsucht auf einmal befriedigen könnte. Kaum hatte sie die Augen auf die von ihr ergriffnen Hand geworfen, als sie rief:

„Liebe Mutter, Ihr werdet eine Reise unternehmen..." Hier verstummte sie plötzlich, ihre Züge ver-

wirrten sich, sie murmelte einige unartikulirte Töne, warf bewußtlos einen Blick in ihre eigne Hand, und, Gott weiß, welchen Zusammenhang sie in Frau Rabenias Hand zwischen dieser Reise und ihrem eignen Schicksal zu lesen vermeinte, genug: mit einer halb unterdrückten Stimme, wie die eines verwundete Thieres, ließ sie schnell die Hand los und eilte der bestürzten Frau aus den Augen.

Da stand nun unsre ehrliche Pfarrfrau, wie am Boden fest gewachsen, und grübelte darüber, was wohl das sonderbare Betragen der Hexe zu bedeuten haben möge. Mit der größten Genauigkeit betrachtete sie die Linien in ihren Händen; aber die redeten für sie eine Sprache, die sie vergebens zu deuten suchte. Endlich kam sie doch darauf, daß, wenn sie auch noch hundert Jahr da stehe, sie eben so klug bleibe, wie zuvor. Sie ging deßhalb hinein, nicht ohne großen Aerger darüber, daß sie schweigen müsse und nicht gleich ihr Herz vor der Tochter ausschütten könne; denn kam die Rede auf Waldgeister, Meerweibchen, Bergmännchen und dergleichen, so fürchtet sie Erichs Ernsthaftigkeit fast noch mehr, als die anzüglichen Einfälle ihres Mannes. Gleichwohl beschloß sie, sobald sie mit Katharinen allein sei, die klugen Köpfe zusammen zu stecken um der Sache auf den Grund zu kommen.

Damals fand noch nicht, wie jetzt, vom Morgen bis zum Abend eine ewige Dudelei statt, wie sie die wahren Freunde der Musik zur Verzweiflung bringen kann; damals trieb man noch nicht diese abscheuliche Schänderei mit den sieben himmlischen Schwestern, die der Allgütige den Menschen zum Troste in ihren trüben Stunden schenkte. Die eignethümliche Kleinlichkeit der Zeit hatte dieselbe noch nicht in eine Harlekinstracht gesteckt, die zerfleischend auf die Gefühle wirkt, statt sie zu beruhigen. Eine einfache Melodie sprach zu Geist und Herz und verjagte Qual und Bekümmerniß. Es war, mit einem Wort gesagt, keine Alltagskost. Sang und Spiel übten

ihre himmlische Macht, und Erichs und Katharinens Duett beruhigte Frau Rabenia; denn bei ihrem Eintritt war es noch nicht zu Ende. Sie wurde gleich Saul, von dem bösen Geiste erlöst, den, um figürlich zu reden, Lene über sie beschworen hatte. Aber obwohl Niemand ein Wort von der Alten sprach, verlief der Vormittag doch so träge, wie eine langsam dahin ziehende Wolke.

Der Mittag kam heran, und unsre drei Freunde hatten kaum Gott für Speise und Trank danken können, als der Bauer, bei welchem Erich sein Pferd gelassen hatte, wie es anfänglich schien, verlegen eintrat; bei näherm Anblick war es noch schlimmer als so. Sein ganzer Körper zitterte. Auf Erichs Nachfragen, was ihm fehle, antwortete er stammelnd und unzusammenhängend:

„Lieber Magister Erich, ich bin unschuldig wie ein neugebornes Kind; und wenn die verdammten Hexen nicht eingesteckt werden, so holt uns der Teufel noch Alle zusammen mit Haut und Haar.“

„Redet so, daß ich Euch verstehen kann, Peter Jönsson. Was gibt es? Ist meinem Pferd Etwas zugestoßen?“.

„Ja, Gott tröste mich! So ist es: das Pferd liegt da!“

So uneigennützig Erich auch war, so ging ihm doch der dreifache Verlust, den er binnen wenig Stunden erlitten, sehr zu Herzen. Frau Rabenia bekreuzte sich; Katharina fragte unruhig:

„War es der schnelle Polle?“

Und noch ehe Erich antworten konnte, nahm ihre Mutter das Wort:

„Peter Jönsson, Du nanntest den Bösen; glaubst Du, es habe Jemand dem Pferde Etwas angethan? Die Finnländerin vom Galgenhügel war eben hier.“

„Ja, dann war sie es auch! Ich sah Etwas wie ein Pferd vorüber huschen; aber in demselben Au-

genblick kam die riesige Hexe *) vorüber gefahren und streute mir Staub und Sand in's Gesicht; und als ich die Augen wieder aufmachte, war weit und breit nicht mehr das Geringste zu sehen. Sonst hätte ich geglaubt, es sei die alte Anne gewesen!

„Die alte Anne!" riefen sowohl Mutter als Tochter mit Verwunderung. „Die alte Anne!"

„Ja, gerade die alte Anne, wie es Alle recht gut wissen. Was meint denn jetzt die Mutter und die Jungfer? Laßt sehen, ja, am Freitag war es, da stand Peter Andersson, der gerade wieder gesund geworden war, vor seiner Thüre; da ging die verdammte Alte, ich kann sie nicht anders nennen, vorüber. Sie bat ihn, er möge ihrem kleinen Jungen — der Wechselbalg, den sie zu Hause hat, mag wohl mit ihr nach Blakulla fahren — einige alte Kleider von seinen Kindern schenken, worauf er antwortete, daß er keine habe. Lieber Peter Andersson, sagte sie da zu ihm, Nichts ist schlechter, als ein Geizhals zu sein; gebt den Dürftigen, dann wird Euch Gottes Segen zu Theil! Peter antwortete noch einmal, daß er keine habe, worauf Anne fortging. Aber nicht weit! Denn im selben Augenblick kam die Hexe gefahren, so heftig, daß sie einen kleinen Baum, der neben dem Hause stand, mit fortriß, und Peter spürte es auf der Stelle, wie sie ihm Maul und Nase schief zog. Er sagt, es habe ihm vor beiden Ohren gesaust, als wenn er beim Strömsholmfall stehe; und er und seine Frau haben sich verredet, wenn sie die Alte wieder sehen, so wollten sie sie mit einem Feuerbrand zurechtfegen, daß sie stracks nach Blakulla fliegen soll und so bald nicht an's Wiederkommen denken, denn er kann

---

*) Heftige Wirbelwinde werden vom gemeinen Volke Hexen genannt. Man glaubte, und glaubt es in einigen Gegenden noch, daß diese Wirbel von den Hexen erzeugt werden, und daß sie mit denselben, auf welche Entfernung es auch sei, Messer und andere Mordgewehre entsenden können, um den Menschen zu schaden.

kaum den Kopf in die Höhe halten, so donnert und braust es ihm im Hirn."

Frau Rabenia stand sprachlos vor Verwunderung bei der Erzählung des Bauern. Von Schreck und Entsetzen ergriffen, seufzte sie tief auf, als wollte sie sagen: „Herr, führe uns nicht in Versuchung!" Katharine, welche das alte, fromme Mütterchen wohl leiden mochte, blickte unruhig auf Erich, dessen Züge Mitleiden und Aerger ausdrückten. Endlich sagte er:

„Freilich ist der Teufel ein arger Schelm, das läugne ich gewiß nicht; gleichwohl versichre ich Dich, daß wenigstens die alte Anne keine Hexe ist."

„Ja, ja, ich weiß freilich auch, daß Sie an so Etwas nicht glauben, aber darum ist's doch wahr. Hat es ja doch einen Pfarrer gegeben, der ausgesagt hat, daß er und die Pfarrerin und die Kinder auf Blakulla getanzt haben! Und so schrecklich war es ja auch mit den Jungen, die bei der Kirchenthür Ruthenstreiche bekamen."

„Höre mich, Peter Jönsson, laß es immerhin so sein, daß der Teufel umhergeht und die alten Weiber hexen lehrt; aber hast Du so ein kleines Vertrauen zu Gott und seinen Versprechungen, und so wenig Zuversicht auf seine Vorsehung und Macht, daß Du meinst, die Gewalt des Teufels Dir zu schaden, sei größer, als die Macht des Herrn, Dich zu schützen? Vertraue auf Gott und halte seine Gebote, so brauchst Du weder Teufel noch Hexen zu fürchten. Ich werde am Sonntag von der Kanzel herab Euer Aller kläglichen Irrthum darthun. Und nun lebwohl, mein lieber Peter Jönsson!" — Der Bauer ging.

„Da dieß Unglück geschehen ist," meinte Erich, „so muß ich mich etwas früher nach Hause begeben, als es sonst meine Absicht war; damit aber keine Schwätzerei wegen der Unannehmlichkeit, die mir heute frühe widerfahren ist, hierherkomme, möchte ich sie wohl selbst erzäh-

len, denn ich sehe voraus, wie die Geschichte sonst ausgeschmückt wird."

„Zwei von meinen Kühen," sagte er mit leiser Stimme, „lagen todt da, als Maria heute Morgen in den Stall kam."

„So, so, so!" rief Frau Rabenia; „und jetzt noch das Pferd dazu! Lieber Erich, das sind lauter Teufelskünste. Gott behüte Dich, das bedeutet nichts Gutes!"

„Nun, habe ich nicht Recht in meiner Vermuthung? Wenn Sie, liebe Mutter, solche Dinge glauben können, was soll dann das einfältige Volk thun? Gleichwohl will ich es versuchen, mit Geduld das Mißgeschick zu überwinden; nach Regen folgt Sonnenschein!"

„Ja, ja," sagte Frau Rabenia, sowohl sich und der Tochter, als dem zukünftigen Schwiegersohn zum Trost hinzu, „wo ein Todesfall eingetreten, da geschieht es allzeit, daß auch noch einige Stücke Vieh fallen."

„Aber, meine geliebte Katharine wozu diese Thränen, die Du vergebens zu unterdrücken strebst?"

„Erich, ich will einen Gedanken vor Dir nicht verhehlen, selbst auf die Gefahr hin, daß es Dich verdrießlich machen könnte. Seitdem ich das entsetzliche Gesicht der Hexe unter dem Fenster gesehen, dann Peter Jönssons Erzählung von dem Pferde und jetzt Deine von den Kühen gehört habe, so — so gestehe ich, daß mir dieß wie ein Unglück vorkömmt...." Hier schwieg sie.

„Geliebte Katharine, wie kannst Du fürchten, mich verdrießlich zu machen? So lange ich Deiner Liebe sicher bin und meinen Beruf redlich erfülle, trotze ich allen Gefahren. Gott kann mich durch Widerwärtigkeiten prüfen wollen; es geschehe sein Wille! Habe ich mit Ergebenheit seine Züchtigung erduldet, so wird — ich sage das mit voller Zuversicht — auch die Zeit des Trostes kommen! Das einzige Unglück, was mich schwach finden würde, wäre der Verlust Deiner Liebe, Deines Vertrauens."

„Die Du nie verlieren kannst,“ rief Katharine und warf sich in seine Arme.

„Gott segne Euch, meine Kinder!“ sprach Frau Rabenia und legte die Arme um ihre Schultern. „Katharine, Du willst so leicht verzweifeln, wenn Etwas nicht nach Wunsch geht. Laß Dir die Worte Deines Bräutigams zu Herzen gehen und auch die meinigen:

So jung ich war, so alt ich bin,
Doch niemals kam mir es in Sinn,
Daß Gott vergißt den Frommen.“

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Schon seit vier Uhr des Morgens war der König beschäftigt gewesen, und ungefähr um halb sechs Uhr gönnte er sich einige Minuten Ruhe. An dem Arbeitstisch, der mit einem grünen Tuche bedeckt war, saß ein Sekretär, der gerade zu Ende geschrieben, was ihm der König diktirte.

Karl schien ungewöhnlich vergnügt; sein ganzes Wesen trug den Stempel der unschuldigen Schadenfreude, die er bei dem Gedanken empfand, daß er den Possen, den Rabenius kühn genug war, ihm zu spielen, mit Zinsen heimgeben könne. Gerade meldete ein Page, daß der herbeigerufene Rabenius erschienen sei.

„Gut!“ antwortete Karl und gab den Befehl: „Laß ihn hereinkommen!“

Der Page ging und Rabenius trat herein.

„Ew. Majestät haben befohlen . . . .“

„Daß Du hierher kommen sollst, ja! Richtig! Ich will meine Wette bezahlen."

Bei diesen angenehmen Worten verbeugte sich Rabenius tief.

Der König fuhr fort:

„Ich wettete um fünfzig Dukaten . . . ."

Rabenius verbeugte sich noch tiefer.

„Aber durch Deine Schelmenstreiche hast Du mir meine Zeit gestohlen und mir unberechenbare Kosten verursacht, auch hast Du mich in einen Prozeß mit einem Bauer verwickelt, der mir gerade nicht viel Ehre eintragen wird. Ich habe eine Rechnung aufstellen lassen." Der König las:

Unser Schloßprediger zu Kungsör, Niklas Rabenius:

Debet.		Credit.	
96 zugenagelte Schlagbäume, die der Frevler ersetzen muß, à 18 Thlr. per Stück . . .	1728	50 Dukaten à 36 Thlr.	1800
Eine abgerissene Brücke	72		
Facit Summa Thlr. R. M.	1800.	Facit Summa Thlr. R. M.	1800.

CAROLUS REX.

„Du findest solchergestalt, daß ich Dir Nichts schuldig bin, weßhalb Du auch auf der Stelle diese Rechnung quittiren wirst. Aber in Erwägung, daß Deine Umstände nicht die besten sind, will ich aus Gnade und Milde Dir einen Dukaten schenken; hier ist er."

Anfänglich schien es wirklich, als sei es Karl gelungen, Rabenius zu überraschen; dieser aber, der seit langer Zeit die Kunst hatte erlernen müssen, zum bösen Spiel gute Miene zu machen, verläugnete auch jetzt seine theuer erworbene Geschicklichkeit nicht. Er konnte es nicht einmal über sich gewinnen, dem König so viel Vortheil über sich zu gönnen, daß er noch über seine Verlegenheit lachen dürfe. Auf die Frage des Königs:

„Was hältst Du von der Rechnung?" antwortete er:

„Alles was Ew. Majestät thut, ist weise und gut."

Karl lachte überlaut, obwohl er vielleicht klüger daran gethan hätte, dieser außerordentlichen Unterwürfigkeit bei einem so durchtriebenen Manne, wie Rabenius, zu mißtrauen. Der Letztere wollte sich entfernen, als ihn der König zurückrief.

„Jetzt habe ich wohl meinen Klaus Narr abgefertigt; aber mit Nils Rabenius habe ich noch einige Worte zu reden. Was hältst Du von den Hexen und der Hexerei?"

Die Frage kam unerwartet. „Es geht schon an," dachte Rabenius, „unter dem Schutz der Narrenkappe den Gewaltigen der Erde die Wahrheit zu sagen; aber in vollem Ernste!"

„Fragt Ew. Majestät in der Eigenschaft als König oder als Richter?"

„Als Keiner von Beiden, sondern ganz allein als Mensch."

„Dann werde ich in tiefster Unterthänigkeit nach meiner Ueberzeugung antworten. Weder kann, noch will ich die Möglichkeit läugnen, daß der Satan leibhaftig sich zu offenbaren vermöge. Die heilige Schrift gibt uns dafür manche Beweise an die Hand und diese sind unumstößlich. Gleichwohl glaube ich, daß man bei Beurtheilung dieser Fälle nicht genug Vorsicht anwenden kann; denn unter hunderten sind wenigstens neunundneunzig falsche, die der Haß, der Neid oder der gröbste Aberglauben eingegeben hat."

„Du kannst Recht haben! Ich habe selbst die Anklageschriften gelesen, die so unsinnig sind, daß die Bosheit aus jeder Zeile herausleuchtet. Und doch schmecket Deine Erklärung nicht wenig nach Freidenkerei. Neunundneunzig falsche? Wenn Du sagtest fünfundzwanzig, so möchte es angehen; aber neunundneunzig!"

„Wenn Ew. Majestät mir gnädigst meine Kühnheit verzeihen wollen, so möchte ich wohl fragen, wie Ew.

Majestät auf diesen Gegenstand gekommen? Die eigentlichen Hexenuntersuchungen haben während keiner Zeit ganz aufgehört. Daß einige schlaue alte Männer und Weiber, auch einige Wahrsagerinnen hie und da ihr Spiel treiben, glaube ich, und, wenn ich es wagen darf, offen zu reden, so meine ich, es wäre am besten, sich nicht um sie zu kümmern. Der Mensch ist, wie er denn selbst als das wunderbarste Wesen dasteht, auch natürlicherweise dem Wunderbaren ergeben, er wird von der Unruhe über sein künftiges Schicksal beherrscht, und möchte gern den Vorhang zerreißen, der es ihm verhüllt. Hiermit will ich nicht gesagt haben, daß dieses so recht sei, es beweist im Gegentheil Kleingläubigkeit und Mißtrauen in Gottes Vorsehung; aber ich kann nicht läugnen, daß dem so ist. Gewinnsucht und Verlangen nach Einfluß bringen die Geringern dahin, die Dolmetscher des Schicksals zu werden; es schmeichelt den Elenden, den Reichen und Vornehmen in Furcht vor sich stehen zu sehen. Hie und da haben sie aufgeschnappt, was ein Traum, eine Figur im Feuer oder in der Asche zu bedeuten haben könne, und nun verkünden sie ihren Orakel, als seien sie im Besitz aller chaldäischen und ägyptischen Wissenschaft. Dergleichen Personen können nie ausgerottet werden. So befindet sich z. B. gerade ein altes Weib in der Gegend, die Krankheit und Elend unfreundlich und feindselig gemacht haben. Geschieht es nun, daß diese einem Bauern begegnet, und ihn nur ansieht, so ist das schon schlimm. Wird hernach der Bauer oder Jemand in seinem Hause krank, oder geschieht namentlich seinem Pferde Etwas, gleich ist sie eine Hexe."

"Das mag sein, obschon es mitunter Menschen gibt, die eine mehr als gewöhnliche Aufmerksamkeit erregen. Dahin gehört eine Finnländerin, Namens Magdalena Mathsdotter, die vor ein Paar Jahren als eine Prophetin galt. Es kamen einige Todesfälle vor, die sie durch ihre teuflischen Künste herbeigeführt haben soll, und in deren Folge sie verhaftet wurde. Auf eine Art,

die einem Wunder sehr ähnlich sieht, entkam sie aus dem Gefängniß. Alle Nachforschungen waren längere Zeit fruchtlos, bis man endlich erfuhr, daß sie ihren Weg hierher nach Schweden genommen habe. Endlich habe ich herausgebracht, daß sie sich zur Zeit hier aufhält und ihr altes Handwerk fortsetzt. Sie soll den Menschen ihren ganzen Lebenslauf vorhersagen, und, was fast unglaublich klingt, sich sogar unsichtbar machen können. Was sagst Du von diesem Weibe?"

„Daß sie eine Giftmischerin ist und die Wahrsagerei nur als Deckmantel braucht."

Der König sah Rabenius scharf an, der fand, daß er Etwas gesagt habe, was er noch nicht beweisen konnte.

„Ew. Majestät haben mir befohlen, meine Gedanken unverhüllt an den Tag zu legen, und diesem Befehl mußte ich gehorchen. Möglicherweise kann ich mich in dem Einen oder dem Andern irren; aber ich bleibe dabei, daß Vorsicht in dieser Beziehung unerläßlich ist."

„Vorsicht lehrte mich meine unglückliche Lage in der Jugend; das mußt Du gehört haben. Jetzt geh! Meine Zeit ist kostbar."

Rabenius entfernte sich, und der König diktirte weiter.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

In einem Flügel des Schlosses, der die Aussicht nach dem Meere hatte, lag das kleine Zimmer unseres Helden. Nach seiner Gewohnheit war er frühe aufgestanden, hatte das Fenster geöffnet, sich davor gesetzt

und mit tiefsinnigen Blicken, gleich einem beschaulichen Türken, die verschwindenden Rauchwolken aus seiner Pfeife betrachtet. Was er sonst selten oder nie zu empfinden pflegte, kam jetzt über ihn: in seinen Zügen malte sich Etwas, das deutlich besagte, daß er verdrießlich sei. Er hörte weder, noch sah er seine treue Maria, die er, ungeachtet seines gleichgiltigen Wesens, herzlich liebte, mit rastlosem Eifer ihre oft recht mühsamen Arbeiten besorgen; nicht hörte oder sah er seinen Augapfel Katharine weder ihrer Mutter behülflich sein, noch fleißig ihr Spinnrad schnurren. Alles um ihn her lag noch in tiefem Schlummer. Nur die Sorge, der Kummer und das Verbrechen wachten. Ein Mann, dem die Ueberlegungsgabe angeboren war, schwebte nicht lange in Ungewißheit über die Ursache seiner weniger guten Laune. Er sah ein, daß er sich eigentlich über die Unvollkommenheit der menschlichen Zustände gräme. Die Dürftigkeit und der Kummer über sein Auskommen waren wohl verschwunden, aber sie hatten auch das häusliche Glück mitgenommen, mit welchem sie ihn überhäuft hatten. Endlich wachten die Leute auf, und es wurde unten bei der Schiffbrücke immer lebhafter. Das allmälig zunehmende Menschengewimmel war ihm ein neues Schauspiel. In Gedanken fing er an, das vermuthliche Schicksal aller dieser sich umhertreibenden Wesen durchzugehen und Vermuthungen über ihr Tagsgeschäft anzustellen. Unter allen erregte ein älterer Mann seine besondere Aufmerksamkeit. Er war dürftig gekleidet, und sein Aussehen kam Rabenius bekannt vor, obwohl er sich nicht erinnern konnte, wo er ihn gesehen habe. „Dort ist auch einer,“ dachte er, „dem das Schicksal nicht mehr verliehen zu haben scheint, als es mir früher zukommen ließ.“ Er stand auf und ging einige Mal im Zimmer hin und her. Das Warten auf die, gegen seine Gewohnheit vergleichsweise späte Frühstücksstunde fing an, ihm sehr lange zu währen; gerade wollte er hinausgehen, um daran zu erinnern, als er hörte, daß Jemand sich mit

leisen Schritten der Thüre nähere. Sie wurde geöffnet, und ein Geistlicher von ehrfurchtgebietendem Aussehen, so schön und kostbar gekleidet, als es sein Stand zuließ, trat herein, grüßte sehr artig und fragte:

„Erkennt wohl mein werthester Amtsbruder in mir einen alten Kameraden von Upsala?"

„Warum sollte ich das nicht?" entgegnete Rabenius; „um so mehr, da ich vor einigen Jahren die Ehre hatte, den Herrn Bruder auf dem Jahrmarkte in Westeras zu treffen, obwohl ich bei dieser Gelegenheit nicht das Glück genoß, von ihm wieder erkannt zu werden."

„Was sagen Sie, nicht wieder erkannt? Ach, jetzt erinnere mich! Ich war in der Stadt, um meinen seligen Schwiegervater zu beerdigen, und die außerordentliche Trauer meiner armen Frau hinderte mich, an irgend etwas Anderes zu denken."

Wieder hörte man Tritte eines Ankommenden; es klopfte und herein trat noch ein Geistlicher, mit einem Gesichte rund wie der Vollmond, von lichten Wolken umgeben, weißes Haar umkränzte das unförmliche Haupt.

„Ergebenster Diener! es freut mich unendlich, eine alte Bekanntschaft erneuern zu können," sagte er mit einschmeichelndem Ton. „Weißt Du noch, Bruder Rabenius, wie manche Knabenstreiche wir in den Tagen unserer Jugend miteinander ausgeführt haben?" Zu dem Erstgekommenen gewendet, fuhr er fort:

„Ach, sieh da, der Pfarrherr von Maria; es freut mich, den Herrn Bruder hier zu sehen; Sie haben sich wohl auch eingefunden, um unsern lieben, alten Kameraden zu bewillkommen?"

„Das versteht sich, und um mich darüber zu freuen, daß wenigstens dießmal das Verdienst vom Glücke belohnt wurde."

Rabenius wandte sich verwundert um und sagte:

„Wahrlich, solchen Glauben habe ich in Israel gefunden!"

„Was meinen Sie mit Anführung dieser Stelle?“ entgegneten die beiden Pfarrer.

„Was ich meine? Das müssen schon die beiden Herren wohl zum Voraus fühlen, oder wie? Ich meine, daß der König sehr glücklich ist, wenn er viel so treue Unterthanen wie Sie hat, welche ein solches Vertrauen in sein Wort setzen; denn meine Verdienste, wenn ich deren besitze, können die Herren unmöglich kennen. Jedenfalls danke ich für Ihren Besuch, und muß hinzufügen, wie ich mich freue, daß zwei alte Pfarrer von Stockholm Gottes Wort vom Lande nicht verachten. Wollen Sie die Güte haben und eine Morgenpfeife annehmen?“

„Sieh, der Herr Bruder raucht holländischen Knaster! Na, na, schlechtern kann freilich eines Königs Günstling nicht rauchen. Apropos, wegen Günstling! Da Sie Alles bei dem Könige gelten, so könnten Sie mir gerade einen Dienst erzeigen; aber ehe ich von persönlichen Angelegenheiten rede, erlauben Sie mir wohl einige Nachfragen über Ihre Familie? Was macht Ihre liebe Frau? Ich habe sagen gehört, daß sie sehr schön gewesen sein soll?“

„Erlauben Sie mir auch zu fragen, mit wie vielen Leibeserben der Höchste Ihre Ehe zu segnen beliebt hat?“ — Mit dieser Frage unterbrach der Pfarrherr von Maria seinen Mitbruder.

Nachdem Rabenius Jedem Bescheid gegeben und man kurze Zeit über Kleinigkeiten gesprochen, brachte das Vollmondsgesicht, der Diakon an der Hauptkirche, die Rede auf Etwas, das ihm sehr am Herzen lag.

„Ich kann ja aufrichtig sprechen. Der Herr Bruder und ich —“ hier wandte er sich zum Pfarrer — „sind ja schon seit langer Zeit Freunde, und mit Bruder Rabenius habe ich eine alte Bekanntschaft zu erneuern. Die Sache ist die: Mein Sohn kommt am Ende des Semesters von der Hochschule. Er ist ein braver Junge, ist wohl ein wenig wild in Upsala gewesen, aber was

thut das? Man ist nur einmal jung in seinem Leben, und jung sind wir Alle gewesen ....“

„Das mag so sein,“ unterbrach ihn der Pfarrherr, „obwohl man mir für meinen Theil niemals etwas Schlechtes nachsagen konnte.“

Trübe Wolken schwebten über den Mond; aber bald verschwanden sie, gerade wie wenn ein Wirbelwind das Gewölk von allen Seiten verjagt, und der Trabant der Erde wieder mild und klar am Himmel steht.

„Jetzt hat er freilich Buße und Besserung gelobt. Die Sache ist die: Die Pfarrei zu Sorunda ist frei, und es sucht nur Einer darum nach, ein alter Adjunkt, der schon gegen die sechszig geht und zu gar Nichts taugt. Wenn Sie nun so gütig sein und ein gutes Wort bei Sr. Majestät für den Jungen einlegen wollten, so würde ich Ihnen für mein ganzes Leben verbunden sein, und — eine Hand wascht ja die andere — vielleicht könnte ich auch einmal so glücklich sein, Ihnen einen Gegendienst zu erzeigen.“

Rabenius verbeugte sich; seine Augen blitzten.

„Das ist wahr, hat der Herr Bruder von Maria vielleicht auch einen Sohn?“

Mit einem tiefen Seufzer antwortete dieser:

„Gott hat mich mit keinem Sohn gesegnet; ich habe leider acht Töchter. Die älteste hat bereits ihr achtundzwanzigstes Jahr zurückgelegt.“

„Wenn Sie so viele Töchter haben, so ist wohl schon die eine und die andere verheiratet oder wenigstens verlobt?“

„Verlobt könnten wohl schon ein Paar von ihnen sein; aber woher in unsern schlechten Zeiten ein Amt nehmen?“

Rabenius, der zufällig auf den andern Geistlichen sah, bemerkte auf seinem Gesicht einen scharfen und schadenfrohen Zug, ungefähr so, wie wenn der Mond im letzten Viertel steht. Eben so lauteten seine Worte:

„Verlobt ist freilich schon oft Jungfer Sara gewe-

sen; aber das endete allzeit mit einer unglücklichen Krankheit."

Gereizt wie ein wilder Eber, sprang der Pfarrherr auf.

„Ja so, der Herr Bruder will auch mit dem verdammten dummen Geschwätz hervorrücken? Das soll wohl die Rache dafür sein, daß ich es wagte, eine Anmerkung über Ihren Windbeutel von Sohn zu machen; aber ich kann's behaupten, meine Tochter ist unschuldig wie ein neugebornes Kind. Wer kann bösen Zungen gebieten?"

„Wenn Sie meinen Sohn einen Windbeutel nennen, so kann ich wohl auch Ihre Tochter eine Dirne heißen!"

„Ruhe auf allen Seiten, meine Herren," sagte Rabenius. „Ich will einen Vorschlag machen, der Allen zusammen helfen kann. Wer weiß nicht, daß die Jungen wild sein und doch tüchtige Männer werden können?"

Der Pfarrer wollte reden; Rabenius fuhr fort:

„Still und hören Sie, was ich sagen will! Wer weiß nicht, daß ein Mädchen ein wenig munter sein und deßhalb unschuldig in's Gerede kommen kann? Mein Rath ist, daß Sie Ihre Tochter dem Sohne des Herrn Bruders zur Frau geben. Das müßte doch sonderbar zugehen, wenn zwei Geistliche ihren Kindern kein Brod verschaffen könnten."

Des Pfarrers Zorn legte sich, wie wenn man Oel auf die stürmischen Wogen gießt. Der Mond von der Hauptkirche machte ein langes Gesicht, und sah entsetzlich vernünftig aus; welche Gedanken sich auch nun in seinem Kopfe gekreuzt haben mochten, der Schluß lautete endlich:

„Topp, lieber Bruder! Ich nehme den Vorschlag an! Unser Freund hier ist ein Ehrenmann; jetzt können wir uns seiner Hülfe versichert halten."

„Oho," dachte Rabenius, „macht nur nicht die Rechnung ohne den Wirth" Der Diakonus fuhr fort:

„Für meinen Sohn stehe ich gut; er hat immer

ein Auge auf die Jungfer gehabt, und ist er einmal verheiratet, dann wird er auch gesetzt. So darf ich denn auch wohl auf eine ordentliche Aussteuer rechnen."

„Das versteht sich, für meine Tochter stehe ich gut; sie hat Ihren Sohn immer vertheidigt. Und was die Aussteuer betrifft — nackt werde ich meine Sara nicht von mir lassen. Sie hat überdieß noch einen reichen Oheim zu beerben."

Arm in Arm und versöhnt, verließen Brutus und Cassius unsern Rabenius Sobald sich die Thüre hinter den ausgesöhnten Amtsbrüdern geschlossen, rief dieser:

„Vortrefflich, vortrefflich! Ein Paar prächtige Hirten für die Schafheerde, die, wie es scheint, nur dazu dienen, unsern Stand zur Zielscheibe des Spottes, der Gleichgültigkeit und der Verachtung zu machen."

Kaum waren diese weggegangen, als noch fünf oder sechs Geistliche kamen, um Besuch zu machen und ihn zu beglückwünschen. Alle hatten ihn gekannt und verehrt, Keiner konnte begreifen, wie seine Verdienste der Aufmerksamkeit der Behörde so lange entgangen waren, und sie versicherten einhellig, daß sie Alle seine Beförderung geahnt und vorhergesagt haben. Nachdem er endlich auch den Letzten zur Thüre begleitet hatte, schlug er die Hände vor Verwunderung zusammen und ging vor den Spiegel, um zu sehen, ob er wirklich derselbe Rabenius sei, der er noch vor wenigen Wochen gewesen.

„Gewiß bin ich das nicht! Aber ebenso bin ich es auch nicht. Wie sollte der arme, verachtete Rabenius in einem so prächtigen Zimmer wohnen können? Laß doch sehen! Ja, es hat seine Richtigkeit. Rechts ein Alkoven mit seidenen Gardinen. Die Fäden sind freilich hie und da ein wenig zernagt; aber wenn die Zeit den Menschen auffrißt, wer kann sich da wundern, daß sie auch die Seide zernagt? Und ein Bett! Na, ich bin gerade nicht klein" — er betrachtete seine ansehnliche Gestalt — „aber das Bett ist auf's Wachsen eingerichtet. Was ist aber dieß Alles gegen mein Bett in

Munktorp, mit seinen blaugewürfelten Leinwandvorhängen, und meine Marie, die in jedem möglichen Fall ihren Platz gegen Gräfinnen und Fräulein vertheidigt! Der Thüre gegenüber an der Wand steht hier mein Schreibpult mit einem Lehnstuhl, wie ihn der Bischof nicht besser hat; das ist freilich etwas Anderes, als zu Haus auf dem Holzstuhl zu sitzen. Dann auch noch einen Spiegel nicht zu vergessen, eine ganze Elle hoch, und mit einem Rahmen, worin die Glasstückchen wie Edelsteine glänzen, und dazu noch das dreieckige Tischlein. Zum Henker wie ist das schön! Ich werde daher wirklich noch derselbe Rabenius wie früher sein, und die Unähnlichkeit wird nur darin bestehen, daß zwei aus einem geworden sind. Das hat der König zuwege gebracht; wer kann jetzt noch an seiner Allmacht zweifeln?"

Die Uhr schlug elf.

„Schon elf! Der ganze Vormittag ist herumgegangen, und ich .... Was? Kommt schon wieder Jemand? Soll ich denn Morgens nicht einmal meine Thüre zuhalten können!"

Gleichwohl täuschte er sich; denn dem Eintretenden hätte er jedenfalls öffnen müssen. Es war ein Page, der den Befehl überbrachte, daß Rabenius sich zu Mittag bei dem König einfinden solle.

Schnell brachte er seinen Anzug in Ordnung, eilte aus dem Flügel, und in der Meinung, einen nähern Weg zu dem Zimmer des Königs zu finden, ging er die erste Treppe hinauf, welche er im Schlosse traf. Binnen Kurzem befand er sich auch in einem ganz andern, ihm völlig unbekannten Theil desselben. Aber nun mußte er es auf eigene Kosten erfahren, daß Nebenwege bisweilen länger sind, als die gewöhnlichen.

„Hm," sagte er, „alle Wege führen nach Rom, und irgend wohin muß auch diese Treppe leiten." Er ging also getrost zu, und kam bald in ein zierliches Vorzimmer.

„Hier ist Alles so nett und fein, wie in einer Pup-

penstube; am Ende ist das gar die Treppe der Königin?" Eine Thüre stand nur angelehnt; er trat hinein und befand sich in einem, wie man es jetzt nennt, Boudoir. „Guter Rath kommt hier durch halboffene Thüren," sagte er zu sich selbst; denn ihm gerade gegenüber stand wieder eine Thüre halboffen, die zu einem großen, in dem damaligen Geschmack prächtig möblirten Zimmer führte. Er wollte gerade hineintreten, als er in einem großen Spiegel bemerkte, daß sich noch eine dritte Thüre öffnete, aus welcher der Graf Bjelke, den er schon von früher kannte, und eine ihm unbekannte Dame traten. Der Graf hatte seinen Arm um den Leib der Schönen geschlungen, und sie lehnte vertraulich ihren Kopf an seine Schulter. Sie standen in dem obern Theile des Zimmers, und setzten ihre Unterhaltung so leise fort, daß er nur hie und da ein Wort aufschnappen konnte. Doch unterschied er den Namen des dänischen Gesandten, und einmal hörte er deutlich den Kurfürsten nennen. Einige feurige Küsse besiegelten den Schluß der Unterredung. Die Unbekannte wand sich aus den Armen des Grafen, und kehrte nach den innern Gemächern zurück. Als Rabenius sie gehen sah, schlich er sich fort und leise rücklings hinaus, und öffnete darauf mit vielem Geräusch die Thüre, als ob er eben erst herein gekommen sei. Die List gelang. Graf Bjelke kam ihm schnell entgegen und blieb erstaunt stehen, als er Rabenius gewahrte. Er richtete sich auf, runzelte die Stirne und schon schwebte eine Frage auf seinen Lippen, als ihm Rabenius zuvorkam.

„Herr Graf, haben Sie die Gnade und führen Sie mich wieder auf den rechten Weg! Ich bin auf Mittag zu Sr. Majestät beschieden und muß wohl irre gegangen sein."

Mit vornehmer Nachlässigkeit und herablassendem Lächeln äußerte der Graf, daß es sich wirklich so verhalte. „Sie sind hier auf die Seite gekommen, welche von

der Königin bewohnt wird, an die ich einen Auftrag hatte. Folgen Sie mir!"

Als sie auf den Korridor kamen, der zum Zimmer des Königs führte, faßte ihn der Graf beim Arm und sagte:

„Hören Sie, Rabenius! Sie müssen mir versprechen, Nichts davon zu erwähnen, wo Sie mich angetroffen haben. Ich halte Sie für einen vernünftigen Mann; wer an einem Hof leben will, muß schweigen können."

Und ohne eine Antwort abzuwarten, gleichsam als schäme er sich seiner Gesellschaft, ließ er den Arm los, zeigte nach vorn und sagte:

„Dort ist die Thüre zu dem Trabantensaale."

Er selbst ging durch eine andre, welche nach dem innern Zimmer des Königs führte.

Bevor noch Rabenius, vor dem der Zufall ein Stückchen des Vorhangs, der das Hofleben verbarg, gelüftet hatte, die Anweisung befolgte, hielt er einen kleinen, halb vor sich hingemurmelten Monolog:

„Hm, ich werde Euerm Thun und Lassen etwas weiter nachforschen. Gott soll mich bewahren, in welche Gesellschaft bin ich gerathen! Man hat freilich schon lange davon gemunkelt, daß es die Herren nicht besonders gut mit dem König meinen; aber daß auch die Damen solche Jesabels sind, das hätte ich mir nicht träumen lassen. Wollen doch sehen, ob sie heute in der Suite der Königin ist. Und das ist der Hof des großen edlen Karls **XI.** und der tugendhaften, frommen Ulrike Eleonore! Wie mögen da die übrigen aussehen?"

Er öffnete die Saalthüre und trat herein.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Am folgenden Morgen wollte Rabenius den unerträglichen Glückwünschungsbesuchen ausweichen, welche ihm am gestrigen Vormittage die Laune verdorben und die Zeit weggenommen hatten. Sobald er angezogen war, nahm er Hut und Mantel, verließ sein Zimmer und begab sich hinunter an die Schiffbrücke. Das Wetter war ungewöhnlich schön. Die Sonne versilberte das feine Wellengekräusel, das der Morgenwind auf der Oberfläche des Meeres bildete, in dem sich der hohe blaue Himmel spiegelte, während der Strand des Schiffsholms von riesigen Tannen bekränzt war. Bei diesem Anblick wurde Rabenius die Stadt zu eng. Er hatte seiner Lebtage, mit Ausnahme seiner Schul- und Studentenzeit, auf dem Lande gewohnt, mußte sich nun zwischen Thore eingezwängt sehen, und deßhalb kam ihm die Hauptstadt selbst nicht anders, als ein Gefängniß, die Straßen wie ein Kerkerboden vor. Er beschloß zu dem Lieblingsplatz der Königin, in den Hopfengarten zu gehen, wo er wenigstens frische Luft athmen, und Gras und Bäume sehen könnte. Kaum die Allee hinauf gekommen, merkte er, daß, so frühe es auch war, er sich doch nicht allein da befand; ein Mann saß auf einer der Bänke. Rabenius näherte sich und wurde gewahr daß es derselbe Offizier war, der gestern schon seine Aufmerksamkeit erregt hatte. In der Absicht, ein Gespräch anzuknüpfen, setzte er sich, nach einer artigen Begrüßung, auf dieselbe Bank. Der Offizier beantwortete den Gruß mit einem sonderbaren Lächeln. Das Schweigen wurde bald von Rabenius gebrochen:

„Es ist entsetzlich, wie lange die Leute in Stockholm des Morgens schlafen können! Wir Beide sympathisiren nicht mit denen dort drinnen; denn wir sind wahrscheinlich

die Einzigen, welche hierselbst wach sind. Aber," fügte er nach einer kurzen Pause hinzu, „wozu sind Umschweife nöthig. Ich sah Sie schon gestern und bin überzeugt, daß ich Sie in meiner Jugend gekannt habe. Mein Name ist Rabenius."

„Und der meinige Lorenz Ekeroth."

„Ein Brudersohn des alten Ekeroth in Säby?"

„Ja."

„Dann waren Sie es, der gegen mich so gütig war, mir Schifflein und Pferde aus Fichtenrinde schnitzelte, und der mir beim Anlegen von Dämmen, Rädern, Stampfwerken und Mühlen behilflich war?"

Ekeroth lächelte; Rabenius fuhr mit steigender Rührung fort:

„Und der mich, da ich als der ungezogenste Junge, den man sich nur denken kann, einmal in die See fiel, herauszog und was mehr war, mich mit nach Hause nahm und mir die Kleider trocknete; denn so oft ich mir beigehen ließ, dieselben zu beschmutzen oder zu verderben, verstand meine Mutter keinen Spaß, so gut sie sonst auch war."

„Man nannte den Herrn Magister damals den kleinen Nils."

„Richtig; und wahrscheinlich hätte ich Sie auch wieder erkannt, Herr — Herr —"

„Hauptmann," antwortete Ekeroth.

„Herr Hauptmann, wenn mich die Uniform nicht zweifelhaft gemacht hätte."

„Und noch mehr die sechs und dreißig Jahre, die seitdem verflossen sind."

„Das ist wahr; aber Lorenz Ekoroth wollte ja Geistlicher werden?"

„Mein Oheim starb; ich wurde mein eigner Herr. Das schnelle Avancement von Einigen und ihr rasches Glück in der Armee, dabei die geringe Lust, welche ich für meinen bestimmten Beruf hatte, waren Ursache, daß ich die Bibel mit dem Schwert vertauschte, mein kleines

Vermögen zusammenraffte und unter den Fahnen unsers großen Königs, Karls Gustav, glorreichsten Andenkens, als Freiwilliger Dienste nahm. Reich an Hoffnungen zog der Jüngling hinaus; arm und getäuscht kam der Mann zurück." Nach einer Pause fuhr er fort: „Ich diente mich zum Hauptmann hinauf; es ward Friede und das Regiment wurde eingetheilt. Damals wollte ich in ausländische Dienste treten; aber Einige, die ich für meine Gönner hielt, thaten mir die Ehre an, mich nicht fortlassen zu wollen. Man verschaffte mir eine Kompagnie bei einem andern Regimente. Nach einigen Jahren fing der jetzige König seine Reduktionen an, die, so ersprießlich sie auch für das Land sein mögen, doch äusterst verderblich für mich waren."

„Auf welche Art?"

„Auf die natürlichste von der Welt: ein junger Baron war meiner Stelle benöthigt, und ich bekam den Abschied."

„Kennt der König dieß Verfahren?"

„Man hört, daß Sie noch nicht lange bei Hofe sind. Auch um den unabhängigsten Monarchen spinnt das Hofvolk ein Netz von unsichtbaren, aber festen und undurchdringlichen Maschen. Selbst seine Tugenden verwandeln sich in geschmeidige Fesseln, in die man ihn schmiedet; und wenn er sich am freisten glaubt, ist er am festesten gebunden."

Rabenius war doch kein solcher Neuling, wie Ekeroth glaubte, wenigstens in der Theorie. Er liebte die Studien, verwandte all' seine freie Zeit darauf, und sein Beispiel beweist deutlich, daß man Alles erlangt, dem man mit Herz und Geist nachstrebt. Rabenius war arm; aber all' dieser Dürftigkeit ungeachtet, hatte er sich eine ansehnliche Bibliothek verschafft, sogar Manuskripte, meist historischen Inhalts, welche Wissenschaft er am meisten von allen liebte. Er war daher in den Intriguen gar nicht unerfahren, die zu allen Zeiten angewandt wurden, um König und Volk nach der Melodie tanzen zu lassen, wie es den Kunsterfahrnen aufzuspielen behagte.

„Um Vergebung!“ sagte Rabenius endlich, „Pension müssen sie doch wohl bekommen haben?“

„Als ich den Abschied erhielt,“ antwortete Ekeroth bitter lächelnd, „erhielt ich eine kleine Gratifikation; aber wahrscheinlich in Folge der betrügerischen Weise, wie die Sache dem König vorgestellt wurde, schlug er mein Pensionsgesuch ab. Auf sichere Anzeigen hin, daß ich in Stockholm einige Unterstützung für mein herannahendes Alter bekommen würde, reiste ich hierher; aber bis jetzt hat man mich nur mit der leeren Luft abgespeist; ich muß wohl Geduld haben, bis die rechte Stunde schlägt. Manche Bettler, die weder Liebe zum Vaterlande, nach Verdienste um dasselbe besitzen, sind mir vorgezogen worden, und es wäre jetzt wohl an der Zeit, daß auch ich einige einflußreiche Leute aufsuchte, obwohl dieß wahrscheinlich eben so fruchtlos, wie früher abliefe.“

„Ja, ja, Gott weiß es, so geht es sehr häufig,“ antwortete Rabenius mit einem Seufzer, verbeugte sich und ließ den Freund seiner Jugend auf der Bank sitzen.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Es war Rabenius erstes Geschäft, sich in Bezug auf Ekeroth alle mögliche Nachrichten zu verschaffen und alle stimmten darin überein, daß er ein tapfrer Offizier, ein ehrenhafter, obwohl etwas sonderbarer Mann gewesen sei, und daß er einer, durch die Reduktion zurückgekommner Familie im Wege gestanden habe, deren ältestem Sohn seine Kompagnie eben so nöthig, als angenehm war. Bisher war es gelungen, ihn auf alle mögliche Weise vom König entfernt zu halten. Man schreckte ihn durch Nachrichten von der Strenge des Königs zurück. Dem

König bildete man ein, Ekeroth sei ein Mann, der niemals zufrieden sei und sich überdieß mit der Schwarzkunst befasse; so hielt man ihn von einer Audienz zurück. Wie sehr waren seine Widersacher nicht von der Nachricht überrascht, daß er an einem schönen Morgen nach Stockholm gereist sei! Dort speiste man ihn auch mit schönen Redensarten ab und war schon darauf bedacht, ihn durch ein kleines Aemtchen oder irgend einen Auftrag nach Finnland oder Liefland zu schaffen, als ihn das Glück mit Rabenius zusammentreffen ließ.

„Ein Armer weiß, was der andre auszustehen hat," sagt ein Sprüchwort. Rabenius konnte es nicht kalt ansehen, daß ein verdienter Offizier in seinen alten Tagen Noth leiden solle; er beschloß, sich der Sache des Verfolgten anzunehmen. So gutherzig und mitleidig er auch war, so ist es doch nicht ausgemacht, inwiefern er dieß mit derselben Wärme gethan hätte, wenn nicht Erkenntlichkeit, in Vereinigung mit Jugenderinnerungen, diesem Andenken an die glückliche Zeit eines unvertilgbaren Farbenspiels in den Seelen, denen man in ihrem Jugendalter Kinder zu sein erlaubt hatte, lebhaft vor ihn getreten und ihn dazu vermocht hätte, einen Strauß mit des Königs Zorn zu wagen.

Schon an demselben Abend gab es Gelegenheit, diese nicht so leichte Sache in's Werk zu setzen. Rabenins stand gerade im Begriff auszugehen, als er den König den Schloßgarten herab kommen sah. Er eilte vorwärts und als er dem König begegnete, nahm er eine höchst gedankenvolle Miene an.

„Was fehlt Dir?" fragte der König. „Du siehst ja aus, als hätte Dir das Wetter die Frucht verhagelt, oder als gingst Du herum und dächtest über Deine verlorne Wette nach?"

„Ach nein, Ew. Majestät, ich kann mit mir selbst über die Frage nicht einig werden, wie man gegen den handeln solle, der einem das Leben gerettet hat."

„Woran denkst Du? Als Geistlicher mußt Du diese

Frage wohl besser beantworten können, als ein Laie, wie ich?"

„Es ist nicht so leicht, Ew. Majestät!"

„Merkwürdig! Das ist ja eine so klare Sache, daß ich nicht begreife, wie man nur einen Augenblick darüber im Ungewissen sein kann. Der, welcher mir das Leben gerettet hat, ist ja gewissermaßen an die Stelle meines Vaters getreten; deßhalb bin ich ihm die größte Dankbarkeit schuldig, und wenn er in's Unglück geräth, darf ich keine Gefahr scheuen, sondern muß Alles, sogar mein eignes Leben aufopfern, um das seinige zu retten und auf diese Art meine Schuld abzutragen."

„Das ist wahr; aber z. B.:" Nun erzählte er seinen eignen Vorfall mit Ekeroth, und verlegte nur den Schauplatz nach Deutschland, während des dreißigjährigen Krieges. Der König blieb bei seiner Meinung, daß es die Schuldigkeit des Geretteten sei, Alles für seinen Retter aufzuopfern, und daß jeder christliche König oder Fürst den Mann gnädig ansehen müsse, der so handle.

Mehr wünschte Rabenius nicht. Er ging wieder auf sein Zimmer und setzte sich an den Tisch, um in Form einer Predigt, eine Supplik für Ekeroth niederzuschreiben. Als Eingang brauchte er: „„Hat Jemand ein Leben gerettet, und ist sodann ins Unglück gerathen, so darfst Du keine Gefahr scheuen; Du mußt Alles für ihn aufopfern, sogar Dein eignes Leben, und auf diese Art Deine Schuld tilgen!" Dieß sind König Karls des **XI.** zu seinem unterthänigsten uud treugehorsamsten Nils Rabenius gnädigst gesprochene Worte."

Nun entwickelte er in seiner Einleitung, wie gut und freundlich Ekeroth gegen ihn in seiner Jugend gewesen sei, wie er ihm das Leben gerettet habe u. s. w. Zum Text nahm er: „Ein christlicher König kann den nicht ungnädig aufnehmen, der eine solche Schuld tilgt." Dieß entwickelte er nun in der Betrachtung, flocht mit allem rhetorischem Glanze ein, was Ekeroth für das Vaterland gewesen und wie er jetzt, schon unglücklich

genug, sich das Mißfallen seines Königs zugezogen zu haben, sich in der dürftigsten Lage befinde. Zugleich entschuldigte er seine Kühnheit, daß er gleichsam einen Wechsel auf den König gezogen habe, um seine, des Rabenius, Schuld zu bezahlen. **Usus hujus articuli practicus** war: „Der Mensch betet ja zu Gott; der Gesalbte des Herrn ist der Stellvertreter Gottes auf Erden; deßhalb erzürne Dich nicht, o mein König! daß ich in meiner Niedrigkeit mich an Dich mit der Bitte für meinen Retter wende, Du mögest die Schuld tilgen, die ich zu bezahlen außer Stande bin!"

Bald bot sich Gelegenheit dar, diese Schrift zu übergeben. Es war die Schuldigkeit des jüngsten Hofpredigers, die Frühpredigt zu halten und die Hofleute Beichte zu hören. Während derselbe auf einer Reise abwesend war, erhielt Rabenius den Auftrag, dessen Obliegenheiten zu erfüllen. In Bezug hierauf war bei dem Hofkonsistorium ein Streit darüber entstanden, wobei Rabenius nothgedrungen des Königs Willen einholen mußte, und diese Gelegenheit beschloß er zu benutzen. Er legte seine Supplik in den Hut. Nachdem er sein Anliegen vorgebracht und Antwort darauf erhalten hatte, fragte der König plötzlich:

„Was ist das für ein Papier, was Du in dem Hute hast?"

„Es ist eine Schrift, welche ich, aus Veranlassung der Worte Ew. Majestät, mir in Unterthänigkeit die Freiheit genommen habe auszuarbeiten."

„Gib her, ich will sehen!"

Er übergab die Supplik dem König, der über den Eingang verwundert, ausrief:

„Was bedeutet das? Was soll das heißen?"

„Ich bitte unterthänigst, Ew. Majestät möge es nicht ungnädigst aufnehmen, daß ich Ew. Majestät eigne Worte anführe!"

Inzwischen las der König weiter, rief aber bald: „Zum Henker, Du fängst es groß an! Du bist ja

so beredt, als wenn Schwedens Wohl darauf beruhe, daß der alte Ekeroth eine Pension bekomme."

„So ist es auch; denn dadurch findet Ew. Majestät Gelegenheit, ein gutes Werk zu thun. Ein gutes Werk bringt durch Gottes Gnade Segen mit sich, und Gottes Segen über einen König ist Segen über sein Land."

Wo gibt es wohl einen König, er mag sonst ein so großer und edler Mensch sein, wie er will, der nicht, wie Dionysius, ein wenig die Ohren an den Knieen hätte? Der König fand sich geschmeichelt, und die Folge davon war, daß er die Supplik genehmigte. Lächelnd hob er den Finger gegen Rabenius und sagte:

„Du bist mir ein rechter Schelm; mit Dir, das merke ich, muß man vorsichtig sein. Obschon ich Eins oder das Andre gegen den Mann einzuwenden hätte, so muß ich doch wohl mein Wort halten. Er schrieb unter die Bittschrift einige Zeilen, die das Versprechen einer Pension von hundert Thalern enthielten.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

In einem kleinen, äußerst dürftig meublirten Zimmer, in einer, ganz am nördlichen Ende der Stadt gelegenen Herberge für Reisende, saß der Hauptmann Ekeroth vor einem offnen Schreibpulte, und betrachtete aufmerksam bald eine Himmelskugel bald ein Papier, worauf einige Figuren gezeichnet waren. Es schien, als sei seine Wissenschaft in Streit mit seiner Erfahrung gerathen, aber zugleich, als ob seine ganze Berechnung vergebens ein gewünschtes Resultat, einen Triumph von irgend einer Seite suche. Er legte das Papier weg, fuhr mit der Hand über das Gesicht und sagte:

„Sollen meine Sterne heute mich zum ersten Male bebetrogen haben? Es ist nicht möglich; vor drei Tagen verschwanden die drohenden Planeten, und noch sind die düstern Wolken nicht zerstreut, welche die Sonne meines Glückes verhüllen. Mir ist nichts mehr übrig, als diese sechs Mark an Geld, dann bin ich an den Bettelstab gebracht; ich, der ich meiner Rettung so sicher entgegen sah!“

Einige Minuten verfloßen in tiefem Stillschweigen.

„Nein, jetzt ist es zu spät; übersteigt denn die Bosheit der Menschen die Macht der Planeten?“

Er hörte Jemand gehen, der an seiner Thüre stehen blieb und anklopfte. Eine hohe Röthe bedeckte sein Gesicht, seine Augen belebten sich, er riß die Thüre auf und erstaunte über seine betrogne Erwartung: denn der Freudenbote, den er so sicher anzutreffen glaubte, verwandelte sich in die Gestalt eines Invaliten, der von Jahren und Armuth niedergebeugt und in Lumpen gehüllt war.

„Lieber Herr, schenken Sie einem Armen blessirten Soldaten eine Gabe! Ich sehe, Sie sind ein Kriegsmann, wie ich; haben sie Mitleid mit meiner Armuth, wenn Sie auch Offizier sind!“

Für den, der nur sechs Mark besitzt, ist auch ein Pfenning ein Kapital. Ekeroths Herz war schmerzlich bewegt; er konnte den Unglücklichen nicht ohne Hülfe von sich lassen; er griff in die Tasche.

„Vielleicht trauen Sie mir nicht? Es gibt jetzt so viele Betrüger; aber hier ist mein Abschied!“

„Ich traue Dir, alter Kamerad, und wäre ich nicht selbst in einer so bedrängten Lage, so würde ich mehr geben,“ hiermit reichte er ihm eine Gabe, ohne das Papier zu nehmen.

„Herr, thun Sie einem alten Kriegsmann den Gefallen und lesen Sie seinen Abschied, so werden Sie sehen, daß er seiner Zeit auch ein tüchtiger Kerl war!“

Mehr um dem Alten willfährig zu sein, als aus

Neugierde, nahm Ekeroth das Papier, entfaltete es mechanisch — es war sein Pensionsdekret! Als er wieder aufblickte, war der Bettler verschwunden.

Sein erstes Gefühl war ein Triumph darüber, daß seine Wissenschaft gerettet war; das zweite die innigste Dankbarkeit gegen Gott, der ihn am Abgrund des Unglücks geborgen hatte. Freilich, das ist war, hätte es umgekehrt sein müssen, und es heißt ja: Du sollst keine andre Götter neben mir haben; und doch ist ein Mann mit edlem Streben, besonders ein Gelehrter oder Künstler, so fern er dieß in hohem Grade ist, nicht verwerflich, falls ihm Gott, in menschlichen Augen als der zweite erscheint; denn außer diesem Streben, Wissenschaft und Kunst zu verehren, liebt er Gott über Alles, und grade diese wahrhaftige Verehrung ist in der That der höchste Gottesdienst. Wer ohne Sünde ist, erhebe den ersten Stein!

Ekeroth beschloß, alsbald dem Mann zu danken, dessen sich die Vorsehung zu seiner Rettung bedient hatte. Er zweifelte keinen Augenblick daran, daß dieß Rabenius sei und begab sich deßhalb zu ihm. Bei seiner Ankunft fand er denselben im Ordnen von einigen zerstreuten Bogen Manuskript vertieft.

„Danke, mein edelmüthiger Freund! für den Beistand, den Sie mir gewährt haben! Ueber den Sternen wohnt der, der Ihnen vergelten wird!“

Rabenius blickte auf, und vor ihm stand die lange magere Gestalt des Hauptmanns Ekeroth, der so leise eingetreten war, daß er es nicht bemerkt hatte.

„Was soll diese Danksagung bedeuten?“ fragte Rabenius, der seinen Gruß erwiederte.

„Herr Magister, warum wollen Sie sich verstellen? Als ob ich nicht wüßte, daß nur Sie es sind, dem ich für die Gewährung der Pension zu danken habe.“

„Wenn es auch so wäre, dann hätte ich nur eine alte Schuld bezahlt, und dafür haben sie durchaus nicht zu danken.“

Statt zu antworten drückte ihm Ekeroth die Hand. Es entstand eine Pause.

„Das ist ein seltsames Manuskript,“ sagte Ekeroth.

„Ja, wollte Gott, ich hätte nur erst diese Papiere in Ordnung! Der frühere Eigenthümer dieses seltenen Werkes soll neulich gestorben sein, und seine unkundigen Erben warfen alle Papiere, die nicht Geschäftssachen angingen, durcheinander in einen Korb, um sie in einen Krämerladen zu schicken. Ich begegnete ein Paar Mägden, die den Korb trugen, und fragte, was sie für Papiere darin haben. „„Nur alten Plunder,““ antworteten sie, „„den wir zu dem Krämer dort unten in der Straße tragen sollen.““ Ich untersuchte den Inhalt des Korbes und hatte bald genug gesehen. Denken Sie, wenn ich einige Bogen dieser historischen Arbeit als Umschläge um Butter, Käs oder Häringe hätte sehn müssen! Auf meine Frage um den Preis, entgegneten sie, daß der Krämer ihnen einen Thaler geben solle. „„Ich gebe Euch zwei; geht mit mir.““ So wurde ich Retter und Eigenthümer dieses Werkes.“

„Soll ich Ihnen zuerst helfen, diese Papiere in Ordnung legen? Ich habe später ein anderes Anliegen.“

Rabenius war über seinen Fund zu entzückt, um seine Aufmerksamkeit auf etwas Anderes zu richten; daher beantwortete er Ekeroths letzte Worte nicht. Binnen einer Minute saßen Beide in ihre Arbeit vertieft, und ihre Unterhaltung beschränkte sich darauf:

„Nein, das geht nicht zusammen!“

„Das hier ist richtig!“

„Das gehört hierher!“

„Hier ist der Bogen, den ich schon verloren glaubte!“

„Das ist von einer ganz andern Hand geschrieben!“ u. s. w.

Weit in den Nachmittag hinein hatte diese mühsame Arbeit gedauert; nun war sie endlich fertig, und die Herrn sehnten sich hinaus in's Freie.

„Herr Magister, es ist nicht möglich, daß ich meine

Pension in Freuden und Wohlbehagen verzehre, wenn Sie nicht einen Krug darauf mit mir trinken. Wollen wir nach Kasterhoff gehen?"

„Wenn sie meiner Meinung sind, so wollen wir nicht in der Stadt bleiben? Wir sind ja junge rasche Bursche! Lassen Sie uns ein wenig zumarschiren, so können wir uns einbilden, wir seien auf dem Lande. Ich bin der Stadtluft herzlich müde."

Sie beschlossen einen Ausflug zu Klaus an der Ecke. — Stockholm, damals und jetzt, ist fast in derselben Lage wie Rabenius, als er meinte, daß er es sei, und auch, daß er es nicht sei. Es hat an Naturschönheit verloren, was es an hübschen Häusern gewonnen hat. Damals ging das Meer noch bis an die Berge bei der neuen Straße, hatte an ihrem Fuß seine natürliche Grenze und bot von ihren fichtenbewachsenen Scheiteln eine schönere Aussicht, und den Anwohnern ein unendlich leichteres Transportmittel, als jetzt dar; denn noch im Jahre 1730 fuhren Schuyten und Böte darauf herum, und landeten da, wo sich jetzt der Holzmarkt befindet. Unsre Herrn gingen bei Brunkeberg vorüber. Sie blieben stehen, um es zu betrachten; es hatte Interesse für sie: für Ekeroth als Militär, für Rabenius als Alterthumsforscher. Es weckte bei ihnen Erinnerungen, die bei eingebornen Stockholmern fast erloschen sind, oder durch die Gewohnheit alle Merkwürdigkeit für sie verloren haben. Nun ist es der Erde gleich gemacht und nur ein Marktplatz trägt seinen Namen.

Rabenius hatte die Wahrheit gesprochen. Sie waren wirklich zwei junge rasche Bursche, obwohl der eine von ihnen das sechzigste Jahr schon überschritten hatte. Es war einer der Vorzüge der früheren Zeit, daß man nicht so schnell alt wurde; man war mit dreißig Jahren noch nicht abgelebt. Der Greis hielt damals Beschwerden aus, vor welchen jetzt ein junger Mann zurück bebt. Das Vorhaben, den Spaziergang nur bis zu Klaus an der Ecke auszudehnen, wurde aufgegeben, und derselbe bis

außerhalb des Roslager Zolls fortgesetzt. Unter vergnügtem Gespräch gingen sie immer weiter, und kehrten erst beim Thiersholm um. Bei der Zurückkunft schmeckte es ihnen bei Klaus um so besser. Die Herrn nahmen Platz, und auf dem kleinen Tischchen vor ihnen stand alsbald ein Weinkrug und zwei Römer. Ekeroth schenkte ein, stieß mit Rabenius an und sagte:

„Die erste Gesundheit die ich trinke, nachdem mein Schicksal die beſſ're Wendung genommen hat, gilt dem, der die Ursache davon ist; ich meine dabei, es sei uns zu beschwerlich, länger fremd gegen einander zu thun, und schlage daher vor, daß wir jetzt, nach alter schwedischer Sitte, Brüderschaft trinken.“ Beide leerten die Römer bis auf den letzten Tropfen, und dem Trinkspruch folgte ein männlicher Händedruck. Wechselweise wurden noch andre Toaste getrunken, bis die Herrn endlich, ohne es zu merken, auf einen Gegenstand kamen, den Alle verstehen wollen, nämlich auf die Politik.

„Ich beklage die Reduktion nicht deßhalb, weil ich zufällig darunter leide, sondern wegen der unglücklichen Folgen, welche den König selbst treffen. Meinst Du, es sei politisch von ihm gewesen, den höhern Adel so schwer zu beleidigen?“

„Politisch?“ antwortete Rabenius. „Politisch, so wie Du es meinst, war es freilich nicht; aber es war nothwendig; drei Viertheile von Schwedens Boden waren ja verschenkt. Worüber sollte er regieren? Vielleicht über Zölle und Steuern? Wer sollte sie bezahlen? Und was blieb ihm noch zu thun übrig? Fünfzig Jahre später, und es wäre unmöglich gewesen. Grafen, Baronen und die von den Bauern so genannte Herrn wären, wie in Deutschland unumschränkte Fürsten geworden und das Volk wäre zu Sklaven herabgesunken. Nein, Gott sei Lob, er hatte den Muth, das schwere Werk anzugreifen! Leben und Tod stehen in Gottes Hand, das Schicksal des Königs, wie das des geringsten seiner Unter-

thanen. Ueberdieß gibt ihm das zweite Kapitel des Abschnittes von den Königen ein vollkommenes Recht hiezu.

„Das ist Alles gut und Recht, daß er wieder nahm, was ein verschwenderisches Weib, die mit sehendem Auge dem Gott des Reichthums gleichen wollte, unverständiger Weise, ich möchte sagen wegwarf, und das kann ihm Niemand verdenken; aber warum so harte Strafen anwenden, warum so streng verfahren, daß man eben so sagen kann, wie seine eigne Tante, als er ihr das kostbare Halsband schenken wollte und sie es ihm vor die Füße warf: „„Hast Du das Fleisch genommen, so magst Du auch die Knochen behalten?““

Rabenius lächelte.

„Lieber Bruder, wäre nichts Schlimmeres geschehen, so hielt ich die Sache keiner Priese Schnupftabak werth. Laß Du nur die Pfalzgräfin sich erzürnen; Schweden hat wahrhaftig ihrem Mann, dem Reichskanzler Nichts zu verdanken.“

„Es ist die Wahrheit, der selige König war, obschon das nicht ruchbar werden sollte, nicht wenig böse auf ihn; und darüber will ich kein Wort verlieren. Aber siehst Du, Bruder, ein solches Verfahren, wie mit Sten Bjelke, hätte der König unterlassen müssen. Der Zufall wollte, daß ich grade gegenwärtig war, und die Sache machte einen tiefen Eindruck auf mich, das kann ich Dich versichern. Wie Du weißt, erbte er Ekolsund nach seinem Schwestersohn Tott, dessen unsinnige Verschwendung die Herrschaft für hunderttausend Reichsthaler verpfändete. Bjelke mußte natürlicherweise diese zuerst bezahlen, so schmolz die Herrschaft zusammen, wodurch er nicht nur sie, sondern auch sein ausgelegtes Geld verlor, in Folge dessen er seine kostbare Bibliothek verkaufen mußte. Ich kann niemals vergessen, mit welcher Würde er sein Mißgeschick trug. Man sah deutlich, wie tief ihn dieser Verlust schmerzte; man sah aber auch, wie er seinen Schmerz zu beherrschen verstand.“

„Sehr gut! Man hätte sagen können, daß von

allen vier Weltgegenden Geschrei ertönte; aber heftige Uebel fordern heftige Heilmittel. Was würdest Du wohl von einem Wundarzt halten, der einen Blessirten sterben ließe, weil er es nicht wagte, ihm ein Arm oder Bein abzunehmen? Und hier war der König der Wundarzt. — Ich will noch mehr sagen. Ich habe Kinder gesehen, die an den Bettelstab gebracht waren, und deren Eltern aus Kummer über den Verlust von Besitzungen starben, für deren gesetzliche Eigenthümer sie sich hielten. Ich kenne deren zwei, welche die edle Königin auferzogen hat. Leiden und Armuth sind schwer zu ertragen; aber Alles dessen ungeachtet, kann meine Ueberzeugung nicht umgestoßen werden, daß das allgemeine Beste dem persönlichen vorgehen müsse. Bedenke nur die Folgen, lieber Bruder, wenn die Reduktion gar nicht, oder nur so unmerklich vor sich gegangen wäre, daß wenige Jahre Ersparniß die Magnaten auf dieselbe Höhe gebracht hätten! Wenn der Blitz herniederfährt, so kann er sogar eine Kirche anzünden; gleichwohl glaube ich, es wäre noch viel schlimmer, wenn es gar keine Gewitter gäbe. Aber mehr als gerne gebe ich zu, daß Haß, Neid und Rache, diese üppigen Früchte der verderbten Menschenherzen, Opfer gekostet haben, die abzuwenden nicht in der Macht des Königs stand. Er thut gleichwohl, was er kann, dadurch, daß er der Wohlthätigkeit der Königin keinerlei Hindernisse in den Weg legt. Glaubst Du wirklich, daß ein so sparsamer Monarch, wie unser König, zugeben würde, daß seine Gemahlin so ungeheure Summen verschleudert, wenn er nicht wünschte, daß durch sie in der Stille persönliches Leiden gemildert werden könne?"

„Aber die Grundzinsen noch von den Donationszeiten her? Hu! Die Reduktion ist ein Nagel zu Karls **XI**. Sarg."

Während dieses Gespräches hatten die beiden Freunde einander tapfer zugetrunken, und der Gott des Weins übte seine gewöhnliche Macht aus. Rabenius meinte, das sei ganz wahrscheinlich. Ekeroth behauptete, es ganz

gewiß zu wissen. Ein Wort gab das andere. Der bejahrte Mann trug kein Bedenken, sein Herz ohne Rückhalt vor seinem Wohlthäter zu öffnen. Er erzählte, daß er des Königs ganzen Lebenslauf in den Sternen gelesen habe. Vor der Reduktion konnte er nicht begreifen, was die drohenden Planeten, die Treulosigkeit, Mißbrauch des Vertrauens und Verrätherei anzeigten, zu bedeuten haben sollten; aber nachdem der König dieselbe vorgenommen, hatte ihre Sprache den mystischen Schleier abgeworfen und offen die untrügliche Wahrheit ausgesprochen, welche in ihrer geheimnißvollen Wirkung auf unser Schicksal legt.

„Du hast Recht!“ entgegnete Rabenius. „Auch bin ich weit davon entfernt, zu bezweifeln, was in der That große Männer als wahr dargestellt haben, obwohl ich damit Nichts zu schaffen haben will; denn Gott selbst hat ja Sterndeuterei, Orakel u. dgl. verboten. Seitdem ich die Geschichte von Oedipus gelesen habe, der, grade als er seinem Schicksal zu entfliehen glaubte, der Erfüllung desselben entgegen ging, habe ich einen ordentlichen Abscheu davor.“

Dieses Abscheus ungeachtet siegte doch die Neugierde. Rabenius warf einige Fragen über die Zukunft des Königs hin. Langsam stand Ekeroth auf, sah sich aufmerksam um, und nachdem er sich versichert hatte, daß ihn Niemand hören könne, fing er damit an, die Umgebung des Königs ziemlich genau zu beschreiben: er zeigte, bis zu welchem Grad der Haß gegen seine unumschränkte Regierung bei derselben gestiegen sei, zu welcher Wuth die Reduktion die Großen im Allgemeinen entflammt habe und welcher Neid und welche Rache darum in ihrer Brust koche, weil der König Müller, Apotheker, Bürgermeister, Pfarrers- und Schreiberssöhne zu den ersten Aemtern und Würden des Reichs befördert habe. Rabenius, der sein ganzes Lebenlang in der Gegend zugebracht hatte, welche der König vorzugsweis liebte und wo er sich häufig aufhielt, kannte diese Vorgänge größtentheils schon früher; einige dagegen waren

ihm ganz neu. Sehr überraschte ihn die Beschreibung einer vornehmen Dame, die durch ihre Schönheit und ihre Talente den ganzen Hof verblendet hatte.

„Sie wird es thun,“ so schloß der Hauptmann. Und, was ich nicht umhin kann zu verkünden, denn ich habe es gesehen und sehe es noch, das ist, daß binnen wenig Jahren das Schloß zu Stockholm und ein Theil der Stadt abbrennen wird, und daß man den König, der bis dahin auf der Bahre liegt, nur mit Mühe aus den Flammen wird retten können.“ *)

Dieß sagte er mit einem solchen Prophetenton und einem Glanz in seinem Antlitz, welcher, da er sich zugleich in seiner ganzen Länge aufrichtete, Rabenius mit Schauder erfüllte.

Die Nacht war hereingebrochen und sie kehrten nach Hause zurück. Schweigend gingen sie neben einander dahin, und nur der Wiederhall ihrer Schritte störte das über der ganzen Königsstadt ruhende Stillschweigen. Bei dem Johanniskirchhofe trennten sie sich unter einem halblauten: „Gute Nacht!“

---

*) Während seiner Dienstzeit am königlichen Hofe war Rabenius sehr bekannt und gut Freund mit dem Hauptmann Lorenz Ekeroth, der wegen seiner wunderbaren Ahnung von der grossen Feuersbrunst, welche das Stockholmer Schloß am 7. Mai 1697 heimsuchte, gekannt ist. Darüber hat er dem Hofprediger Rabenius zwei Briefe geschrieben, und ihn gebeten, die Hofbedienung auf sorgfältige Bewachung des Feuers aufmerksam zu machen. (Nordberg, Geschichte König Karls XII. Th. I. S. 34). Der Hofprediger Rabenius soll auch mit diesem Ekeroth deßhalb mehrere Unterredungen gehabt haben, und in Bezug hierauf sowohl in seinen Predigten, als bei andern Gelegenheiten Ekeroths Anweisung treulich nachgekommen sein. (Westén, Geschichte der schwedischen Hofgeistlichkeit. Thl. I. Abthl. 2. S. 573).

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

In der Küche des Pfarrhauses zu Kalbäck herrschte eine mehr als gewöhnliche Regsamkeit. Eine Menge von Geschäften war durch die Krankheit, den Tod und das Begräbniß des Pfarrers in Rückstand gerathen, und die verlorne Zeit mußte eingebracht werden. Der große Raum glich einem Arbeitshaus. Die alte Barbara konnte nicht mehr in Webstuhl sitzen; eine junge, starke Magd hatte ihren Platz eingenommen, während Barbara selbst und drei andere Mägde fleißig ihre Spinnräder schnurren ließen. Doch wurde die Arbeit einen Augenblick durch den Eintritt des jungen Herrn unterbrochen. Indem Barbara ihren Spinnrocken wegschob, gab sie das Signal zu einer allgemeinen Ruhe.

„Lieber Erich, verlangt man Etwas?" fragte die Alte. „Seitdem er Herr im Hause geworden, meinte sie, es sei nicht mehr schicklich, ihn Du zu nennen."

„Ja, ich wollte die Muhme fragen, ob die alte Anne nicht hier war? Ich habe sie seit ein Paar Tagen nicht gesehen."

„Sie! Gott bewahre uns vor diesem Werkzeug des Satans! Wenn sie sich untersteht, hierher zu kommen, so . . . Gestern Mittag kam ich hinaus in den Stall und was seh' ich? Ja, steht dort die Hexe neben einem Kalb, ich aber, meiner Seele, schnell mit dem Schuh herunter, und geb' ihr mit dem Absatz ein solches Denkzeichen auf's Maul, so . . . . daher! ich meine, sie soll's noch spüren! So lang ich dabei bin, wird sie Nichts mehr verhexen wollen; so viel habe ich einmal ausgerichtet."

Erich stand versteinert. Er sah die, welche ihm in seiner Kindheit mütterliche Pflege hatte angedeihen lassen, in deren Arm er Abends eingeschlafen war, die sich, wenn

er krank war, Ruhe und Schlaf versagt hatte, um ihn abzuwarten; diese sah er mißhandelt, geschlagen und aus dem Hause verjagt, worin sie dreißig Jahre lang exemplarisch gedient hatte. Die Thränen standen ihm in den Augen. Um sich gegen seine alte Base nicht zu vergehen, verließ er rasch die Küche. Er verfluchte bei sich allen Aberglauben und beschloß die alte Anne zu besuchen. Aber da trat ein finstrer Geist an die Stelle dieses Gedankens und flüsterte ihm zu: „Geh' nicht, Du machst Dich verdächtig; Du kannst dadurch Dein Amt verlieren." — Katharinens holdes Bild trat vor seine Phantasie und verlieh dieser Meinung noch mehr Gewicht, ja er unterhandelte einen Augenblick mit seinem Gewissen. Die Rechtlichkeit trug jedoch den Sieg davon, und der Versucher sank in die Tiefe.

„Und wenn auch Katharine hier auf Erden niemals die meinige werden sollte, so muß ich doch gehn und die Unglückliche trösten. Es ist möglich, daß mich die Vorsehung auf die harte Probe stellt, der Hand der Geliebten und einer Seligkeit entsagen zu müssen, die vielleicht zu groß ist für einen Sterblichen; aber ihr Herz wird mein bleiben, mein für ewig, so wie das meinige ihr angehören wird, so lange es in der Brust schlägt."

Bald sah man ihn denselben Fußpfad einschlagen, den Anne gewöhnlich vom Pfarrhof nach ihrer Hütte ging. Nach kurzer Weile wurde er die Hütte und den kleinen Andres gewahr, der davor spielte.

„Guten Tag!" sagte er zu dem Kinde. „Ist Deine Mutter zu Hause?"

„O ja! Die Mutter sitzt drinnen in der Stube und macht die Salbe zurecht, um die Ofengabel zur nächsten Blakullafahrt einzuschmieren. Dann darf ich sie begleiten und tanzen, und will so lustig sein, so lustig!"

„Herr Gott im Himmel!" rief Erich. „Was hör' ich? Hat uns denn der Allmächtige vergessen, daß er einen solchen Wahnwitz überhand nehmen läßt!" Der

Knabe wollte hineinspringen; aber er befahl ihm zu bleiben. Er wollte die Alte überraschen.

Aber wie war er bestürzt bei seinem Eintritt! Die kleine Stube, die früher wie ein Puppenhäuschen hergerichtet war, so nett und fein, daß nach der damals gebräuchlichen Redensart, selbst der König und die Königin hätten darin wohnen können, sie bot jetzt den ärgerlichen Anblick der Unruhe und Verwirrung dar, die in der Seele ihrer Eigenthümerin herrschten. Sie saß in ihrem Bette; die Folgen des unbarmherzigen Schlages, den ihr die abergläubische Barbara, in der Absicht, ihre Hexereien unschädlich zu machen, gegeben hatte, waren nur zu deutlich auf ihrem blutigen und aufgeschwollenen Munde sichtbar; aber dieses Zeichen äußerlicher Gewalt war allein nicht im Stande, eine solche Veränderung hervorzubringen. Verschwunden waren auch das Wohlwollen und die Zufriedenheit, jener Friede mit Gott und sich selbst, welche früher die Alte einer entblätterten Rose ähnlich gemacht hatten, die nur noch ihre letzte Versetzung erwartet, um dann wieder schöner aufzublühen. Ein düsteres Feuer brannte in ihren Augen. Erich konnte nicht sehen, womit sie sich beschäftigte; denn sobald sie ihn gewahr wurde, sank sie mit einem Angstgeschrei in's Bett nieder und versteckte das, was sie in der Hand hatte, bewußtlos unter der Decke. Von Kummer durchdrungen, bat der junge Geistliche Gott um Kraft, die Liebe und Sorgfalt, welche ihm die Alte früher angedeihen lassen, jetzt vergelten zu können. Er ging an's Bett, um ihre Hand zu ergreifen und nach ihrem Zustand zu fragen. Schaudernd entzog sie ihm die Hand und schrie mit verzweifelnder Stimme:

„Rührt mich nicht an! Gott hat mich verworfen!"

„Gott verwirft Niemanden, der zu ihm betet," antwortete Erich, tief gerührt. „Entdeckt mir Euren Kummer; vergeßt meine Jugend, Anne und seht in mir den, der von Gott und den Menschen zu Eurem Seelsorger be-

stimmt ist. Euer ganzer früherer Lebenswandel sagt mir, daß kein Verbrechen Euer Gewissen belasten kann."

„Herr Je . . . Nein, ich bin nicht werth seinen Namen zu nennen. Es heißt ja: Steh' fest im Glauben und sieh' zu, daß dir Niemand deinen Kranz entreiße! — O, mein Kranz ist dahin, zerrissen — und kein Verbrechen sollte mein Gewissen belasten! — Oh — oh," seufzte die Alte, während Ströme von Thränen über ihre gefurchten Wangen herabrollten.

„Anne, und wenn Ihr auch Gottes eingebornen Sohn gekreuzigt, so würde doch Reue und Zuversicht auf seine unbegreifliche Barmherzigkeit Euer Verbrechen von Euch nehmen. Faßt Muth, Anne! Denkt Ihr nicht mehr an das Evangelium von dem verlornen Sohn?"

„Dann hat Lene Recht, wenn sie sagt, es sei nicht so gefährlich, sich mit dem eignen Blut dem Teufel zu verschreiben?"

Jetzt sah Erich seine Vermuthung bestätigt; er saß einen Augenblick stumm da. Anne bemerkte es und wurde starr vor Entsetzen. Sie glaubte den Teufel zu sehen, sowie die Einbildung sich diese scheußliche Gestalt vorstellt und meinte, er strecke die Klauen nach ihr aus. Sie konnte nicht reden; aber ihre verwirrten Blicke, ihre unbewegliche Stellung verkündeten Erich hinlänglich den Zustand ihrer Seele. Er fürchtete, ihr geschwächter Körper werde ihrem Schmerz unterliegen, und sah sich in der Stube um. Es stand ein Eimer mit Wasser da; er beeilte sich der armen Alten den Mund damit zu benetzen.

„Anne, und wenn Du auch diese Sünde begangen, so kannst Du doch gerettet werden; sag' nur, was ist vorgefallen?"

Jetzt erzählte die Beklagenswerthe all' ihr Leiden, seit dem unglücklichen Morgen, an dem Lene ihr den Bündel mit den Eßwaaren geraubt hatte, bis zu dem schauerlichen Abend, wo sie von der Härte und dem Aberglauben der Menschen dem Sturm und Ungewitter

preisgegeben, ihr Unglück in Lenens Wohnung besiegelte. Für Erich war es nicht schwer einzusehen, wie Alles ganz natürlich zugegangen sei. Als Geistlicher konnte er nicht umhin, ihren Fehler zu bestrafen. Er machte ihr milde, obschon ernsthafte Vorwürfe darüber, daß sie ihre Zuversicht nicht auf Gott gerichtet, sondern beim Blendwerk der Hölle Hülfe gesucht habe; aber als Priester mußte er auch ein krankes Gewissen heilen. Er zeigte ihr die Ungereimtheit der Sitten und Gebräuche dieser vorgeblichen Hexen, die Unmöglichkeit, auf einer Ofengabel nach Blakulla zu fahren, und erklärte dieß für Träume, aber für Träume, die einmal zu der schauderhaftesten Wirklichkeit führen würden, wenn keine Besserung eintrete.

„Wie entsetzlich," so schloß er, „ist nicht schon das Vorhaben, sich von dem Taufbunde, der Gemeinschaft mit Gott und allen guten Engeln loszusagen, und auf diese Art das Blut, das am Stamm des Kreuzes geflossen ist, zu verhöhnen und zu verspotten!"

Anne schwamm in Thränen und fragte nur, ob ihre Missethat ihr verziehen werden könne; und als ihr Erich dieß unter der Bedingung versicherte, daß sie aller Gemeinschaft mit Lene und ihren Teufelskünsten aufrichtig entsage, zog die Alte unter der Decke ein Horn voll blaugrauer Salbe hervor und bekannte, daß sie dieß von Lene erhalten habe. Erich nahm das Horn.

„Dort oben auf dem Fensterbrette," fuhr die Alte fort, „liegt auch noch ein Messer und einige andre Dinge, deren Gebrauch ich später hätte lernen sollen."

Erich nahm sie, ging hinaus und rief Andres mit Brennholz herein. Bald brannte ein Feuer im Kamin, und nachdem der Knabe wieder hinaus gegangen war, warf er Alles zusammen, mit Ausnahme des Messers, in das Feuer. Die fette Salbe flackerte sprühend hoch in den Schornstein hinauf und verbreitete einen unerträglichen Gestank in der Stube. Anne sank vor Schreck aufschreiend wieder auf ihr Bett zurück, und selbst Erich

konnte sich eines unheimlichen Gefühls nicht verwehren, über welches er jedoch bald wieder Herr wurde.

„Jetzt, Anne," sagte er, „habe ich alle Spuren Deiner Thorheit hinweggeräumt; aber wie die Folgen davon wegschaffen? Das Volk sieht Dich jetzt ein für allemal als eine Hexe an; wo Du Dich auch zeigst, wirst Du vertrieben und verspottet werden."

„Ach, Herr Gott, habe ich das nicht verdient! Gott segne Euch, lieber Erich, Ihr habt mir Ruhe und Friede wiedergegeben! Ihr habt mich gerettet vom ewigen Verderben; mit Unterwürfigkeit will ich die Früchte meiner Thaten genießen. Verhöhnen und verspotten mich die Leute, so will ich an Jesus denken, der ohne Sünde war und doch viel mehr als ich armes, sündiges Weib erdulden mußte. Herr Gott, Herr Gott, wie konnte ich mich so betrügen lassen! Aber hört, Erich! Ich bedaure die Lene. Denn sie war es doch, die mich wärmte und mir Obdach gab, als alle Andere mich verstießen. Wenn es möglich ist, so reißt sie zur Belohnung dafür aus den Klauen des Satans." Erich konnte nicht umhin, den Edelmuth der Alten zu bewundern, da sie noch für die zu bitten vermochte, die sie in so namenloses Elend gestürzt hatte. Er versprach, ihrem Verlangen nachzukommen. Ehe er fort ging, verbot er ihr selbst die mindeste Berührung mit Lene und befahl ihr, unter keiner Bedingung ihre Hütte zu verlassen. Was sie nöthig haben könne, wolle er ihr schicken, auch versprach er, am folgenden Tage wieder zu kommen. Er ermahnte Andres, seine gute Pflegemutter nicht zu verlassen, sondern ihr behülflich und artig zu sein, dann würde er auf Johannis schöne Kleider bekommen. Darauf entfernte er sich mit sorgenvollem Herzen.

„Hm," flüsterte Andres, nachdem Erich gegangen war, „die Lene hat mir versprochen, wenn ich ihr folge, so soll ich so viel Gold haben, daß es ganz unchristlich wäre und ein Schloß so groß, wie das zu Strömsholm

und Essen, und Geld vollauf; ich soll so reich und so vornehm werden, wie der König selbst."

Auf dem Heimwege überlegte Erich, was er mit Anne anfangen solle. Daß sie in ihrem hohen Alter ganz allein mit einem Kinde, in einer Hütte mitten im Walde bleiben solle, hielt er für unmöglich; aber wo sollte er mit ihr hin? Auf den Pfarrhof wagte er sie nicht zu nehmen; das hieße sich selbst des Bundes mit dem Teufel anklagen; ja es wäre eben so gut, als sich aller geistlichen Verrichtungen entschlagen. Sie zu Frau Rabenia und Katharinen zu schicken, wäre, besonders jetzt in Abwesenheit des Gatten und Vaters beinahe eine Bloßstellung ihres Lebens gewesen. „Ich werde es versuchen," dachte er, „ihr eine ordentliche Magd zu verschaffen." Bald sah er jedoch die Unmöglichkeit einer solchen Unterstützung ein; wer würde wohl Muth oder auch nur Lust haben, bei einer zu wohnen, die der Hexerei beschuldigt war? Wohin er auch seine Blicke wandte, er sah nur Kummer und Sorgen für die Alte. Gleichwohl fürchtete er Lenens Versuchung am meisten, er erinnerte sich der Worte des Knaben und bereute es lebhaft, das Kind nicht näher ausgeforscht zu haben. Eine Ahnung sagte ihm, daß ein finsterer Plan gegen Anne, den Worten des Knaben zu Grunde liege, und die Folge mag es dem Leser zeigen, ob er richtig geahnt hatte. In jedem Fall rührte ihn nichts so sehr, als Annens Erkenntlichkeit gegen Lenen, die ihr doch den Untergang bereitet hatte. Er beschloß ihrer Bitte zu willfahren, hierzu sowohl durch seinen Beruf als durch den Wunsch der guten Anne veranlaßt und schon am folgenden Tage Lene zu sich zu bescheiden, dabei auch, obschon er wenig Erfolg hoffte, Alles zu thun, was in seinen Kräften stehe, um auch sie von der Bahn des Lasters zurück zu führen. Vorher ereignete sich noch ein Vorfall, dessen Folgen es ihm unmöglich machten, seinen Entschluß in's Werk zu setzen.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Schöppens Liese kam gerade vom Ackern, wo sie gewesen war und aus Herzensgrund auf die Knechte geschimpft hatte. Sie war eine reiche, aber mürrische Alte und Gott gnade dem Knecht oder der Magd, die in ihrem Hause ihren Geschäften nicht gehörig nachkamen; dagegen hatten sie aber auch Alles, vom Größten bis zum Kleinsten im Ueberfluß.

„Wie ich sage, ich bin Mann's genug, die Wirthschaft selbst zu führen, und da soll kein Knecht kommen und mir Etwas vormachen!"

Aber Alles hat seinen Haken. Diese tüchtige Bauernwittwe, deren Gleichen man vergebens weit und breit suchte, hatte die älteste Tochter ihrer verstorbenen Schwester aufgenommen und vergötterte dieselbe so zu sagen. Das war unsere kleine Christel, die der Leser schon früher bei der Lene am Galgenberg gesehen, ein ungewöhnlich schönes Mädchen, aber so zart und fein, daß sie besser in ein Schloß, als in eine Bauernwirthschaft paßte. Aus Angst, sie könne ihr sterben, gab es die Alte nicht zu, daß sie ihre Kräfte durch Arbeit übe. Höchstens durfte sie spinnen, weben, nähen oder sticken; denn dieß wird bei den Bauersleuten nicht für Arbeit gehalten. Wenn Jemand der Schöppenwittwe ihr unverständiges Benehmen hierin vorwarf, so war die Antwort jederzeit:

„Wie ich sage," (sie hieß in der ganzen Gegend: „Wie ich sage"), „so viel laß' ich einmal zurück, daß Christel ihren Finger nicht in's Wasser zu tauchen braucht."

Ein junger Bauernsohn faßte Zuneigung zu dem schönen Mädchen, nahm einen Fürsprecher*), freite und

*) Der Fürsprecher ist gewöhnlich ein älterer Bauer, der die Eltern, die Familie und das Vermögen der beiderseitigen Kon-

erhielt das Jawort, und Christel liebte ihren Bräutigam mit einer übermäßigen Liebe. Auf eine solch' übertriebne Leidenschaft verstand sich Olle, ein tüchtiger Bauernbursche gerade nicht, konnte sie auch nicht erwiedern, und die Verwandten brummten alle Tage.

„Was willst Du denn mit dem Mädchen machen? Freilich ist sie reich; aber sie ist ein dummes Ding, die zu Nichts taugt; die Alte hat sie verzogen. Willst Du sie vielleicht in den Schrank legen? Ja, ja, das wär wohl das Beste, denn sie ist ja männertoll."

So erklärte man ihre außerordentliche Liebe; diese und dergleichen Reden mehr, wirkten. Olle brach mit ihr und freite um die Else in Björklingen, ein starkes und fettes Bauernmädchen, das gute Anlagen besaß, mit der Zeit eine zweite: „Wie ich sage" zu werden. Die Tante tobte bei der Nachricht hiervon und Christel war dem Tode nah; ein Glück für sie, wenn sie gestorben wäre! Aber Liese hielt sie mit der Hoffnung am Leben, daß sie möglicherweise ihren Bräutigam wiederbekommen könne. Deßhalb wurde Lene zu Rath gezogen, und da sie Hülfe versprach, führte die Alte ihre Schwestertochter nach der Hütte am Galgenberg, wo sie, wie wir bereits gesehen haben, aus den Händen der Hexe einen Trank

---

trahenten kennt. Der Junge und das Mädchen erhalten durch ihn, insofern sie nicht Nachbarn sind, eine ausführliche und genaue Beschreibung von einander. Er geht zuerst allein und macht die Sache in's Reine, und wenn das Mädchen mit Einwilligung ihrer Eltern oder des Vormunds Ja gesagt, so wird größtentheils der nächste Sonntag für den ersten Besuch des Freiers bei ihr festgesetzt. Sehr oft haben sie früher einander gar nicht gesehen. Nun tritt der Fürsprecher mit seinem Klienten hervor, und fragt das Mädchen, ob er ihr nicht einen hübschen Jungen zum Bräutigam verschafft habe. Die beiden jungen Leute stehen verlegen da, und es schickt sich für sie nicht, miteinander zu reden. Der Fürsprecher und die zukünftige Schwiegermutter führen das Wort, das Mädchen beschäftigt sich, blickt nicht auf, und thut, als ob sie den Freier gar nicht sehe, der auf einer Bank sitzt, als ob er vom Himmel herunter geschneit wäre. Es geht also, wenige Umstände ausgenommen, recht fürstlich zu.

empfing, der Olles entschwundene Liebe wieder erwecken sollte.

Liese war draußen auf dem Felde gewesen und wollte gerade die Thüre am Schuppen öffnen, um hinein zu gehen, als sie mit großen Schritten Jemand hinter sich drein kommen hörte. Sie sah sich um und Olle folgte ihr auf den Fersen.

„Zum Teufel, wie ich sage, die Lene hat Recht,“ murmelte die Alte vor sich hin. „Sagte sie nicht, vor Sonntag wäre Olle wieder bei ihr! Und heute ist erst Mittwoch und da ist er.“

In der Meinung, daß Olle jetzt wieder um ihre Christel freien wolle, beantwortete sie sein: „Grüß Gott, Schwiegermutter!“ ziemlich freundlich, denn das letzte Wort hielt sie für eine gute Vorbedeutung.

„Gott segne Euch, Olle; was wollt Ihr?“

„Ach ja,“ erwiederte Olle und krazte sich hinter dem Ohr, „es handelt sich um mich und um Christel.“

Das Blut stieg der Alten in's Gesicht. Sie hoffte, daß kein Liebestrank mehr nöthig sei und war heftiger bewegt, als wenn es hier ihre eigne Person gegolten hätte; aber schnell wurde sie aus dieser angenehmen Täuschung gerissen, als der Bauer fortfuhr:

„Und da es doch einmal zwischen uns ein Ende hat, so wäre es wohl nicht mehr als billig, wenn ich meine Geschenke wieder bekäm.“

Hätte der Gedanke an den Liebestrank Liesens Verdruß nicht unterdrückt, so würde Olle wahrscheinlich eine wohl fühlbare Antwort bekommen haben; für jetzt begnügte sie sich damit, ihm zu sagen:

„Wie ich sage, Olle, Ihr müßt nicht unbillig sein. Ich weiß noch recht gut, was mein seliger Mann, der Schöppe sagte, daß derjenige der bricht, seine Brautgeschenke nicht mehr zurück bekommt.“

„Was geht mich Euer Alter an! Warum soll ich nicht wieder haben, was ich ihr gegeben? Das macht wenigstens zwölf Thaler aus; was ich von Christel habe,

ist für nicht mehr, als drei. Laßt doch einmal sehen, erst gab ich ihr einen Fingerring, dann gab ich ihr eine Schnürnadel von Silber, dann gab ich ihr ein Tuch für in die Kirche und ein Psalmenbuch; und was sie mir gab, war nur — laßt einmal sehen — ein Brustknopf und zwei Armknöpfe für meine Hemden; aber schön waren sie, und da sind sie, und jetzt wollen wir tauschen.«

Die Alte sah so sonderbar aus, und ihre Stimme war so sanft, als sie sprach: „Wie ich sage, das kann sich wohl leicht thun lassen, lieber Olle; kommt herein!" daß Olle, ein Bursche mit hellem Kopf und ächtem schwedischem Bauernverstand, unwillkürlich stutzte und bei sich selbst dachte: „das geht nicht mit rechten Dingen zu," und nahedaran war umzukehren. Es kam ihm vor, als solle er in ein offenes Grab hinunter steigen. Als ihn jetzt die Alte, welche die Thüre halboffen hielt, fragte: „Wie ich sage, kommt Ihr nicht herein, Olle?" schämte er sich seiner Furchtsamkeit, und mit einem: „der Teufel mag sich vor einem alten Weibe fürchten!« verachtete er die heimliche Warnung, und trat unerschrocken hinein.

Christel die seit der Zeit, als Olle mit ihr gebrochen, eine Art Pflanzenleben geführt hatte, war gleichwohl in den letzten Tagen zu einigem Bewußtsein gelangt. Sie hörte die schwere Thüre zuschlagen, gewahrte ihre Muhme, und neben ihr — Olle. Bald wurde sie roth, bald bleich, unvermögend, sich von der Stelle zu bewegen, glich sie eher einer Bildsäule, als einem Menschen. Lise bat Olle, so lange in die Nebenstube zu treten, bis sie mit Christel geredet habe.

„Liebe Christel!« rief sie, außer sich vor Freude, „jetzt ist keine Zeit, noch länger wie die Jungfrau Maria beim Kreuz in der Kirche dazustehen! Olle ist hier; es ist, wie ich sage, gerade so wie Lene gesagt hat. Er will freilich nichts Anderes, als die Geschenke austauschen; aber das ist einerlei, er soll jetzt zu seiner Schande zu essen und zu trinken haben. Wie ich sage, ich schütte

jetzt den Trank, wie Du weißt, in's Bier; für das Uebrige magst Du sorgen."

Unter diesen Worten hatte die Muhme den schönen Eckschrank aufgeschlossen, die vorhergenannten Geschenke herausgenommen, und sie in Christels Hände gelegt, in die jetzt endlich wieder Leben und Bewegung kam. Zitternd wie Espenlaub, begab sie sich in die Nebenstube; aber als sie nun Olle Angesicht in Angesicht gegenüberstand, fing sie bitterlich an zu weinen. Bei ihrem Anblick konnte er sich einer mitleidigen Rührung nicht erwehren. Mit mehr Weichheit in der Stimme, als man von einem Bauernburschen mit Recht erwarten konnte, ging er ihr entgegen und sagte:

„Liebe Christel, weine nicht so sehr; es thut mir wahrhaftig in der Seele weh, Dich so weinen zu sehen! Du bist reich und schön, Dir wird's nicht an einem Manne fehlen. Du kannst einen viel Bessern bekommen, als ich bin; Du kannst einen Pfarrer oder so Etwas bekommen. Für einen solchen magst Du auch passen; siehst Du, zu einer Bauernfrau taugst Du nicht, siehst Du, wahrhaftig, das thust Du nicht; Du taugst nicht auf Aecker und Wiesen, und willst Du doch dorthin gehen, so arbeitest Du Dich zu Tode."

„Lieber Gott, wie glücklich wollte ich sein, wenn ich als Deine Frau sterben könnte!" gab ihm Christel flüsternd zur Antwort.

„Der Teufel soll mich holen, Christel, wenn es so ginge, wie im alten Testament, so wollte ich Dich schon heiraten; aber siehst Du, das geht nicht, und deßhalb laß uns die Sache gütlich abmachen!"

Liese kam jetzt herein und machte diesem peinlichen Gespräch unter vier Augen ein Ende.

„Liebe Christel, wie ich sage, Du brauchst nicht so dazustehen; Du kannst zehn Freier für einen bekommen! Wer, meinst Du, wollte nicht der reichen Schöppen Liese schöne Christel haben? Komm und hilf mir, wie ich

sage, Olle, ein wenig Essen und einen Schluck Bier vorsetzen; später könnt Ihr ja tauschen, wenn Ihr so wollt."

„Ja, Schwiegermutter, das habe ich auch gesagt; Christel wird höher in der Welt hinaufkommen, als so."

Des Mädchens Thränen vertrockneten beim Anblick der Muhme. Sie nahm den Ring ab, legte das Kopftuch, die Schnürnadel, die schöne Schürze und das Psalmbuch hinweg, und beeilte sich, ihrer Muhme zu helfen, die mit so viel Essen herein kam, daß es für zehn Personen genug gewesen wäre.

„Seht, Olle, wie ich sage, ich habe schönes Weißbrod, hier ist auch Würzbrod, hier frische Butter, Schinken und Käskuchen. Das Bier hier habe ich selbst gebraut, und den Branntwein, wie ich sage, habe ich selbst gebrannt; greifet zu, Olle, es ist Euch gegönnt."

So grundehrlich und gesetzt auch Olle in seinem Betragen war, so verstand er sich doch nicht besonders auf Delikatesse, und dachte wenig an das Verhältniß, worin er zum Hause stand. Er aß und trank, und ließ es sich wohl schmecken, und die Alte erreichte ihren Zweck, zu pralen und großzuthun; denn Olle betrachtete Alles mit ziemlich neidischen Blicken. Ein Schauder durchfuhr Christel, als er den Bierkrug nahm.

„Gesundheit, liebe Christel!" sagte er; „sei nicht länger böse auf mich, und weine nicht mehr meinethalben! Gott gebe Dir einen schönen und wackern Bräutigam!" Er leerte den Krug; es kam Christel vor, als schalle ein Hohngelächter durch das Zimmer; sie sah sich nach ihrer Muhme zur Unterstützung um, gewahrte aber nur ein Stück von dem rothverbrämten Rock, der gerade durch die Thüre verschwand.

„Gott im Himmel, was habe ich gethan! Olle, lieber Olle, laß mich los!" bat das erschrockene Mädchen; denn wild rollten seine Augen, und immer kühner wurden seine Umarmungen.

„Mädchen, was schreist Du? Du bist ja mein; nächsten Sonntag werden wir verkündet. Willst Du

Deinem Mann Etwas verweigern? Was — Du willst fortspringen? He, he, he! Dich soll der Teufel holen!"

Nun ergriff er das an allen Gliedern zitternde Mädchen, und überdeckte ihren Mund mit Küssen, welche sie, von ihrer Liebe dahingerissen, bald eben so warm erwiederte, als Olle sie plötzlich unter einem lauten Schrei aus den Armen gleiten ließ.

„Jesus, was ist das? Ich verbrenne!" und vor den Füßen der zitternden Christel lag der starke Jüngling brüllend und von den entsetzlichsten Convulsionen geschüttelt. Daß Christel, die niemals sehr entschlossen war, jetzt alle Fassung verlor, darf Niemand Wunder nehmen. Sie stand ohne Bewegung da und betrachtete das entsetzliche Schauspiel, als Liese in Begleitung von mehreren Personen hereinstürzte. Ein Vorübergehender hatte das schreckliche Gepolter gehört, war zu ihr gelaufen und hatte es ihr erzählt; sie aber, im Bewußtsein ihrer Theilnahme an diesem unglückseligen Ereigniß, stürzte herein und war so Zeuge, wie der Jüngling nach einigen Augenblicken, unter Verwünschungen seiner Mörder den Geist aufgab.

Liese, die sich damit geschmeichelt hatte, zu hören, daß aller Streit zwischen Christel und Olle zu Ende, und dieser wieder verliebter als je sei, stand über den unerwarteten Ausgang vor Entsetzen wie vernichtet da. Christel erwachte zuerst wieder zum Bewußtsein.

„Gott im Himmel!" rief sie und warf sich neben den leblosen Liebling nieder; „ich bin seine Mörderin! Die gottlose Lene, mit ihren Teufelskünsten!"

„Ja so!" schrie eine von den Mägden, „jetzt weiß ich, warum sie am Sonntag in der Nacht fort waren. Das dumme Mädchen hat sich dem Teufel verschrieben, wenn er ihr den Burschen wieder schafft, und der Teufel hat sie erhört, wie er es immer thut."

„Was sagst Du, Hexe?" brüllte die Alte, die bei Christels Gefahr plötzlich wieder zur Besinnung kam.

„Ihr seid selbst eine Hexe, Ihr!" schrie die Magd

und stemmte die Hände in die Seite; denn alle Achtung, welche die Dienstboten bisher vor der strengen Liese hatten, war bei Christels Worten verschwunden.

„Jetzt weiß man, woher der Reichthum kömmt," fuhr die Magd fort; „lauter Satans Blendwerk! Ihr Bursche, wir haben sie auf frischer That ertappt. Nehmt und bindet sie, ehe sie in ihr Horn greifen und uns einsalben können; denn sonst reiten sie auf uns nach Blakulla. Seht nur, wie zahm sie jetzt geworden sind."

„Lauf in den Stall nach ein Paar Zügeln!" sagte ein Knecht zu dem andern; „ich will die Alte schon festhalten. Martin! Du wirst schon mit dem Mädchen fertig werden. Siehst Du, Du verdammter Alp, dem man nie genug arbeiten konnte, jetzt knirschst Du mit den Zähnen, jetzt. Wer wird jetzt Dein Geld kriegen? Pfui über Dich! Du alter Drache!" Er spie der Alten in's Gesicht. „Jetzt sollst Du's haben, Du ...."

Inzwischen war der andere Knecht mit den Zügeln hereingekommen. Angespien, geschimpft, unter den Stößen und Schlägen eines tobenden Bauernhaufens, der sich mit jedem Augenblick vergrößerte, wurden die Unglücklichen gebunden und auf den Pfarrhof abgeführt.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

„Lieber Vater! Gott tröste uns, lieber Vater! Jetzt ist er auch hierher gekommen!"

„Liebe Brigitte! schrei nicht so entsetzlich! Hi, hi, hi! Du siehst ja, ich bin eben mit meinem Konzepte beschäftigt, und dann weißt Du, daß ich nicht gestört sein will. Wer ist gekommen? Sollte vielleicht am Ende Sr. Exzellenz im Vorbeifahren ...."

„Ja, das ist eine schöne Exzellenz, das können Sie glauben, die eben gekommen ist! Gott bewahre uns, arme Menschen, vor einer solchen Exzellenz! Freilich mögen manche Exzellenzen zu ihm kommen — und das ist noch ein Trost für uns arme Leute, daß ein reicher Mann eher in die Hölle kommt, als ein armer."

Der Diakon, der Brigitte nicht ein einziges Wort verstand, fragte noch lange vergebens, wer gekommen sei; endlich antwortete sie:

„Der Teufel!"

„Der Teufel? Hi, hi, hi!"

„Ja, er selbst ist von Helsingland hierhergekommen, das dürfen Sie glauben, und nun fährt er am Ende auch in uns, und nimmt uns Alle zusammen mit nach Blakulla. — Die Schöppen Liese, das dürfen Sie glauben, hat sich von der Lene am Galgenberg hinter's Licht führen lassen ...." und nun erzählte sie, mit den abenteuerlichsten Zusätzen, wie Liese und Christel unter Beihülfe des Satans, Olle zu sich gelockt haben, und daß auf seine Weigerung, das Mädchen zu heiraten, der Teufel gekommen sei und ihm den Hals umgedreht habe. „Die Knechte haben deutlich gesehen, wie er durch das Dach hinausfuhr. Er hat hinterher ganz wie ein feuriger Besen ausgesehen. Aber, Herr Gott, warum werden sie denn so bleich?"

„Hi, hi, hi, Brigitte! Es greift mich gar sehr an, von solchen Abscheulichkeiten zu hören. Was soll daraus werden? Wie hast Du's erfahren?"

„Ja, ich sah einen ungeheuren Volkshaufen von der Landstraße herkommen. Da sprang ich hinzu, das können Sie glauben, und, Herr Gott, wie war mir's, als ich die reiche Schöppen Liese sah und die feine Christel, die sich immer für zu gut hielt, auch nur eine Garbe zu lüften. Na, na, jetzt ist sie gerade fein genug; wer Böses thut, muß Böses leiden!"

„Na, was ist denn eigentlich mit Liese und Christel geschehen, liebe Brigitte?"

„Ja, ganz recht. Sie gingen also gebunden zwischen ihnen, das können Sie glauben, und das unverschämte Volk lief um sie herum — und schimpfte sie. Die Alte war so roth im Gesicht, wie ein Krebs, das können Sie glauben. — Das Mädchen sah gerade aus, wie eine Leiche; sie weinte nur. Aha, dort kommt der Peter von der Pfarre gesprungen! Na, na, Meister Erich ist noch jung; er wird sich wohl auf solche Sachen nicht verstehen."

Brigitte hatte ganz richtig vermuthet. Erich, der an Rabenius Rath dachte, die Vorurtheile des Volkes nicht zu sehr anzugreifen, wollte die Untersuchung dieser Sache nicht allein übernehmen. Er schickte nach dem Diakon. Dieser, dessen Gewissen nicht besonders ruhig war, trug Peter auf, zurückzulaufen und dem Vice-Pastor zu melden, daß er sich auf der Stelle einfinden wolle; aber bei einer Sache von solcher Wichtigkeit müsse er in der Amtstracht erscheinen. Kaum sah er sich allein, als er seiner Unruhe freien Lauf ließ. Er sah voraus, daß Lene der Verhaftung nicht entgehen werde, und wenn sie nun bekannte, daß er im Bund mit dem .... Die Zähne klapperten ihm, sein Gesicht nahm eine aschgraue Farbe an; er versuchte zwar, sich mit einem und dem andern „hi, hi, hi" zu trösten, aber er fühlte, wie sich das Haar auf seinem Haupte sträubte und Schrecken und Furcht über sein zukünftiges Schicksal ergriff ihn. Das sah er ein, jetzt war es nicht Zeit zu einer fruchtlosen Verzweiflung; hier mußte gehandelt werden, und der Diakon Hakenselius war der durchtriebenste Schurke, der jemals mit dem Symbol der Mosestafeln geschmückt war. — „Lena hat ja gesagt," murmelte er, „daß ich in dieser Woche besonders glücklich in allen meinen Unternehmungen sein werde; überdieß habe ich ja noch keine Blakullafahrt mitgemacht, Niemand — hi, hi, hi — kann mich kennen. Wagen gewinnt, wagen verliert! Gelingt es mir, auf eine anständige Weise Lene warnen zu können, so werde ich

es thun, daß sie mich wenigstens nicht aus Aerger anklagt."

Er begab sich, so schnell als möglich, zu dem Vice-Pastor, wo Alle in der großen Stube versammelt waren. Erich stand am obersten Fenster, vor ihm der Glöckner, die Kirchenvorsteher und weiter unten der Kirchenwärtel, welche auf diese Art den kirchlichen Staat bildeten; der bürgerliche bestand aus dem Lehensmann, dem Bezirksrichter und dem Viertelmeister. Erich schien tief betrübt; das Aussehen der Andern trug den Stempel ungeduldiger Erwartung, wie sie beim Publikum sichtbar ist, ehe sich der Vorhang zu einem Lieblingsstück erhebt. Der Diakon verbeugte sich vor Erich, der sich dagegen entschuldigte, daß er ihn belästigt habe, mit wenig Worten den Hergang erzählte und seine Beihülfe verlangte. Als Zeichen der Beistimmung verbeugte sich der Diakon abermals, erklärte aber, daß die größere Gelehrsamkeit und Einsicht seines würdigen Confraters und Bruders seinen Beistand durchaus unnöthig mache; gleichwohl werde er bei Allem nach der Eingebung des Geistes zu handeln suchen.

„Möge es mir daher für den Anfang gestattet sein zu fragen: Haben die Angeklagten ihre sündige That eingestanden?"

„Das Verhör hat noch nicht begonnen; ich wollte die Ankunft des Herrn Diakon abwarten."

Man setzte sich, und die Verhandlung begann. Aus schuldiger Achtung vor dem höheren Rang seines Mitbruders, schwieg der Diakon und Erich mußte das sowohl seiner Menschenliebe, als seiner Vernunft so widrige Verhör beginnen. Liese wurde zuerst vernommen. Erich konnte die Frage nicht über seine Lippen bringen: Habt ihr mit Satans Beistand u. s. w.; er forderte die Alte nur auf, zu gestehen, wie Alles bei dem Tode des Bauern zugegangen sei. Ein unzweideutiges Zeichen von Mißvergnügen gab sich auf allen Gesichtern kund und man hörte ein dumpfes mißbilligendes Gemurmel über diese

Vernachlässigung der Formen, welche sich noch vermehrte, als die Befragte, über den Tod des Bauern und den bewußtlosen Zustand ihrer Schwestertochter in Bestürzung, aufrichtig den ganzen Hergang bekannte.

„Seht, da haben wir es!" sagte einer der Kirchenvorsteher. „Sehn Sie, Herr Magister, da haben wir es! Durch Hexerei und mit Beihülfe des Satans ist die entsetzliche That verübt worden; aber der Herr, der nicht wollte, daß das Hexengesindel ungestraft bleibe, hat es nicht zugegeben, daß der Betrug gelingen solle."

„Mein lieber Kirchenvorsteher," sagte Erich, „sie sagt ja selbst, daß sie von der Lene am Galgenberg einen Liebestrank erhielt; dieser Trank war vergiftet, und daran starb der Bauer."

Der Kirchenvorsteher betrachtete seinen jungen Lehrer mit einem sonderbaren Ausdruck von Zweifelhaftigkeit; darauf wandte er sich zu der Angeklagten.

„Hört! habt Ihr alle die Ceremonien in Acht genommen, welche die verdammte Hexe Euch auferlegte?"

„Ach, Herr Gott! wie ich sage, jetzt besinne ich mich! Nein, das that ich nicht, das wollte ich nicht thun, und daraus könnt Ihr wohl sehen, daß ich keine Hexe bin! Wenn ich den Trank in's Bier gieße, sagte sie, so solle ich an Gott denken und dabei dreimal ausspucken, sonst werde es schlimm ausfallen; aber, wie ich sage, vor Gott ausspucken das konnte ich nicht."

Bei dieser Antwort wandten sich, wie auf ein gegebenes Zeichen, alle Augen auf Erich; man sah ihn nicht besser an, als ob er selbst mit dem Teufel im Bund stehe. Jetzt hielt der Diakon den Zeitpunkt für günstig, sich zu zeigen; er benutzte deßhalb Erichs Stillschweigen und begann:

„Wie weit und wie tief habt Ihr Euch mit dem Erbfeind Gottes und der Menschen, mit dem leidigen Satan eingelassen?"

Sie läugnete standhaft, sowohl ihn gesehen, als irgend einen Bund mit ihm eingegangen zu haben. Jetzt erhob

der Diakon seine Stimme zu einer Predigt, daß sich den Umstehenden das Haar auf dem Kopfe sträubte; aber Erich dachte bei sich: Predigst Du den Gott der Liebe und der Versöhnung, oder predigst Du einen Gott aus Deinem eignen lasterhaften Herzen? Doch die Sympathieen der Bauern waren einmal erwacht, und sie äußerten laut:

„Seht, das ist einmal ein Pfarrer, das? Der versteht es, uns die Hölle heiß zu machen."

Die Achtung von dem Andenken an den verstorbenen Pfarrer und ein Ueberrest von Liebe für seinen Sohn hinderten sie, für dießmal ihre Vergleichungen laut anzustellen; gleichwohl stand es deutlich auf ihren Gesichtern geschrieben, was sie auszusprechen bis auf Weiteres unterließen.

Nachdem Liese unter Thränen der Verzweiflung alle die harten Beschuldigungen, die ihr gemacht wurden, geläugnet hatte, rief man Christel herein; die aber war von ihrem außerordentlichen Kummer so niedergebeugt, daß keine einzige ordentliche Antwort von ihr zu erhalten war. Erich fühlte Mitleiden mit den armen einfältigen Weibern: doch mußte er es zugeben, daß man sie gefangen nach dem Schlosse zu Westeras abführe; auch gab er Befehl, Lene zu ergreifen. Als nun der Lehnsmann die Angeklagten fortführen sollte, schrie Liese:

„Wie ich sage, lieber Meister Erich! Hören Sie mich, wie ich sage!" Er befahl sogleich sie vorzuführen, und befragte sie, was sie zu sagen habe.

„Lieber Meister Erich, hören Sie mich! Sie, der Sie von Jugend auf immer die Hülfe der Unglücklichen waren, Sie haben mich immer gekannt wie ich sage, außer bei dieser Geschichte hier, wo ich mich aus Liebe für meine Christel verleiten ließ, den Beistand der gottlosen Hexe nachzusuchen; Sie haben mich als eine rechtschaffene Bauernfrau gekannt, die nur das Rechte wollte. Freilich habe ich die Leute streng zur Arbeit angehalten, wie ich sage; aber wer kann herkommen und behaupten,

daß ihm das Seinige nicht redlich zu Theil geworden wäre. Wer soll sich nun meines Hofes und meiner Wirthschaft annehmen, damit nicht Alles zu Grunde geht, und ungetreue und schlechte Menschen, wie ich sage, so verfahren, wie die Philister? Gott tröste mich armes Weib, wie ich sage! Wer hätte das heute Morgen noch geglaubt! Oh, oh!"

„Kennt Ihr keine zuverläßige Person, Mutter Liese, oder habt Ihr keinen Verwandten, dem Ihr Euer Haus anvertrauen möchtet?"

„Ach, wie ich sage, ich kenne schon einen; aber er wohnt fünf Meilen von hier. Es ist mein Schwager Abraham Andersson in Blacksta."

„Ich werde ihm einen sichern Boten schicken, und bis er hierher kommt, will ich selbst nach Eurem Haus und Hof sehen."

„Gott segne Sie, Meister Erich, Sie sind so gut und brav, wie ich sage. Ich kann Ihnen nicht vergelten; aber der wird kommen, der es thut."

Jetzt trat sie ihre Wanderung nach dem Gefängniß mit ziemlich erleichtertem Herzen an. Die abergläubischen Bauern dagegen übersahen ganz und gar das Edle in Erichs Handlungsweise, und betrachteten ihn ungefähr mit denselben Augen, wie früher die Juden einen Aussätzigen.

Jetzt entstand die Frage wegen Lene. Der Diakon, der seine Gründe hatte, sich im höchsten Grade eifrig und rein zu zeigen, je verbrecherischer er sich in seinem Innern fühlte, fragte seinen jungen Pastor, ob er es nicht für passend halte, diejenigen selbst zu begleiten, welche abgeschickt wurden um die Hexe zu verhaften und ihre Wohnung zu untersuchen.

„Schon deßhalb," fiel der Bezirksrichter ein, „muß ein Diener Gottes mit gehen, daß uns die Hexe nicht schaden, oder uns das Gesicht herumdrehen könne."

„Erlaubt," sagte Erich, „daß ich dieß Geschäft dem

Diakon überlasse, dessen Alter sowohl als Erfahrung einem solchen Auftrag besser entsprechen wird!“

Jetzt wechselte der Diakon die Farbe. Er beargwöhnte einen Doppelsinn in Erichs Worten; er zitterte, sein Verbrechen spiegelte ihm Absetzung, vielleicht den Tod vor. Gleichwohl kam er bald wieder zur Besinnung, als er gewahrte, daß Erich ihn auf keinerlei Weise ausforsche, er nahm Abschied und beeilte sich, dem Bezirkrichter und dem Viertelmeister nachzukommen, die sich schon voraus auf den Weg begeben hatten.

Sie gingen eine Strecke Weges unter tiefem Stillschweigend dahin, welches nur bisweilen durch die widrigen, mit hi, hi, hi! vermischten Seufzer des Geistlichen unterbrochen wurde. Endlich regte sich die mächtige Neugierde in der Brust des ehrlichen Bezirksrichters.

„Warum seufzen Sie denn so, lieber Vater? Ich kann mir's freilich erklären, daß es einem geistlichen Mann weh thun muß, wenn er sieht, daß der Böse so verfährt; aber wenn ein Pfarrer thut, was er kann, so mag er wohl, wie wir Bauern, wenn wir den Acker und die Saat bestellt haben, den Ausgang Gott überlassen und in Demuth bitten, Sonnenschein und Regen zu seiner Zeit, zu schicken, und auch Sturm, damit die Luft möge gereinigt werden. Wenn dann das Ungewitter vorübergegangen, können wir hoffen, daß es um so schöner werde.“

„Sie haben ganz Recht, und das was ich in meinem Berufe thue, schmerzt mich nicht so sehr; aber...“ wieder ein Seufzer.

„Nun?“ fragte der Bezirksrichter.

„Ja, daß der, welcher bald — hi, hi, hi! — unser Seelenhirt wird, so lau sein soll. Wie steht geschrieben: „„Du bist weder kalt noch warm; deßhalb werde ich Dich aus meinem Munde ausspeien.““ Sehen Sie, das, mein verehrter Bezirksrichter, das greift mich in der Tiefe meines Herzens an. Gott sei Lob und Dank, daß der Alte Tod ist! — Hi, hi, hi! — Wer

hätte das von dem hübschen Jungen geglaubt? Aber so geht es, wenn man das einfältige Wort Gottes verachtet und nur nach menschlicher Weisheit strebt. Habt Ihr gehört, wie lau er die Hexe verhörte, wie er es auf sich nahm, über das Vermögen des vom Teufel besessenen Weibes zu wachen, während ich von diesem Handgeld des Satans, wie vor der Pest zurückgeschaudert wäre? Habt ihr nicht gehört, wie ihn die Hexe segnete? — Hi, hi, hi! — was meint Ihr wohl, was das für ein Segen war?"

Die Bauern standen stumm. Der Diakon ließ den Kopf sinken, faltete die Hände und fuhr fort:

„Ihr müßt deßhalb nicht ganz den Muth verlieren; Ihr habt ihn ja selbst auserwählt!"

„Ja, Gott weiß es, das ist freilich wahr! Aber wir glaubten, der Geist des Vater solle auf den Sohn übergehen; und dann seine Braut, das flinke hübsche Kind, die Katharine!"

Jetzt wurde des Diakonus Schlauheit auf eine gewaltig harte Probe gestellt; es pochte in ihm, ärger als in einer Hammerschmiede, daß er Erichs und Katharinens Namen, als Braut und Bräutigam hören, und dabei schweigen mußte. Das — das prüfte den Mann. Aber er ging siegreich aus dem Kampfe hervor; die Antwort lautete:

„Armes Kind, wenn sie nur einmal aus ihrer sinnlichen Begierde erwachte! Manche Frau hat ihren Mann und mancher Mann hat seine Frau vernichtet."

„Lieber Vater," fragte der Viertelmeister, der bis dahin geschwiegen hatte, was sollen wir anfangen? Jetzt haben wir's. Jetzt wissen wir, warum wir so dumme Kerls waren; das war lauter Hexerei. Jetzt versteh ich Alles zusammen. Er hält sich hier sicher; aber er kann den Pferdefuß jetzt nicht mehr länger verstecken."

„Du sprichst ein Wort, Du, Jen Nilsson! Wahrlich Du hast Recht; er hatte uns den Kopf verdreht," sagte der Bezirksrichter, blieb stehen und stieß

seinen langen Stock kräftig in den Boden. „Lieber Vater, können Sie uns nicht helfen? Ich lege es Ihnen auf's Gewissen; bedenken Sie die ganze Heerde!"

Jetzt genoß der Diakon die größte Freude, deren er fähig war: Befriedigung seiner Rache und seines Neides. Freilich wurde er eben auf die Probe gestellt, als der Bezirksrichter Katharinen nannte; aber jetzt! Freudig fühlte er sich, wie von einem Haufen Geister, von der Erde in die Höhe gehoben; und doch hatte er Geistesstärke genug, sich nicht zu verrathen um mitten im Hafen Schiffbruch zu leiden. Das Einzige, wovor er sich in Acht nehmen mußte, war, die Augen aufzuschlagen. Mit gesenktem Blicke und gedämpfter Stimme, aus Furcht, daß deren Zittern ihn blosstellen könne, seufzte er:

„Meine lieben Leute, legt einem Menschen keine größre Bürde auf, als er zu tragen vermag! Bedenkt meine Freundschaft (hier trocknete er sich die Augen) für seinen seligen Vater und meine Pflicht gegen Euch, liebe Leute, und gegen unsern Herrn, der mich berufen hat! Was soll ich thun?"

Der redliche Bezirksrichter, ein ächter schwedischer Bauer, war von so viel Edelmuth entzückt.

„Sie sind wirklich ein Priester des Herrn, und ich begreife wohl, wie leid es Ihrem guten Herzen thun muß; aber sollen so viele Menschen um eines Einzigen willen verloren gehen? Er ist jung, er hat noch Zeit zur Besserung; vielleicht führt ihn das Unglück auf den rechten Weg, während das Glück ihn von Grund aus verdorben haben würde. Wie hätte ich so Etwas ahnen können, als wir zu dem alten Pfarrer an sein Todtenbett gingen und ihm versprachen, uns Erich auszubitten! Aber es ist so, wie Jon Nilsson sagt: Wir waren Alle zusammen behext. Nein, lieber Vater, bedenken Sie die Gefahr der ganzen Gemeinde und helfen Sie, wenn zu helfen ist!"

„Es ist noch Allem abzuhelfen. Aber wir sind

schon fast am Galgenberg. Kommt am Samstagabend, wenn man das Fest einläutet, zu mir, so wollen wir, — hi, hi, hi! — näher über die Sache reden."

Sie blieben stehen und beriethen sich untereinander.

„Wie wollen wir zu Werke gehen, lieber Freund? Ich fürchte, daß die Hexe Unrath merkt, wenn sie uns alle Drei auf einmal sieht. Würden Sie nicht, Herr Bezirksrichter, als Mitglied des Gerichts..."

Das Mitglied des Gerichts trat zurück; der Mann, der sonst der Furchtloseste unter der Sonne war, bebte wie ein Kind vor Gespenster und Hexen. Bebend, wie Espenlaub beim geringsten Windstoß, entschuldigte er sich und bat den Diakon, voraus zu gehen. Ihm, der ein Diener des Herrn sei, könne, wie er meinte, der Teufel nicht schaden. Das war grade, was der Diakon wünschte. Mit scheinbarer Demuth, ließ er durchblicken, daß er unter Gottes Panier der Gefahr unerschrocken entgegen gehe, bat seine Begleiter, eine Weile zu warten, und ihm dann zu folgen.

Und doch war es nicht ganz ohne, daß die Seufzer des wohlehrwürdigen Geistlichen aus aufrichtigem Herzen kamen. Er bedachte seine eigne Lage und überlegte, wie er sich am Besten aus dieser Schlinge ziehen könne. So lange seine Begleiter ihn sehen konnten, ging er langsam und andächtig, gleich als ob er eine Leiche zu Grabe geleite; aber kaum war er vom Pfade abgekommen und unter den Schatten der hohen Bäume getreten, als er so schnell wie er nur konnte, vorwärts eilte, um baldmöglichst Lenens Wohnung zu erreichen. Die Hexe war so sehr mit der Bereitung des Trankes beschäftigt, den die vornehme Dame zu Strömsholm bestellt hatte — ein Trank, der ihr nicht nur Schutz und Sicherheit, sondern auch Ueberfluß und Ehre verleihen sollte — sie war so in die genaue Beachtung aller Formeln vertieft, daß sie den Diakon nicht eher hörte, als bis er die Thüre öffnete. Ein Blick in der Stube herum sagte ihm, daß sie allein sei; aber in Folge einer alten ein=

gewurzelten Gewohnheit, nie laut zu reden, als auf der Kanzel, flüsterte er:

„Lene, wenn Euch das Leben lieb ist, so flieht auf der Stelle! Sie sind hier, um Euch zu fangen.“

Bei seinem Eintritt ahnte Lene alsbald Unrath, ließ vor Schrecken den Löffel fallen und verstummte in ihren Beschwörungen die sie grade über den Kessel aussprach.

Es ist jetzt keine Zeit den Mund aufzureißen; flieht, sie sind gleich hier.“

„Wer?“ fragte Lene; denn in einem Augenblick hatten die Gefahr, der Kummer und Aerger über die verunglückte Arbeit zusammengenommen, sie aller Besinnung beraubt.

„Seid Ihr verrückt? Der Bezirksrichter und der Viertelmeister!“

Mit einem Angstgeheul stürzte sie sich auf den Kessel und warf ihn über den Haufen, stürmte in ihr Sanktuerium und riß die Schießscharte auf; aber unter dem Schreckensruf: „nein, sie ist zu klein!“ schob sie dieselbe wieder zu. „Helft mir den Stein hier im Boden aufheben!“ Der Diakon hielt sie zurück.

„Lene,“ sagte er, „was auch geschehen mag, so wagt es nie, mich anzugeben. Ihr habt keine Beweise; ich bin niemals mit auf Blakulla gewesen, und wenn Ihr schweigt, so will ich Euch helfen, wie ich nur kann.“

„Sorgt nur dafür, daß man nicht vor morgen Nachsuchung anstellt. Dieß zur Belohnung!“ Sie gab ihm den Nagel, womit der Kopf des Enthaupteten auf dem Rade befestigt war; „und hier ist der Kopf! Aber laßt sie bei einander liegen, bis Ihr sie heute Nacht abholt; denn wenn Ihr nur den Nagel nehmt, so kommt der Kopf hinterdrein, und dann, dann ist es schlimmer.“

Der Stein war in die Höhe gehoben, und mit der Geschmeidigkeit und Hast einer Schlange verschwand sie in der Oeffnung, welche der Diakon sorgfältig wieder verschloß. Leise kehrte er in die Stube zurück. Der umgestürzte Kessel hatte das Feuer ausgelöscht, und einen

dicken Rauch in der Stube verbreitet. Er sah aus dem Fenster, gewahrte seine Begleiter, warf sich schnell auf die Kniee und begann mit lauter Stimme zu beten:

„Abrakadabra!
Hex' o weh,
Spring auf der Zeh'
In Satans Land
Leg seine dürre Hand
Dann in der Hölle Brand!
Abrakadabra!

Dieser Exorcismus verfehlte keineswegs seine gehörige Wirkung. Ehrfurchtsvoll waren die Bauern bei der Thüre stehen geblieben, hatten auf diese mächtigen Worte gelauscht, und waren erst eingetreten, als der Diakon schwieg. Sie waren nicht wenig verwundert ihn allein zu finden.

„Ach, meine Freunde,“ sagte er, „die gottvergessene Hexe ist mich gewahr worden, und grade als ich die Thüre öffnete, fuhr sie lachend durch den Schornstein hinaus. Mir blieb nichts Anderes übrig, als durch ein andächtiges Gebet mich selbst zu schützen. Gleichwohl glaube ich nicht, daß sie es wagen wird wieder zu kommen. Laßt uns die Ofenklappe zuschlagen und die Thüre gehörig verschließen über die ich noch ein Kreuz schlagen will, dann wird sie wohl hier weg bleiben.“

Der Vorschlag wurde genehmigt, und Gott weiß, was die Alten in diesem Augenblick nicht Alles eingegangen hätten. Für den Diakon war die Glücksstunde seines Lebens gekommen; er war ihr Alles in Allem geworden. Es trug grade nicht wenig zu seinem Glücke bei, daß Erich so frei von allem Mißtrauen war; sonst würde er unfehlbar seine Zweizüngigkeit eingesehen haben, als sie wieder zurück kamen und den Hergang in Lenens Stube erzählten. Nur bedauerte er bloß das, was er für sehr einfach ansah.

Zwischen dem Steinhaufen hindurch, der die Oeffnung zu dem unterirdischen Gang von Lenens Schatzkammer bedeckte, spähten ihre Luchsaugen eine Weile den Fortgehenden nach; als Alles ruhig war, kroch sie hervor, legte die Oeffnung sorgfältig wieder zu und verschwand im dicksten Walde.

Dreißigstes Kapitel.

Mitternacht war da. Die Sonne war seit mehreren Stunden untergegangen und hatte der Finsterniß und der Einsamkeit ihren bleichen Bruder überlassen, der, aus Trauer über die mannigfaltigen Verbrechen und Thorheiten, die er zu beleuchten genöthigt ist, sich bisweilen dem Anblick der Menschen verbirgt, in der Hoffnung, sie beim nächsten Wechsel besser und glücklicher zu sehen, aber er findet sich — abermals betrogen. Da schien, dicht bei der Kirche zu Kalbäck, ein weibliches Wesen, das in einen dunkeln Ueberwurf gehüllt war, spähend die Gegend zu überschauen; aber, als ob sie das verrätherische Licht des Mondes fürchte, eilte sie mit raschen Schritten über den Plan, um so schnell als möglich in den dunkeln Schatten zu gelangen, denn die Kirche verbreitete. Eher einem Gespenste, als einem Menschen ähnlich, huschte sie jetzt auf den Kirchhof. Der Mund, der sich nach seinem Bett im Westen neigte, hatte seine Form schon ansehnlich verlängert und blickte traurig und warnend durch die hohen Bäume herab, die auf dem Gottesacker dem Staub dahingeschwundener Geschlechter entsprossen waren. Aber zu sehr gewohnt, in ihrer Einbildung mit den Geistern der Finsterniß umzugehen, gab es Nichts auf Erden, was ihr Schrecken einjagen konnte; weder die Heiligkeit des

Orts, noch der damals übliche Glaube, daß sich jede Nacht die Gräber öffnen, damit ihre unseligen Bewohner, von den Geistern des Abgrunds verfolgt, die Schauplätze ihrer früheren Verbrechen wieder besuchen können. Ohne Furcht vor Gott und doch zitternd und bebend, nahete eben dieses Weib jetzt der Kirche, um dort Rettung zu suchen. Sie öffnete die Thüre.

„So ist es mir denn endlich gelungen, hierher zu kommen!" waren die Worte, die beim Eintritt in ihrem Innern erklangen. „Ich muß mich eilen; die Schlüssel müssen wieder an ihrer Stelle sein, noch ehe es Eins schlägt."

Die Kirche war kohlfinster, wie eine Novembernacht. Der Mondschein verbreitete durch die gemalten Fenster nur so viel Licht, daß sie sich möglichenfalls zurecht finden konnte. Alle Gegenstände warfen düstre, unsichre Schatten, die jeden andern verjagt hätten, als die, welche theils Gewohnheit, theils Todesangst dazu trieb, unter dem Schutze der Finsterniß, durch den höchsten Wahnwitz und die größte Lästerung, durch erneuerte Abschwörung alles Heiligen ihre Rettung in dem Tempel Gottes zu suchen. Sie eilte mit großen Schritten vorwärts; sie wagte es nicht nach den Bänken zu sehen, welche sie jetzt voller Schatten wähnte, die früher auf Erden denselben Weg, wie sie, wandelten und die ihr jetzt gräßlich zuriefen: „Willkommen! Bald wirst Du zu uns gehören!" Sie ging rasch nach vorn, warf sich beim Altare auf die Knie und dort, wo nur die Seufzer des Andenkens, des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung zu dem Ewigen ertönen sollten, dort flehte sie den Fürsten der Finsterniß um Rettung an. An dieser heiligen Stelle berief sie sich auf ihre Verbrechen, auf die Zwietracht, die sie überall ausgestreut, auf die Menschen, die sie verführt und rühmte sich, daß Niemand, außer der alten Anne, sich ihrer Macht habe entziehen können. Schauderhaft waren die Verwünschungen, die sie über die Unglückliche und ihren Retter Erich in die Tiefe sandte; dabei, es ist entsetzlich auszusprechen,

freute sie sich, daß sie jedesmal, wenn sie das Abendmahl genossen, den Wein ausgespieen und das Brod versteckt habe. Auf dieß Alles und auf die Pünktlichkeit, womit sie Butter und Käse zu den Hexenfesten nach Blakulla geschleppt habe, gründete sie ihre Forderung, die sie gleichwohl in Form einer Bitte vorbrachte, noch zwanzig Jahre leben zu können.

„Diese Bitte, mein Meister!“ fuhr sie fort, „mußt Du wohl hören?“

Es kam ihr vor, als riefen die auf den Bänken sitzenden Schatten: „Nein!“

Sie bat um zehn — um fünf — um eins!

Wenn sich der verblendete Mensch nur halb so viel Mühe gäbe, tugendhaft zu werden, als er verschwendet, um auf der Bahn des Lasters Fortschritte zu machen, so würde er sich bald auf einem Weg sehen, der mit Rosen ohne Dornen bestreut ist. Aber die Sünde wird zur Gewohnheit, die Gewohnheit zum Trotz und der entblättert die Rosen, daß nur noch die Dornen übrig bleiben. In diesem unglückseligen Zustand befand sich Lene und mußte nun die Früchte der üppigen Saat ernten, die sie ausgestreut hatte. Gott hatte sie verworfen und der Teufel ließ sein Opfer im Stich; denn das war der Glaube der damaligen Zeit, daß, sobald eine Hexe vom Arm des Gesetzes ergriffen wurde, die Macht des Teufels ein Ende habe. Sie ahnte, ihre Zeit sei um; gleichwohl wollte sie das Aeußerste versuchen.

„Gewährst Du mir das Leben, mein Herr und Meister, so soll Erich nicht viele Jahre mehr den Kukuk rufen hören!“

Jetzt dachte sie daran, daß die Zeit enteile. Sie wiederholte ihre Bitte:

„Lieber Meister! laß mich leben! Kann es nicht mehr zwanzig Jahre sein, so schenk mir zehn; und wenn es auch nur fünf wären: schenk mir fünf Jahre!“

Es däuchte ihr, als ob alle Schatten in den Bänken mit einem schreienden: „Nein!“ antworten. Erschrocken

fuhr sie in die Höhe; ihr ganzer Körper lebte, die Zähne klapperten ihr vor Entsetzen.

„Gib mir denn ein Jahr, ein Jahr! und ich will alles Silber in der Kirche abkratzen!“

Sie that einige rasche Schritte nach der Sakristeithüre; aber, o weh! jetzt merkte sie erst, daß Andres ihr nur die Schlüssel zur Kirche gegeben hatte. Ein vieltöniges Hohngelächter erschallte um sie her.

„Du bist sehr hart! So gib mir denn nur ein halbes Jahr, daß ich meine Heimat noch einmal wiedersehen kann und all' das Silber, was sich hier vorfindet, will ich abreißen.“

Sie öffnete die Altarthüre, trat innerhalb des Gitters und ergriff die Bibel, die mit großen Silberschlössern versehen, dort auf dem allzeit gedeckten Tische der Versöhnung lag. Sie fing an loszureißen, und während dieses knirschenden Lärmens mit bewundernswerther Fertigkeit das Vaterunser rückwärts herzusagen. Kaum war sie zu Ende, als sie rief:

„Mein Meister, nur ein halbes Jahr, nur ein Viertel! — — Hörst Du mich nicht?„

„Nein!“ schallte es zum dritten Mal.

„Nun wohl, soll ich denn sterben, so hör' meine letzte Bitte! Verderbe Erich, schlag' ihn mit Wunden, wie Du einst Hiob schlugst....“ und in demselben Augenblicke traf ein starker Fackelschein ihre eignen Augen. Es waren nicht mehr tonlose Stimmen, die in ihrer eignen Brust ertönten und wiederhallten; es war Wirklichkeit. Erschreckt sprang sie herab um sich zu verbergen; sie nahm ihre Zuflucht zu einer Kommunionbank und kroch darunter. Die Kirchenthüre fuhr auf; sie hörte Erichs verhaßte Stimme:

„Es ist richtig; die Thüre ist offen, der Schlüssel steckt darin. Ihr Beide bleibt hier stehen und gebt Acht, daß Niemand hinauskomme.“

„Meister Erich, wir bleiben nicht allein hier stehen! Wenn die Hexe gefahren kommt, so dreht sie uns den

Hals um," antwortete Einer der Angeredeten. Erich nahm sich nicht die Mühe, ihnen ihre Furchtsamkeit vorzuwerfen.

„So laßt uns denn," sagte er, „die Thüre verschließen, daß die Diebe nicht entkommen können!" — Dem Befehl wurde sogleich gehorcht; gleichwohl hörte man eine Stimme sagen:

„Diebe? Wie kann der Magister von Dieben reden? Das ist Hexengesindel, das, was sein Spiel hier treibt und das fliegt davon, wie eine Elster."

Inzwischen war die Kirche hell geworden; zwei Knechte trugen große Fackeln. Erich ging zuerst nach der Sakristeithüre; zu seiner Verwunderung fand er sie verschlossen. Der Glöckner, der die Annalen der Hexengeschichte besser kannte, ging schnell zum Altar und fand seine Vermuthung bestätigt.

„Na, sehen Sie jetzt, Herr Magister," rief er triumphirend; „hier liegt die Causa mortificalis selbst. Hier findet sich's, hier! Sehen Sie, wie das Silber von der Bibel und den Leuchtern abgerissen ist! Was sagen Sie dazu?"

„Ich sage, daß der Wahnwitz bei uns grassirt. Und seht Ihr nicht auch ein, Vater Glöckner, daß dieß Weib nicht nöthig gehabt hätte, ein Kind zum Diebstahl der Kirchenschlüssel zu verführen, wenn sie wirklich hexen könnte?"

Der Glöckner stand da und sperrte den Mund auf.

„Ja — aber — sehen Sie, der Satan hat keine Gewalt über das Haus Gottes."

Erich antwortete nicht. Der Glöckner, dem es sehr am Herzen lag, selbst den Verbrecher zu entdecken, hatte, nachdem er das abgerissene Silber sorgfältig eingewickelt und versteckt hatte, als ob er fürchte, es könne ihm aus den Händen gerissen werden, dem einen Knecht die Fackel abgenommen und leuchtete nun überall umher, ungefähr so, als suche er ein Loch zum Versteckens spielen; jeder Winkel wurde durchsucht. Der andre Knecht wurde etwas

Sonderbares gewahr, das in dem einen Seitengange dahin kroch; stumm vor Schrecken, zupfte er Erich am Rocke und zeigte auf das Wunderthier, das fast in demselben Augenblick, wie von dem Knecht, auch von dem Glöckner entdeckt wurde, der, treu seinem Dienst, im Nu mit lauter Stimme zu singen anhob:

„Gott, Dir sei Dank und Ehre
Für heil'ger Engel Wacht:
Nicht soll uns Satan blenden
Mit aller List und Macht.
Er denkt mich wohl zu sieben,
So wie ein Waizenkorn ...."

während Erich dagegen, so schnell als möglich, dorthin eilte; aber bevor er noch auf die Stelle kam, war das Gespenst verschwunden.

„Hierher mit Licht!" rief er.

Die Knechte wagten es nicht, sich von der Stelle zu rühren. Es schien wirklich, als habe es dem Teufel gefallen, seiner Tochter einen kleinen Aufschub zu schenken; denn eine Eule, die zufällig in die Kirche gekommen war, fing an, von dem Licht und dem Getöse aufgescheucht, umherzufliegen, und senkte sich dabei so weit herunter, daß ihre Flügel den Knechten fast in's Gesicht schlugen. Erschreckt, als hätten sie den Bösen selbst gesehen, ließen sie die Fackeln fallen und stürzten nach der Kirchthüre, ohne daran zu denken, daß sie verschlossen war, und in ihrer Bestürzung sahen sie einander selbst für böse Geister an.

„Laß mich gehen, gnädigster Teufel!" rief der Eine; „ich will niemals mehr zu der Rebekka durch's Fenster steigen."

„Laß mich los!" schrie der Andre; „ich will in meinem Leben keine Frucht mehr von der Dreschtenne mitnehmen oder sie Nachts den Pferden wegstehlen!"

Jetzt überwand der Zorn des Glöckners seine Furchtsamkeit.

„Ah so," rief er, „bist Du auch so eine **Causa mortificalis**; Du bist es also, Du verfluchter Viehhund, der sich Nachts zu meiner Tochter schleicht?" und nun fing er an, den ersten, der ihm unter die Hände gerieth, durchzuwalken, bis eine jämmerliche Stimme rief:

„Lieber Vater, schlagt mich doch nicht todt! Ich bin's ja nicht, der Peter; ich bin's, der Lorenz; ich bin's, der die Frucht stiehlt..."

Wäre dieß wo anders, als in der Kirche vorgefallen, so hätte Erich nicht das Mindeste dagegen gehabt, daß die Beiden, jeder ein Dieb auf seine Art, ihre gehörige Züchtigung bekommen hätten; aber die Heiligkeit des Ortes! So schnell es die Dunkelheit zuließ, denn die war durch das Verlöschen der Fackeln erst recht dicht geworden, eilte er dorthin, stellte dem Glöckner seinen Unfug vor und erklärte:

„Morgen ist es Zeit, diese Sache zu untersuchen; für jetzt ist es das Wichtigste, die Verbrecherin aufzufinden, die sich hier versteckt hat. Die Fackeln sind noch nicht ganz erloschen; holt sie und blast sie auf dem Kirchhof an."

„Hier ist die Hexe nicht mehr," sagte Peter. „Sahen Sie nicht, wie sie davon flog?"

„Wird denn Eurer Thorheit kein Ende? Geht!"

In demselben Momente hörten sie ein leises Gerassel, und jetzt ward es platterdings unmöglich, die Bursche auch nur einen Schritt vorwärts zu bringen. Erich ging selbst, um die Fackeln zu holen, gab sie den Knechten und öffnete die Thüre; diese aber stürzten plötzlich mit dem Schrei: „Der Teufel!" zur Erde. Erich jedoch, der voraussah, daß Lene im Dunkeln zu entfliehen suchen werde, hatte sich in die Thüre gestellt und ergriff sie, als sie sich gerade den Schrecken der Knechte zu Nutz machen wollte.

„Steh!" rief er mit fester Stimme, und als sie sich nichtsdestoweniger aus seinen Händen loszuwinden suchte: „Steh, sage ich!"

„Ah so, hat sie der Herr Magister gefaßt? Diese Worte des Glöckners gaben den Knechten Leben und Bewußtsein wieder, die nun die Furcht, die sie ihnen eingejagt hatte, mit derben Schlägen bezahlten. Erich der nie Jemanden mißhandeln sehen konnte, hielt ihnen ernstlich ihr Unwesen vor:

„Sie steht unter der Hand des Gesetzes und Niemand soll ihr das mindeste Leid zufügen. Sie soll morgen frühzeitig nach dem Schlosse zu Westeras abgeführt, und bis dahin hier in der Vorhalle bewacht und verwahrt werden."

Es war inzwischen lebhaft auf dem Kirchhof geworden. Die Veranlassung dazu war eben so beklagenswerth als lächerlich. Man hörte damals, wenigstens auf dem Lande, so selten von Dieben und Diebereien reden, daß fast keine Thüre verschlossen wurde; weßhalb auch der Glöckner, als er kam, um dem Vice-Pastor den Diebstahl der Kirchenschlüssel zu berichten, fast ohne Hinderniß bis in Erichs Zimmer gelangte; und wahrscheinlich hätte Niemand weder des Glöckners Ankunft, noch seine und Erichs Entfernung wahrgenommen, wenn nicht Barbara durch Alterskrämpfe wach geworden, den Glöckner gesehen hätte, den sie jedoch nur gekommen wähnte, um Erich zur Verabreichung des Abendmahls an seine alte Großmutter abzuholen, die schon viele Jahre bettlägerig war. Die Neugierde kleidete sich schnell in die Tracht des christlichen Mitleids; sie stand auf, ging in die große Stube und hörte dort den Glöckner deutlich sagen:

„Andres sprach im Traume, ja, eben so laut, wie ich jetzt mit Ihnen spreche. „„Die Lene vom Galgenberg,"" sagte er, „„kam zu mir und sagte, ich solle ein großer Herr werden, wenn ich die Kirchenschlüssel für sie stehlen würde."" Ich stand gleich auf, und wirklich, der Kirchenschlüssel war weg. Ich weckte alsbald den Knaben. Anfänglich war er verstockt; aber eine gehörige Züchtigung öffnete ihm den Mund. Da bekam ich denn aus ihm heraus, daß gestern Nachmittag gegen zwei Uhr Lene zu

seiner Mutter gekommen sei. Was sie da gesprochen, wußte er nicht; aber als Lene eine Weile darauf fortgegangen, hatte sie ihm gewinkt und gesagt: „„Du mußt zum Glöckner gehen, um Etwas für Deine Mutter zu verlangen, und dann mußt Du dort bleiben."" Als er darauf antwortete, daß er nicht dürfe, weil ihm Meister Erich befohlen habe, zu Hause bei seiner Mutter zu bleiben, so wurde sie böse und drohte ihm, ihn mit Geschwüren zu schlagen; wenn er aber gehe, so soll er reich und vornehm werden. — „„Ich werde so lange dann bei Deiner Mutter bleiben; auch sie befiehlt Dir, zu gehen."" — Dann schärfte sie ihm ein, die Kirchenschlüssel zu nehmen und sie an die nördliche Ecke des Hauses zu legen, was er auch that. Er bekam jedoch nur den Schlüssel zu der Kirche; denn die andern zur Sakristei, zum Chor und zum Thurm, hatte ich eingeschlossen. Dem Buben gab ich einige tüchtige Hiebe, wollte aber weiter Nichts vornehmen, ohne vorher den Magister zu fragen."

Jetzt hörte Barbara, daß Erich angekleidet war; leise, wie ein Mädchen, schlich sie sich wieder davon.

„Ist es nicht so, wie ich dachte, die alte Anne kann auch hexen?" sagte sie zu sich selbst. „Wäre es nicht Schade, wenn sie nicht auch nach der Stadt abgeführt würde? Ich kann es nicht auf mein Gewissen nehmen, hier still zu schweigen; ich will jedenfalls die ganze Geschichte dem Diakon erzählen. Deßhalb, weil sie Erichs Kindswärterin war, kann ich es noch nicht dulden, daß uns die Hexe Alle zusammen verzaubert. Erich mag es nun wohl oder übel aufnehmen."

Er hatte nämlich bei seiner Zurückkunft von dem Besuch bei der alten Anne, es Barbara ernstlich untersagt, ihr ein Wort nachzureden, weil sie ganz unschuldig sei. Daher kam es, daß sie sich nicht unterstand, Anne beim Verhör mit der Schöppen Liese anzugeben, obschon ihr das Wort auf der Zunge brannte. Kaum war Erich mit dem Glöckner fortgegangen, als ihr das Schweigen und die Einsamkeit

unerträglich wurden. Sie weckte die Mägde und theilte ihnen die Neuigkeit mit. Wenn diese auch sonst brummten, falls sie zur Unzeit geweckt wurden, so waren sie doch jetzt auf der Stelle munter. Die Rakete war angezündet, die Mägde liefen hinaus und schnell, wie ein Lauffeuer, ging die Neuigkeit umher. Der Kirchhof füllte sich mit herbeiströmenden Leuten, die darauf warteten, wenigstens den Teufel in eigner hoher Person zu Gesicht zu bekommen.

Einunddreißigstes Kapitel.

Bevor noch der Knabe zugleich mit Lene nach dem Gefängniß in Westeras abgeführt wurde, stellte Erich ein Verhör mit ihm an und fand zu seiner Betrübniß die Bestätigung des Spruches, daß die Sünden der Eltern auch über das Haupt des Kindes die Gewitterwolken der Strafe zusammenhäufen; so tiefe Wurzeln hatten Lenens verderbliche Lehren schon geschlagen. Seit dem Tag, da es Lene geglückt war, den Argwohn der Hexerei auf die unschuldige Anne zu wälzen, hatte auch der Knabe die Folgen dieser niedrigen Handlung erfahren. Früher wurde das Kind nur für den allgemein beliebten Sohn Annens angesehen; jetzt aber erblickte man in ihm nur einen Bastard, der zu jener Zeit der Unglücklichste von Allen war, indem auf einer ehrlichen, wenn auch niederen Geburt, so zu sagen das ganze Dasein des Menschen beruhte. Nahte ein solcher seinen Altersgenossen, so ließen die aus Abscheu fort. Lene, die Nichts unbenutzt vorübergehen ließ, versäumte diesen Umstand nicht. Zuerst zerriß sie schonungslos den Schleier der Unwissenheit, der die Blicke des achtjährigen Knaben verhüllte, und freute

sich der Thränen der Schande und der Verzweiflung, die den Augen des aus dem Paradies seiner Unschuld gerissenen Kindes erpreßt wurden. Dann spiegelte sie ihm vor, daß er von hoher Geburt sei und seine Rechte wieder erlangen könne, wenn er nur ihrem Rath folgen und ihr in Allem gehorchen wolle. Da der Knabe im Anfang erschrack, sagte sie ihm wie im Vertrauen, daß seine Pflegemutter selbst hexen könne, und daß er sie auf der Reise nach Blakulla begleiten dürfe. Das wirkte. Als Probestück, wodurch er sich eine solche Belohnung verdienen könne, befahl sie ihm, die Kirchenschlüssel zu stehlen; und nachdem er dieß, wie wir gesehen haben, glücklich ausgeführt hatte, verlangte er, weil er müde sei, bei dem Glöckner selbst über Nacht bleiben zu dürfen, was auch geschah. In dem festen Gedanken an Lene und ihre Hexereien, schlief er ein. Die Gedanken verwandelten sich zu Träumen; und das Sprechen im Schlafe, das schon so viele Geheimnisse ausplauderte, verrieth auch die seinigen oder richtiger die der Lene.

Alle diese Vorfälle hatten die letzten Kräfte der bejahrten Anne gewaltig erschüttert. Sie war nicht mehr die frühere freundliche Alte, deren frisches Aussehen verkündete, daß sie wohl noch Lust haben dürfte, ein Jahrzehnt zu leben; jetzt war sie abgemattet und kaum vermochte sie sich niedergebeugt fortzuschleppen. In dem unglücklichen Vornehmen des armen Kindes erkannte sie Gottes Strafe über ihre Theilnahme an Lenens Verbrechen, und kaum konnten Erichs fast tägliche Besuche ihr Herz beruhigen.

„Gott sucht die Kinder für die Missethaten der Eltern heim,“ antwortete sie auf die Trostgründe des ehrlichen Magisters; „und für Andres waren die Fehler derselben noch nicht genug, auch die Schuld seiner Pflegemutter mußte noch hinzukommen, um das Maaß der Sünden über dem Haupte des Unglücklichen zu häufen. O, mein Gott! laß die Strafe mich alten, vertrockneten

Stamm allein treffen, und schone des jungen Zweiges!" — Nur Erichs Versicherung, daß er Alles thun wolle, um den Knaben zu retten, was er auch wirklich zu können hoffte, vermochte das zerknirschte Gemüth des Alten zu beruhigen. Er verließ sie mit dem Versprechen, am folgenden Tag selbst nach der Stadt zu reisen und mit den Mitgliedern des Gerichtshofes zu sprechen. Gottes Segen dafür, lieber Erich!" antwortete sie, ergriff ihren Stock und begleitete ihn bis zur Thüre.

Als die Alte erkrankte, war der Sommer noch nicht völlig herangekommen. Die Birken waren noch rothbraun und die andern Bäume hatten erst kleine Knospen; jetzt aber waren sie alle vollkommen ausgeschlagen, und ihre belaubten Kronen prangten in ihrem frischen, glänzenden Grün, welches, besonders wenn es die Sonne mit ihren Stralen begießt, eine Wirkung hervor bringt, als ob jedes Blatt in Goldschimmer mit unterlegter grüner Folie erglänze. Ergriffen von diesem Anblick, rief die alte Anne aus der Fülle ihres Herzens: „Ich habe jetzt fast siebzig Jahre gelebt; aber niemals habe ich einen so herrlichen Tag gesehen! Wie schön muß es nicht im Paradiese sein, wenn es hier auf Erden schon so aussieht! Wie vermöchte ich Gott hinreichend zu danken, der mich durch Erich aus den Klauen des Satans gerissen hat; und wenn ich auch jetzt sollte angeklagt werden — mag es kommen wie es wolle, so habe ich doch einen solchen Morgen erblickt!"

Annens Hütte lag, wie früher schon gesagt, in einem Gehölz. Der eine Pfad von da führte nach dem Pfarrhofe, der andere über einen Hügel nach der Landstraße, welche man in einiger Entfernung durch die Bäume sehen konnte. Die Alte hatte während ihrer Betrachtungen das Rollen eines Wagens auf der Straße überhört und auch nicht bemerkt, daß ein Fuhrwerk bei dem Pfade, welche über den Hügel führte, still hielt. Aber endlich sah sie zwei Männer herbei schleichen. Erschrocken blickte sie umher und wurde gewahr, daß von einer an=

dern Seite ebenfalls zwei herbei kamen und von einer dritten noch zwei. Ein heimliches Gefühl sagte ihr: Laß jetzt sehen, daß Du volles Vertrauen zu Gott hast; das gilt Dir!" ruhig, obschon zitternd, sah sie dieselben herankommen und erkannte bald Leute aus dem Flecken, den Lehnsmann und den Viertelmeister und zugleich vier Männer von der Sicherheitswache. Als sie merkten, daß die Alte sie gesehen hatte, riefen sie ihr zu: „Rühr Dich nicht von der Stelle, Hexe! Wir haben Silberkugeln um Dich niederzuschießen, wenn Du nur einen Schritt weiter gehst!" Anne schauderte bei dieser Beschuldigung, sagte aber alsbald leise vor sich hin: „Ich habe es ja nicht besser verdient!" und stand dann mit niedergebeugtem Haupte und ergeben in Erwartung ihrer Schergen unbeweglich da. Jetzt fuhren sie Alle auf einmal auf sie zu und ergriffen sie, als ob sie fürchteten, daß ein Drachenbespannter Wagen bereit stehe, sie ihren Blicken zu entführen. „Meine lieben Freunde," sprach Anne bittend, „thut mir Nichts zu leide; ich kann weder, noch will ich Euch entfliehen. Was wollt Ihr mit mir?"

„Was wir mit Dir wollen? Nach der Stadt wollen wir Dich führen, Dich Satanshexe! Dort sollst Du vor Pontius Pilatus zu Gericht stehen!" gab der Lehnsmann zur Antwort. Damit sie nicht entkommen könne, schlangen sie ihr einen Strick um die Arme, und ohne Schonung für ihr Alter und ihre Schwachheit, schleppten sie sie mit sich nach der Landstraße. Auf ihre Bitte, die Thüre schließen zu dürfen, antwortete man ihr unter einem tüchtigen Stoße: „Das lohnt nicht der Mühe; Du wirst doch nie mehr hinein sehen!" Beim Anblick ihrer Thränen sagte der Kirchenwärtel, der jetzt grade hinzu trat: „Heule in der Hölle, verdammte Hexe! Jetzt steht Dir der Magister nicht bei, dem Du weiß machen kannst was Du willst. Vielleicht hast Du ihm noch am Ende Etwas vorgespiegelt, was ich nicht sagen will!" — „Vorwärts, sage ich!" brüllte der Lehnsmann und hob seinen Stock auf. Der Schrecken gab Annen

Kräfte; sie ging so schnell sie nur konnte, und bald waren sie an der Landstraße. Mit derselben Kälte, womit man ein Ackergeräthe aus dem Schuppen hervorzieht, nahm der Viertelmeister Fesseln und Handschellen aus dem Wagen. Ergeben, wie ein Lamm, das man zur Schlachtbank führt, ließ sich die Alte die Kette anlegen. Nachdem sie in den Wagen gehoben war, setzten sich der Viertelmeister und der Kirchenwärtel auf dem Rücksitz und nahmen Anne zwischen sich. Der Lehnsmann und der Fuhrknecht setzten sich vorn hin; die andern Männer nahmen Platz so gut sie konnten, und nun rasselte der Wagen dahin, so schnell die Pferde zu laufen vermochten.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Nach der damaligen Zeiteintheilung, war es schon spät am Mittag, als die beklagenswerthe Anne mit ihrer Ehrenwache in die Stadt kam. Wäre sie Bequemlichkeit gewohnt gewesen, so hätte wahrscheinlich diese vierstündige Reise sie getödtet; so hatte sie ihr wenigstens in sofern das Bewußtsein geraubt, daß sie wenig oder Nichts von den Aeußerungen und Urtheilen vernahm, welche um sie her und über sie ausgesprochen wurden. Als sie die große Straße nach dem Schlosse zu hinauf fuhren, klirrten die Ketten, mit welchen die Alte in dem schlechten baufälligen Wagen gefesselt war, grade wie eine Fuhre Stangeneisen aus dem Bergwerk. Die Hausfrauen und ihre Mägde, die erstern an den Fenstern, die andern unter den Thüren, eilten herbei und schrieen beim Anblick Annens, die fast in der ganzen Stadt bekannt war, laut auf. Die unglück-

liche Herengeschichte brachte sie bald auf die rechte Spur eines so unglaublichen Vorfalls, wie der war, daß man die alte Anne des seligen Pfarrers in Kalbäck gefesselt auf das Schloß brachte. Es wird als ganz sicher behauptet; daß einige Hausmütter die Gelegenheit benutzt haben, aus ihren Webstühlen stiegen und ihre Spinnrocken im Stiche ließen, ja, daß sogar Eine oder die Andere die auf Pfingsten beabsichtigte große Wäsche aufschob, um bei ihrem geliebten Göttertrank, dem vor Kurzem in Aufnahme gekommenen Kaffee, sich über die entsetzliche Verderbniß der Zeit und den Sieg des Teufels über die Menschen zu berathen und Schutz davor zu suchen.

Am Schloßthore stieg der Lehnsmann ab und ging dem alten Gefangenwärter entgegen, der hinkend herbei kam, um zu sehen, welch edlen Gast die Residenz des Landeshauptmanns wieder erhielt, mit wenig Worten berichtete der Lehnsmann den Verlauf der Sache. Der alte Soldat fluchte fürchterlich: „Was Teufel seh' ich? die alte Anne, die Wittwe meines Kameraden, eine Here?“ Auf eine solche Begegnung war die arme Alte nicht vorbereitet; deßhalb war auch diese Begrüßung das Kränkendste, was sie bisher erfahren hatte. Die Thränen strömten ihr aus den Augen, und ach! die Unglückliche hatte nicht einmal eine Hand frei, um sie abzutrocknen. Ihre Begleiter brachen über ihre vergeblichen Bemühungen in ein lautes Gelächter aus. „Du hast grade die rechten Handschuhe für die schönen Krokodillsthränen, Du verdammte Here! Ja, ja, so bezahlt der Teufel seine Werkzeuge.“ Der Gefangenwärter, den das Andenken an seinen frühern Kriegskameraden weich machte, fühlte seine Augen feucht werden. „Der Teufel soll mich holen!“ sagte er, „habe ich nicht Lust, es eben so zu machen, wie dort das Volk in Deutschland, das an Abgötterei glaubt, nämlich ein Kreuz zu schlagen. Anne, Anne, wie konntet Ihr so Eurer Seele Seligkeit wegwerfen und Euren Mann vergessen, dessen letztes Wort,

als er auf dem Schlachtfelde fiel, Euer Name war, und die Bitte: „„Gott helfe meiner Anne!““ Diese Worte, welche Anne natürlicherweise nie mit Gleichmuth hätte anhören können, hatten jetzt eine doppelte Wirkung und trugen dazu bei, ihren Leidenskelch bis zum Rande zu füllen; aber insofern waren sie wohlthätig, als sie ihr auf kurze Zeit das Bewußtsein ihres Elendes raubten.

„Was tausend Teufel!“ fluchte der Lehnesmann, „bist Du verrückt, Kerl? Zum Henker, ich glaube gar, die alte Vettel stirbt uns, wenn Du so fort machst, und dann betrügst Du das Feuer um den Leib, und schickst die Seele zur Hölle, die von dem Pfarrer vielleicht noch hätte gerettet werden können. Nimm ihr die Fesseln und die Handschellen ab und hole ein wenig Wasser, um es ihr überzuschlagen, daß wir sie wohlbehalten aus dem Wagen und hinunter in die Hexenhöhle bringen können. Ich denke, die ist wohl nicht leer?“

„Nein, Gott weiß es!“ antwortete der Gefangenwärter, der es gleichwohl nicht unterlassen konnte, Anne mit mitleidigen Augen zu betrachten; „wir haben grade ein solches Teufelsweibsbild drin, und die ist auch aus Eurer Gemeinde.“

„Ha, ha, ha! die passen grade zusammen; Gleich und Gleich gesellt sich gern! Aber hör einmal, Vater Rask, das wirst Du bleiben lassen, die Leute so zu chikaniren. Meinst Du, es geb' an andern Orten nicht auch Hexen? Ich will Dich lehren!“

„Dummes Zeug!“ brummte der Alte, „meinst Du, ich wäre bange vor einem Lehensmann? Ich will Dir nur sagen, daß ich auch schon Lehensmänner in meiner Verwahrung hatte; deßwegen brauchst Du nicht bös zu werden.“

Der Streit wäre wahrscheinlich so ernsthaft geworden, daß er die beiden Parteien ins Gefängniß gebracht hätte, wäre nicht ein Gerichtsdiener herabgekommen und hätte ihm durch den Befehl ein Ende gemacht, daß die Ge-

fangene auf der Stelle nach dem bestimmten Ort solle abgeführt werden.

Nun führte der Gefangenwärter die fast halb todte Anne in eine unterirdische Gefängnißhöhle, in welcher gewöhnlich die Personen verwahrt wurden, die dergleichen Verbrechen angeklagt waren. Die grausame christliche Liebe der damaligen Zeit konnte die Gefängnisse für solche Verbrecher nicht abscheulich genug bekommen, noch auch eine hinreichend martervolle Behandlungsart derselben ersinnen, theils um durch körperliche Pein die Seele zu retten, theils um ihnen einen Vorgeschmack der Hölle zu geben, der sie sich verschrieben hatten. Die Alte, die in Bezug auf sich selbst die erste Meinung theilte, betrachtete diese Unmenschlichkeit wie eine rechtmäßige Strafe und trug ihr Schicksal mit Unterwürfigkeit. Aber sie wußte noch nicht, welch ein schauderhaftes Leiden ihr vorbehalten war. Bald gelangten sie in einen unterirdischen Raum, vor dessen Decke eine brennende Lampe herabhing, die der Gefangenwärter herunter nahm, um sich in der Dunkelheit zurecht zu finden; darauf brachte er sie durch einen Seitengang, der auf eine Eisenthüre führte, die, nachdem Mask das ungeheure Schloß geöffnet, sich knarrend in ihren rostigen Angeln drehte. Anfänglich gewahrten Annens in Thränen schwimmende Augen Nichts; aber wie bald wurde sie aus ihrem Irrthum gerissen; eine Stimme, die ihr das Blut vor Schrecken erstarren machte, krächzte:

„Bringt Ihr mir schon mein Abendessen?"

„Ach nein," antwortete der Gefangenwärter, „Gott soll's wissen, ich bringe Euch nur eine Kamerädin."

Ein Strahl von Schadenfreude blitzte in den Augen der Hexe.

„He, he, he, die alte Anne!" rief sie mit höhnischer Freude. „Willkommen, Kamerädin: das war schön, jetzt wollen wir uns Vergnügen machen! Weißt Du noch, wie Du Dich dem Tenfel verschriebst? Jetzt wollen wir

unsre Liebhaber herbeilocken; wir haben jetzt hübsch Zeit dazu."

Ganz in Verzweiflung warf sich Anne dem Gefangenwärter zu Füßen:

"Vater Rask; um Jesu willen, gebt mir ein anderes Gemach! Macht mit mir, was Ihr wollt; bringt mich weg aus der Gemeinschaft mit dieser . . .,"

„Ach, ach!" seufzte Lene mit verstellter Frömmigkeit und that, als ob sie weine, „was habe ich, armes Weib, Euch gethan, daß Ihr mich so verabscheut, und mich, unschuldiges Menschenkind, zu Fall bringen wollt? Machen — liegst Du ihm nicht an, er soll mit Dir machen, was er will? Liebes Herzchen, der Mann ist siebzig Jahre alt, was wird er noch wollen? Nein, danken will ich unserm . . ."

"Schweig mit Deiner Gottlosigkeit, verdammte Hexe!" rief der Alte und beschwichtigte sie durch einige Hiebe mit einer großen Lederpeitsche, daß sie heulend zusammen kroch. Anne, die schon seit vielen Jahren mit dem Greise bekannt war, ihn aber doch nie als Gefangenwärter gesehen hatte, wagte vor Schrecken kaum zu athmen; und bei jedem Peitschenhieb krümmte sie sich vor Furcht. Nachdem der Alte endlich Lene zum Schweigen gebracht zu haben glaubte, kam er wieder zu Anne, und hob sie von dem elenden Strohlager, worauf sie niedergesunken war, langsam auf.

„Seht Ihr," fuhr der erbitterte Mann fort, „welchen Willkomm ich austheilen kann," dabei hob er die Peitsche in die Höhe, „wenn Ihr es wagt nur zu muksen." Jetzt legte er sie weg, hob einen Eisenreif vom Boden auf, der mit einer Kette an der Mauer befestigt war, schloß ihn Anne um den Leib, holte ihr einen Krug Wasser und ging. Die Angeln knarrten, der Fallbaum und die Riegel wurden vorgeschoben — noch ein Augenblick — und es war still dort wie im Grabe.

Doch blieb es nicht lange so; als der letzte Laut von Rask's Schritten auf der Treppe verhallt war,

raffte sich Lene auf und stürzte hervor, so weit ihre Kette reichte. Die Augen funkelten in der Finsterniß, wie die eines Wolfes, und mit vor Wuth unterdrückter Stimme sagte sie:

„Ich wollte, der Teufel käme und zwickte Dich braun und blau, Du unverschämte Kreatur, um derentwillen ich das Alles erdulde! Bin ich nicht Deinetwegen gefesselt, nicht Deinetwegen geschlagen worden? Aber warte, ich will es Dir heimbringen! Was hast Du dem scheinheiligen Pfaffen zu beichten gehabt! Aber, siehst Du, Du hast Deinen Lohn dafür bekommen, und glaube ja nicht, daß Du jetzt des Teufels los und ledig bist! Nein, noch hält er Dich fest; spürst Du ihn im Nacken?"

Anne hatte sich auf die Kniee niedergeworfen und bat um Gnade und Erbarmen.

„Ja, bete nur jetzt, Du Höllenbrand; es ist zu spät! Denkst Du noch an die Nacht, als sich der Gewittersturm erhob? Ich war es, die das Unwetter heraufbeschwor, und mein Meister kam zu mir, er, dem ich treu verbleiben werde, Pfaffen, Gefängniß und dem Tod zum Trotz. Da verschriebst Du ihm Deine Seele, da brachst Du Dein Taufbündniß. Hüte Dich, Du; er kann jeden Augenblick kommen und Dir den Hals umdrehen; meinst Du, Gott kümmere sich um Dich? Ha, ha, ha!

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Wieder erhob sich die Morgensonne; aber in Annens Gefängnißhöhle war es immer Nacht. Endlich schlug es fünf Uhr, die Stunde, in der Rask seine Runde bei den Gefangnen machte, theils um nachzusehen, ob

Alles in Ordnung sei, und theils um ihnen ihr gewöhnliches Frühstück zu verabreichen. Bei seinem Eintritt in das Gefängniß war es dem erfahrnen Manne nicht schwer einzusehen, wie die beiden Weiber die Nacht zugebracht hatten. Lenens trotziges und Annens ängstliches Aussehen sagten ihm Alles. Der armen Anne war wegen der Lästerungen der Lene die ganze Nacht kein Schlummer in die Augen gekommen; sie saß mit zusammengefaltnen Händen auf ihrem Strohlager. Auf Rask's theilnehmende Frage, wie es mit ihr stehe, antwortete Lene an ihrer Stelle:

„Ach, mit ihr steht es nicht so gefährlich; seht sie nur einmal ordentlich an; ich meine, der Augenschein soll das schon lehren! Ich habe mein Verbrechen reuevoll erkannt; aber Gott weiß, wenn Ihr diese zum gestehen bringt. Seht nur, wie ihr die Augen und die Wangen brennen, schlimmer als wenn sie eben von dem größten Schmause auf Blakulla zurück käme."

Lene stockte in ihrer Rede bei einem Anblick, der auf sie eben so unheilbringend wirkte, wie am Abend vorher ihr eigner auf Anne. Ihre blitzenden grauen Augen wurden grüngelb vor Wuth; ihre von Natur aus dunkle Gesichtsfarbe, welche die Gefängnißluft gebleicht hatte, wurde schwarz vor Bosheit. Zitternd vor Schrecken, wandte Anne ihre Blicke nach der Gegend, welche Lene ein solches Entsetzen einzujagen schien, und — so kann derselbe Gegenstand auf verschiedene Personen verschiedene Wirkungen hervorbringen — Annens ängstliches Aussehen verschwand, und ein Stral von Hoffnungen glänzte in ihren matten Augen; denn hinter dem Gefangenwärter wurde sie Erich, ihren geliebten Ziehsohn gewahr, der mitleidige Blicke auf sie heftete. Angst und Besorgniß verschwand. Seit dem Tag, da es ihm gelungen war, sie mit sich selbst zu versöhnen, sah sie Erich fast für ein höheres Wesen an und glaubte, daß sich der Stelle, wo er war, kein geistiges Uebel nahen könne. So weit die Kette reichte, näherte sie sich Erich und

streckte ihm kniefällig ihre Hände entgegen. Erich ergriff ihre zitternde Hand, wandte sich zu Lene und fragte mit ernster Stimme:

„Fühlt Ihr keine Reue darüber, daß Ihr eine siebzigjährige Greisin, die nur noch wenige Schritte bis zum Grabe hatte, in einen solchen Abgrund des Elends gestürzt habt? Ihr Alter, ihr unbescholtner Lebenswandel müßten Euer Mitleid erregt haben, wenn noch ein Funke von Menschlichkeit in Eurer Brust wohnte."

Lene, die jetzt der Verstellung nicht mehr bedurfte, antwortete keck:

„Wenn sie alt war, warum läßt sie sich anführen? Wenn sie unbescholten war, warum sitzt sie hier?"

„In Folge Eurer hinterlistigen Anschläge!" Der Gefangenwärter erhob, im höchsten Zorn darüber, daß sie einem Geistlichen so zu antworten wagte, die Peitsche; aber Erich hielt seinen Arm zurück und fuhr fort:

„Lene, häuft nicht auch noch Frechheit zu Euren übrigen Verbrechen; geht in Euch! Auch für Euch kann es noch Zeit sein zur Reue."

Sie wollte antworten, aber der Anblick Rask's mit der Peitsche band ihr die Zunge; dagegen schleuderte sie giftig durchbohrende Blicke auf das Opfer, von dem sie fürchtete, daß es ihr entgehen werde. Mit Abscheu wandte sich Erich weg, und doch gebot ihm sein geistlicher Beruf, zu bleiben und Alles zu versuchen, um auch diese Verworfne zu retten. Aber noch höher steigerte sich ihre Wuth, als der Gefangenwärter nach einigen Worten, die ihm Erich zugeflüstert hatte, den Reif aufschloß, mit dem Anne an die Wand gefesselt war. Bei dem Gedanken, daß Anne jetzt auf freien Fuß gesetzt werde, konnte sie sich nicht länger bezähmen. Sie brach in die entsetzlichsten Flüche und Verwünschungen aus, untermischt mit Drohungen gegen Erich; und noch frecher und unsinniger wurden ihre Worte, als sie sah, wie Erich den Gefangenwärter hinderte, sie zu mißhandeln. Sie betrachtete das bei Erich als Furcht, was nur eine Frucht

seiner Menschenliebe, auch für sie, die Gottlose war. Bald war Anne von ihren Fesseln befreit. Erich nahm sie beim Arm, um ihren schwankenden Schritt zu unterstützen, und entfernte sich mit dem festen Entschluß wieder zu kommen, um wo möglich Lenens Gewissen zu erwecken. Der Gefangenwärter folgte ihm fluchend, mit dem Versprechen, ebenfalls bald wieder zu kommen, und mit der Peitsche der verdammten Hexe den Teufel aus dem Leibe zu treiben; aber dem ungeachtet hörte man noch durch die verschloßne Thüre ihre unsinnigen Drohungen und Ausrufungen, die Folgen einer ohnmächtigen Wuth.

Der Gefangenwärter führte sie einige Treppen hinauf, und öffnete die Thüre zu einem kleinen Gemach, das freilich feucht genug, aber doch noch hübsch war im Vergleich mit der entsetzlichen Höhle, die sie eben verlassen hatten. Freilich war das hoch oben befindliche Fenster mit starken Eisengittern versehen; aber das schreckliche derselben wurde durch das hindurchdringende Tageslicht verringert; eben so wenig herrschte hier die dumpfe, drückende Luft, wie in dem frühern unterirdischen Neste. Das feuchte, halbfaule Stroh auf einer Pritsche in der Ecke der Höhle, war hier durch ein Bett mit dürren, frischen Halmen mit Decken und Lacken ersetzt. Erich ließ die ermattete Alte auf das Bett niedersitzen, während Rask hinausging und alsbald mit einem kleinen Korb zurück kam, der zuträgliche und erfrischende Speisen für sie enthielt. Er vermochte sie auch, ein kleines Glas Wein zu trinken, um ihre schwachen Lebenskräfte ein wenig anzuregen. Nachdem Anne gegessen und mit kindlicher Frömmigkeit Gott für diese unvermuthete Erquickung gedankt hatte, ergoß sie sich in Segenswünschen für Erich, als dem einzigen Mittel zu ihrer Rettung. Gewohnt, schon von seiner Jugend an aufmerksam auf die Züge ihres Lieblings zu achten, konnte ihr der Ausdruck von Trauer, der sich bei dem von ihr ausgesprochenen Worte Rettung auf dieselben lagerte, nicht entgehn.

„Lieber Erich, ich meinte nicht meine Rettung von der Strafe, denn die habe ich verdient, wie ich wohl weiß, sondern daß sie mich aus dem entsetzlichen Gefängniß gerettet haben und von der schrecklichen...“ hier schwieg sie und machte sich in ihrem Herzen Vorwürfe, daß sie in derselben Stunde, in der Gott ihr Hülfe geschickt hatte, eine Person anklagen könne, die sie in ihrer Einfalt für nicht verbrecherischer als sich selbst hielt, weßhalb sie ihren Fehler alsbald gut zu machen suchte.

„Lieber Erich,“ bat sie, wie schon früher einmal, „gehen Sie doch zu der armen Lene, reden Sie mit ihr und stellen Sie ihr ihre Sünde vor; Sie können das so schön auseinandersetzen. Wenn Sie ihr Gewissen nicht rühren können, so kann es Niemand.“

Erich war über die Gutmüthigkeit der Alten innig gerührt, aber eben so innig schmerzte es ihn, wenn er bedachte, daß es ihm wahrscheinlich nicht gelingen würde, Lene zu retten; gleichwohl wollte er Alles versuchen, was in seiner Macht stand.

Während der Stille, die für einen Augenblick hierdurch entstand, hefteten sich Annens Augen zufällig auf das Lacken, welches das Stroh in ihrem Bett bedeckte, und auf welchem sie mit Bestürzung Frau Rabenius Namenszeichen erkannte.

„Gewiß ist dieses Betttuch hier aus Rabenius Hause?“

„Ja.“

„Sie wissen also — — und verabscheuen mich nicht wie die Pest? Gott soll hüten, wie mögen jetzt die Leute von mir reden! Ich muß gewiß sagen: Ihr Berge, fallt über mich!“

„Wo ist jetzt meine alte, treue Anne, die so geduldig die Strafe erleiden wollte, die sie für verdient ansah und sich jetzt doch wieder vor dem Geschwätz der Leute fürchtet? Denkt an Ihn, der unschuldig alle Schmach ertrug, so werdet Ihr Kraft finden, die zu tragen, die Ihr Euch selbst zugezogen habt.“

Die Alte ließ das Haupt sinken. „Was spricht Katharine?“ fragte sie. „Ist sie böse auf mich?“

„Nicht im Geringsten! Ihr sollt selbst hören. Gestern Vormittag, als ich von Euch kam, war ich noch nicht lange zu Hause, als die alte Base mit der Nachricht von Eurem Unglück hereingestürzt kam. Ich wollte mich schnell auf's Pferd werfen und hierherreiten, als ich in derselben Minute zu Peter Pehrsson in Skantsen, dessen Frau am Tode lag, zur Ertheilung des Abendmahls beschieden wurde. Bei meiner Ankunft stand Katharine am Bett und beschäftigte sich mit der Kranken.“

Anne lächelte innig und unterbrach Erich:

„Ja, sie ist immer das liebe, schöne Kind; immer ist sie zur Hand, wenn Jemand krank oder leidend ist. Na, na, sie hat auch eine fromme Mutter. Erich, Sie bekommen einen wahren Engel Gottes! Nun, und dann? Wie ging's mit der Alten?“

„Es hat keine Gefahr; ich glaube gewiß, daß die Heilmittel, die sie von Katharinens Mutter bekommen, sie gerettet haben. Aber grade, als sie von mir das heilige Abendmal erhielt, stürzte ihr Schwestersohn unbedachtsam herein und erzählte ganz laut, daß ihr gefangen genommen und hierher geführt worden seid. Ich beschwichtigte ihn, führte ihn hinaus und verwies ihm seine Unvorsichtigkeit, an einem Krankenbett von so Etwas zu sprechen. Katharine kam sogleich nach. Ihr könnt Euch wohl denken, Anne, welch heftigen Eindruck dieß auf sie gemacht haben mag; sie brach in Thränen aus, wollte, daß ich sogleich hierher fahren solle und bat mich nur, eine kleine Weile zu warten, bis sie von Hause wiedergekommen sei, wohin sie gleich laufen wolle. Es dauerte auch nicht lange, bis sie mit einem Bündel Eßwaaren, der Decke und dem Lacken zurück war.“

Sich als einen Gegenstand der Liebe und Sorgfalt zu erblicken, das ergriff die Alte tiefer, als all ihr Elend. Sie fing überlaut zu weinen an.

„Womit habe ich so viele Güte verdient, während

Andere, die weniger verbrecherisch sind, als ich, im Elend vergehen? Erich, lieber Erich! grüßen Sie Katharine und sagen Sie ihr, daß ich ihr niemals vergelten kann; aber Gott wird es thun! Ach, ich habe immer gedacht, ich könnte auf Eurer Hochzeit sein! Das wird wohl schwerlich geschehen; aber wenn mir der Herr, um Jesu willen, meine Sünden vergibt, so will ich unaufhörlich für Euer Wohlergehn beten."

Erich konnte Anne nicht verhindern, ihre brennenden Lippen auf seine Hand zu drücken. Er sagte ihr noch einige tröstliche Worte und betete mit der Alten; und da er sie endlich beruhigt sah, stand er auf, um fort zu gehen. Zitternd fragte sie nach ihrem Andres. Erich wiederholte sein Versprechen, Alles für das Kind zu thun, was in seinen Kräften stehe, und ging dann fort, begleitet von den Gebeten und den Segenswünschen der alten Anne.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Nachdem Erich Anne verlassen und den Gefangenwärter auf das Beweglichste gebeten hatte, in Allem, wo es auf ihn ankomme, ihr unglückliches Schicksal zu erleichtern, ging er wieder nach dem Gasthause, wo seine sorgfältige Umkleidung deutlich zeigte, daß er einen wichtigen Besuch machen wolle.

In einem ziemlich großen Zimmer, dessen Wände durchaus mit Büchergestellen bekleidet waren, saß ein älterer Mann von ehrfurchtgebietendem Aeußern, in einem großen Lehnstuhl vor einem Schreibtisch an dem Pfeiler zwischen zwei Fenstern, die sehr hoch, aber schmal waren und aus ungefähr vier Zoll großen, in Blei gefaßten

Scheiben bestanden. Man sah genau, daß die aufgestellten Bücher nicht blos zum Beschauen, sondern auch zum Lesen bestimmt waren. Die meisten trugen ein einfaches, weißes Pergamentkleid; gleichwohl war auch hier der Pracht ein Opfer gebracht, indem einige Wenige, gleich Fürsten in ihrem Geschlechte, goldne Zierrathe auf ihrer weißen Decke trugen; diese aber waren wie unglücklicherweise manche Fürsten auch, nicht zum Nutzen, sondern nur dazu bestimmt, unter den Geringeren zu glänzen und sie zu blenden. Der Herr, welcher im Lehnstuhl saß, arbeitete so eifrig, daß er seinen Famulus, einen jungen Geistlichen, nicht eintreten hörte, der, weil er sich unbemerkt sah, seine Gegenwart durch ein leises Husten zu erkennen gab. Der Bischof sah auf; denn niemand Geringeres war der fragliche ältere Herr. Der junge Offiziant meldete, daß ein Geistlicher um Vortritt bitte.

„Wer ist es? — Ja so, es ist wahr, Du bist erst vor Kurzem hierhergekommen, Du kannst noch nicht alle Geistlichen des Stiftes kennen. Laß ihn eintreten!“ Der Geistliche ging und einen Augenblick darauf trat Erich ein.

„So, Du bist es, mein Junge, mein lieber Erich Croning!“ rief der Bischof, stand auf, ging ihm entgegen und reichte ihm die Hand. „Es ist schön, daß Du kommst; ich hätte Dich sonst heute rufen lassen. Aber vor allen Dingen, ich habe Dich ja nicht mehr gesehen, seitdem Dein Vater, mein alter Freund, dies Zeitliche verlassen, und ich bezeuge Dir mein herzliches Beileid. In ihm haben wir alle einen Pfeiler der Kirche verloren.“

„Und doch muß meine Trauer, hochwürdigster Herr Bischof, die tiefste sein, weil ich sowohl den Verlust des Vaters als des Priesters beklage.“

„Darin hast Du recht. Aber diesen Weg werden wir Alle antreten; was bedeuten einige Jahre mehr oder weniger? Was hat Dich denn sonst hierher geführt; suchst Du Etwas? Der König hat Dir ja die Pfarrei versprochen?“

„Seine Majestät war so gnädig. Es ist auch nicht wegen meiner selbst, daß ich mir jetzt die Freiheit genommen habe, Ew. Hochwürden meine Aufwartung zu machen, sondern wegen einer unglücklichen, verführten Alten, die des unsinnigsten aller Verbrechen, der Zauberei, angeklagt ist.“

Der Bischof runzelte die Stirne, ging einmal im Zimmer auf und ab, sah zum Fenster hinaus, kam darauf wieder zu Erich, stellte sich grade vor ihn und betrachtete ihn scharf.

Ich selbst glaube grade nicht, wenn ich aufrichtig sein soll, besonders an Hexerei; gleichwohl muß, namentlich ein junger Geistlicher, in seinen Aeußerungen vorsichtig sein. Die Zeit erheischt dieß; und vergiß nicht, daß unzeitiger Eifer in jeder Beziehung schadet. Wie kannst Du überdieß die eine Verführte nennen, deren ganzes Leben eine Kette von Verbrechen war?“

„Verzeihung, wenn ich unterbreche; aber welche meinen Ew. Hochwürden?“

„Wen anders, als den Abschaum der Menschheit, diese Finnländerin, die Lene vom Galgenberg?“

„Das konnte ich mir denken. Aber nicht ihr gilt meine Fürbitte, sondern einer siebzigjährigen Greisin.“ Und nun erzählte er offenherzig Annens Lebenslauf und die letzten Ereignisse. Der Bischof schien nachdenklich. „Ja,“ sagte er endlich, „die schwerste Sündenstrafe, die Gott in seinem Zorn über uns schicken konnte, war wohl hier die verdammte, Gott verzeihe mir, daß ich fluche, Hexengeschichte. Ich kann nicht einsehen, was das für ein Ende nehmen soll. Zu guter Letzt werden wir noch Alle zusammen verhext. Selbst der in allem Andern so verständige, so scharfsinnige König liegt in den Fesseln dieser . . . .“ Hier hielt er plötzlich inne. „Habe ich, alter Hitzkopf, jetzt nicht wieder mehr gesprochen, als ich sollte und wollte! Höre, mein junger Freund, das bleibt unter uns, verstehst Du?“

„Vollkommen, Ew. Hochwürden. Und was für mich

sehr schmeichelhaft sein muß, ist der Umstand, daß ich diese Ueberzeugung theile."

„Ja, man beschuldigt Dich der Freidenkerei."

„Der Freidenkerei?"

„Ja, gerade der Freidenkerei! Deßhalb wollte ich Dich heute zu mir rufen lassen. Die Pfarrei Kalbäck ist eine zu schöne Braut, als daß sie nicht viele Freier haben sollte, Du hast einen vornehmen Mann zum Widersacher, der in manchen Dingen das Vertrauen des Königs besitzt und der sich für Deinen Nebenbuhler interessirt. Er sagte in meiner Gegenwart, daß es Unrecht sei, den Kindern das Brod wegzunehmen und es den Hunden vorzuwerfen, womit er andeuten wollte, daß Du nicht rechtgläubig seist."

„Also mit solchen Waffen ficht mein Mitbewerber! Wohl mir, daß Ew. Hochwürden mich kennen!"

„Was vermögen wir, ich und das Konsistorium, gegen des Königs Willen, da es sich hier um eine königliche Pfarrei handelt?"

„Ueberzeugen Sie Se. Majestät von meiner Unschuld."

„Das werde ich thun; aber auch Du mußt vorsichtig sein. Der König mag Dich wohl leiden, so daß Dich also Niemand fangen kann, wenn Du nicht selbst in die Schlinge rennst. Freilich habe ich gegen die Hexenuntersuchungen sowohl geredet als geschrieben; aber Du darfst dabei nicht vergessen, daß das, was meinem Alter und meinem Standpunkt in der Kirche ansteht, unmöglich Dir geziemen kann."

„Ich gebe das zu; aber darf ich, kann ich als Priester es mit ansehen, daß der thörichtste Aberglaube verbreitet, daß das Volk durch die absurdesten Lügen irre geführt wird? So hat zum Beispiel diese Lene, die länger als ein Jahr in der Gemeinde wohnte, unter dieser Zeit mehr Unheil angerichtet, als die Pest. Sie hat das einfältige Volk betrogen, bestohlen und verführt; wer kann ihre Opfer aufzählen? Andere zu verschweigen, will ich bloß die Schöppenwittwe, die sonst ein Muster unter den

Bauernweibern war, und ihre einfältige Schwestertochter nennen. Der Tod wird das unvermeidliche Loos ihrer Leichtgläubigkeit sein, und wer ist wohl hier die eigentliche Verbrecherin? Auf welche Weise hat sie nicht Anne zu Grunde gerichtet? Mit welcher Geschicklichkeit hat sie nicht, gleich einer Schlange, die arme Alte umwunden, und wenn ich nur begreifen könnte, warum und wozu?"

„Fast meine ich es zu ahnen; ich habe in meinem Leben so viel mit sogenannten Hexen zu thun gehabt, daß ich ihre Beweggründe ziemlich durchschaue, und ich will meine Bischofsmütze gegen die Kalotte eines Dorfpfarrers wetten, daß sie ihre Verhaftung geahnt und versucht hat, gegen ein kleines Honorar sich, ihrem Wahne nach, von dem Teufel noch einigen Aufschub zu erkaufen. Ueberdieß, wenn ich mich nicht allzusehr täusche, glaubt sie sich von einem heimlichen, mächtigen Beschützer unterstützt; ihre Antworten lauten so wunderlich."

„Und doch verlangt man von mir, ich solle dergleichen Mißbräuche stillschweigend ansehen?"

„Nein, Erich. Aber es ist ein großer Unterschied, blind vorwärts stürzen und gemessen seinen Weg gehen. Du haust auf die Irrthümer einer unwissenden Volksmenge ein, wie Paulus unter die Korinther und das geht nicht wohl an. Noch ein Wort, Erich; es ist ausgesprengt worden, die Quelle des Reichthums der Schöppenwittwe soll ein Nagel sein, womit das Haupt eines Missethäters auf dem Rade festgenagelt gewesen sei? Nun wird allgemein der Glaube gehegt, daß Jeder, der einen solchen Nagel im Besitz habe, reich werden müsse; und man sagt, daß sie bei ihrer Verhaftung, aus Dankgefühl für Deine Bereitwilligkeit, sich ihres Hauses anzunehmen, Dir denselben geschenkt habe?"

„Ew. Hochwürden, diese Lästerung kann mich nur zu einem Lächeln bewegen."

„Und doch wird es allgemein geglaubt. Ist es

wahr, daß Du Dich der Aufsicht ihres Heimwesens an-nahmst?"

„Ja, so lange, bis ihr Schwager herkommen konnte, nach dem ich sogleich schickte. Konnte ich anders, als das versprechen? Ich sah es für die Bitte einer Sterbenden an."

„Ja, und gerade deßhalb legte man Dir dieß zur Last. Man fragte sich: Wie kann ein Mensch, der nicht vom Bösen besessen ist und von ihm seine Reichthümer hat, in den letzten Stunden hieran denken? Schweig! Ich weiß, was Du sagen willst und bei mir bedarfst Du keiner Entschuldigung. Sie hat schwere Arbeit verrichtet und es sich, wie man sagt, um ihr Bischen sauer werden lassen; und ich bin überzeugt, daß sie noch in der Todesstunde daran denken wird."

„Es fällt mir schwer, zu begreifen, wie Jemand dumm und schlecht genug sein kann, solche Absurditäten auszubreiten. Ich kann wahrhaftig nicht einsehen, wozu ein solcher Nagel dienen könne und wie es möglich sei, sich durch denselben Reichthümer zu verschaffen."

„Erich, es gibt keinen Volkswahn, er mag auch noch so abgeschmackt sein, der nicht seinen innern entsprechenden Grund hätte. Du sagst, Du verstehest nicht, wie ein Nagel einen Menschen reich machen könne. Ich kann das Wunder erklären. Der Volksglaube nimmt an, daß ein solcher Nagel um Mitternacht aus dem Haupte des Verbrechers gerissen werden müsse, und daß dasselbe demjenigen nachrolle, der einen solchen Raub zu begehen wage. Es ist natürlich, daß, wer so Etwas unternimmt, nothwendigerweise an den unmittelbaren Beistand des Teufels glauben muß; und schon dieser Gedanke wird ihn immer weiter auf der Bahn des Bösen und der Verirrung führen. Ohne Rast oder Ruh wird er jeden Erwerb ergreifen. Ruf, Ehre, Herz, Menschlichkeit, Alles wird dem schnöden Gelde aufgeopfert; und sag' selbst, ob es dann schwer sein muß, reich zu werden?"

„Nein, nein, Gott behüte uns! Aber, Ew. Hoch-

würden, ich habe noch eine Bitte. Auch ein Kind ist in diese unglückliche Geschichte verwickelt; es ist der Pflegsohn meiner alten Anne. Dieser Knabe, wahrscheinlich ein uneheliches Kind, von Allen verstoßen, saß, ungefähr zwei Jahre alt, eines Morgens auf einem Grabstein und weinte. Niemand wollte sich des Verlassenen annehmen und die Leute des Kirchspiels beschlossen, ihn dem Schinder zu überlassen. Da erklärte Anne, daß sie den Knaben auferziehen wolle. Redlich hat sie mit ihm ihr Brod getheilt und, was mehr ist, ihn wie ihren Sohn geliebt. Auch dieses Kind hat die abscheuliche Lene verführt. Was ist nun sein Schicksal; kann das arme Kind gerettet werden?"

Der Bischof sah finster aus und antwortete mit dumpfer Stimme:

„Das ist eine beklagenswerthe Geschichte; ich wollte hundert Thaler darum geben, wenn dieses Kind nie genannt worden wäre. Deutlicher kann ich mich nicht erklären. Das Schlimmste ist, daß dieser Knabe, bei all' seiner Jugend, eine tief eingewurzelte Ruchlosigkeit zu besitzen scheint. — Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm," murmelte er am Ende vor sich hin.

Wenn auch Erich diese letzte Aeußerung gehört hatte, so stellte er sich wenigstens, als verstehe er sie nicht, sondern fuhr fort:

„Und doch ist das Schicksal des Knaben Annens größter Kummer. Sie ist bereit, Alles zu erdulden, wenn nur das Kind gerettet werden kann."

„Ich verspreche Dir, den Knaben zu retten; wenigstens soll ihm kein andres Uebel widerfahren, als daß er höchstens mit der Ruthe in der Hand an der Kirchthüre stehen muß; und in dieser beklagenswerthen Zeit hat so manches Kind das gethan, daß es durchaus Nichts mehr zu bedeuten hat. Aber jetzt mag es genug von dieser Geschichte sein. — Wie geht es Deiner schönen Katharine? Wäre ich Wittwer, ich würde Dir das Mädchen auf der Stelle abspannen. Aber da dieß nicht der Fall ist, so

will ich Alles dazu beitragen, daß Ihr nicht mehr so lange warten müßt. Du wirst heute das Mittagbrod bei mir einnehmen. Ich kann Dich zu Etwas einladen, was hier in Schweden selten ist. Meine Frau hat von Kungsör einen Bund Spargeln zum Geschenk erhalten. Leb wohl indessen und komm bald zurück!"

Erich verbeugte sich und ging. Seine Unterredung mit dem Bischof Carlsson hatte ihm hinreichenden Stoff zum Nachdenken auf dem Heimweg nach dem Gasthof gegeben. Nun wurde es ihm nach und nach klar, woher die Widerspenstigkeit und das Mißtrauen gekommen war, welches sich bei der letzten Kirchspielversammlung in den meisten dort besprochenen Angelegenheiten gegen ihn offenbarte. Die Gründe zu Muhme Barbaras widersprechenden Protektionen sah er nun deutlich ein, aber es schmerzte ihn, daß sein Mitbewerber, wer es nun auch sein möge, von so gemeiner Denkungsart sein mochte. Auch das begriff er, wie sehr er nun „gemessen seinen Weg gehen" müsse. Aber wie sich vor den heimtückischen Anfällen der Bosheit in Acht nehmen? Und bald machte er in dieser Hinsicht eine traurige Erfahrung: er mußte auf seine Kosten lernen, wie Recht der Bischof hatte, als er ihn bat, den Unterschied zwischen ihrem Alter und Rang in der Gesellschaft zu bedenken.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

An demselben Abend, ungefähr um fünf Uhr, als der Gefangenwärter Rask gerade im Begriff stand, seine letzte Runde für diesen Tag bei seinen Gästen zu machen, kam ein Bedienter mit dem Auftrage, daß er sich sogleich

bei Sr. Gnaden, dem Landeshauptmann einfinden solle. Rask beeilte sich, dem Befehl nachzukommen. Noch hatte er die untere Schloßtreppe nicht erstiegen, als ihm der Landeshauptmann selbst begegnete.

„Hört, Wachtmeister! Habt Ihr die Gefangnen schon visitirt?“

„Nein, Ew. Hochwohlgeboren!“ antwortete Rask und machte, mit dem Schlüsselbund in der Hand und seinem steifen Bein, so gut es sich thun ließ, seine militärische Ehrenbezeugung.

„Ich habe Euch rufen lassen, um Euch zu sagen, daß ich Euch begleiten will.“

„Nach Belieben, Ew. Hochwohlgeboren! Ich bin überzeugt, daß Sie Alles in Ordnung finden werden.“

Sie gingen. Man besuchte alle Arrestlokale, und die Aussage des Alten erwies sich als wahr. Der Landeshauptmann erklärte sich mit der Ordnungsliebe des Gefangenwärters so zufrieden, daß er ihm erlaubte, mit hinauf in sein Zimmer zu gehen, um dort ein Glas Wein zu trinken. „Der Wein erfreut des Menschen Herz,“ sagt Sirach: und wirklich hüpfte dem Alten das Herz vor Freude beim Anblick des perlenden Weins und der Herablassung, oder wie er sich ausdrückte, „der Gemeinheit“ des Landeshauptmanns. Er nahm das Glas und nippte.

„Ach, Ew. Hochwohlgeboren, von dieser edlen Gottesgabe habe ich keinen Tropfen mehr versucht, seit ich mit dem seligen König in Deutschland war.“

„Ja, es ist wahr,“ entgegnete der Landeshauptmann, „Du bist Soldat gewesen beim Regimente Westermanland.“

„Korporal war ich, Korporal, Ew. Hochwohlgeboren, und der König selbst sprach zu mir, als wir eine Schanze einnahmen; er klopfte mir auf die Achsel und sagte: „„Du bist ein braver Junge, Rask; fahr auf diese Weise fort, und es kann mit der Zeit noch Etwas aus Dir werden!““ Der Greis stellte das Glas weg. „Na, eben so gut! Es hat Gott nicht gefallen. Der König fiel,

eine Kugel nahm mir mein Bein weg, und mit ihm alle Hoffnung auf weitere Beförderung."

„Ja, so geht es, Rask!" Der Landeshauptmann füllte sein Glas wieder. „Wäre besonders das Letzte nicht vorgefallen, so könntest Du Offizier geworden sein, so gut wie mancher Andere. Trink, Alter!"

Rask leerte Glas auf Glas, unter lebhafter Beschreibung der Kriegsthaten des seligen Königs. Der Landeshauptmann schenkte immerfort ein.

„Damals waren es gute Zeiten," fuhr Rask fort; „damals hörte man Nichts von Hexen. Fand sich hie und da auch einmal ein altes Weib, die auf dem Besen ritt, so nahm sie der Geistliche unter die Hände. Aber der Satan weiß, gnädiger Herr Landeshauptmann, was der Teufel mit den alten Weibsbildern anfängt! Wäre ich an seiner Stelle, ich würde mich an die Jungen halten, z. B. an Rabenius hübsche Katharine; aber die alte Anne! Na, na, in ihren jungen Tagen war sie ein hübsches und feines Mägdlein, ohne Fehler. Wissen Sie, es gab viele, die ihr nachliefen, das sollten Sie gar nicht glauben; aber damals — da wollte der Teufel Nichts von ihr! Aber jetzt, wo sie... Hm, was steh' ich alter Narr da, und schwatze einem so hohen Herrn dummes Zeug vor? Der Wein ist mir in den Kopf gestiegen, glaube ich."

„Nein, mein Alter," erwiederte der Landeshauptmann, füllte das Glas von Neuem und stieß vertraulich mit Rask an; „es macht mir Vergnügen, einem alten ehrlichen Kriegskameraden, wie Du, zuzuhören, der sein Blut für das Vaterland vergossen hat. Prosit!"

„Nein, Herr Landeshauptmann, ich habe schon zuviel getrunken; ein Gefangenwärter muß nüchtern sein."

„Das ist wahr; aber der Landeshauptmann visitirt nicht alle Tage selbst. Setz Dich, Rask!"

„Nein, Herr Landeshauptmann! Verdammt, wenn das geht! Das ist wider den Respekt," antwortete der Alte, der nur mit der größten Mühe auf seinem einen

Beine stehen konnte. „Ich weiß nicht, was das mit mir ist, es wird mir so schwer im Kopf.“

„Nun, so setz Dich.“

Der Landeshauptmann setzte den Alten in einen bequemen Lehnstuhl, gab ihm das Glas, that, als ob er ihm zutrinke, und zwang ihn auf diese Art, auch das seinige zu leeren. Die Wirkung zeigte sich bald; binnen wenig Augenblicken schnarchte der alte Rask wie ein Pferd.

„Nun, endlich!“ rief der Landeshauptmann, nahm die Gefängnißschlüssel und ging in ein anderes Zimmer.

Sechsunddreißigstes Kapitel.

In gespannter Erwartung saß indessen in dem innern Zimmer des Landeshauptmanns dasselbe Fräulein Julie, welche, im Anfang unserer Erzählung, den Gifttrank bei Lene bestellte. Durch eine Verwechslung der Flaschen, gab die Hexe die Mixtur, welche hierzu bestimmt war, der Christel als Liebestrank, und verursachte dadurch ihr Unglück. Während Julie allein war, gab sie sich keine Mühe, ihre, jeden Augenblick zunehmende Unruhe und Verwirrung zu verbergen. Bald rang sie die Hände und seufzte, bald sprang sie vom Stuhle auf und lauschte an der Thüre, ob sich Niemand nähere, bald raunte sie mit gekreuzten Armen und stieren Blicken im Zimmer umher. Es war eine durch Ungeduld unterbrochene Wuth. Endlich erschien der Landeshauptmann, und ihre Züge nahmen wieder den Schein eines beruhigten Vulkans an.

„Alles ist in Ordnung, mein Fräulein; wollen Sie mich gefälligst begleiten!“ sagte der Landeshauptmann. „Werfen Sie diesen Mantel und diese Kappe über. Ich

habe freilich Jedermann entfernt; aber wie leicht könnte es doch geschehen, daß wir, wenn es das Unglück so wollte, Jemand begegneten? Man kann nie vorsichtig genug sein."

Julie bedeckte ihr reich geschmücktes Haupt mit der schwarzen Kappe und der Landeshauptmann warf ihr den grauen Mantel über die Schultern, wodurch er die stralende Dame des Tages zu einer Nachteule verwandelte, denn einer solchen sah sie in dieser Verkleidung am ähnlichsten. Der Landeshauptmann nahm einen auf dem Tisch schon bereit stehenden Korb und sie gingen.

Ueber entlegene Treppen, Gänge und Zimmer führte sie der Landeshauptmann, um der Schloßwache auszuweichen, nach dem Flügel, wo die Gefangenen verwahrt wurden. Während sie in diese finstern Wohnungen hinabstiegen, fühlte Julie ihren Muth schwinden; sie athmete mit Mühe und lehnte ihren Kopf wider des Landeshauptmanns Schulter. Er schien das vorausgesehen zu haben, ließ sie auf eine Steinbank niedersitzen, gab ihr Riechholz, was er mit sich führte, und besprengte ihr Taschentuch mit wohlriechendem Wasser. Da es Juliens Gewohnheit nicht war, sich lange von den Gemüthsbewegungen beherrschen zu lassen, gegen die sie ihre Seelenkraft anwenden wollte, gewann sie bald ihre Fassung wieder und sagte: „Mir ist besser; sind wir bald an Ort und Stelle?"

„Sogleich!" antwortete er. Er verdoppelte seine Schritte und bald standen sie vor einer Thüre, welche er öffnete.

„Was gibts?" krächzte ihnen Lene mit ihrer scharfen und gellenden Stimme entgegen. „Es lautet gerade so, als wie sie die Anne hierher führten, die der Pfaffe später mit sich nahm. Habt Ihr denn schon wieder eine neue Hexe aufgegabelt?"

Julie sprang zurück. „Gott im Himmel!" flüsterte sie. „Könnte das vielleicht mein Schicksal sein?"

Der Landeshauptmann zog sie schnell hinaus in den Gang.

„Kommen Sie zu sich, mein Fräulein! Sie gefangen? Und in einer solchen Höhle? Wie kommen Sie dazu? Nein, diese Gefängnisse sind nur für das Gesindel."

Er ließ ihren Arm los, ging nach der Gefängnißthüre zurück, aber doch so, daß ihn Lene nicht sehen konnte und sagte deutlich, aber leise:

„Lene, durch einen glücklichen Zufall bietet sich Euch heute eine Aussicht zur Rettung dar. Seid klug und werft nicht thöricht diese Gelegenheit zur Hülfe von Euch, welche sich vielleicht nie mehr einstellt."

Julie, die sich inzwischen vollkommen erholt hatte, trat hinein, und Lene erkannte sie im ersten Augenblick wieder. Anfänglich gerieth die Hexe in heftigen Zorn, denn Juliens Bestellung des Gifttrankes, war ja die Ursache ihres ganzen Verderbens; und hätte nicht die Anrede des Landeshauptmanns sie zur Besinnung gebracht und ihr die Hoffnung eingeflößt, sie könne sich durch den Rang ihrer Mitschuldigen die Brücke bauen, auf welcher sie zu Leben und Freiheit überzugehen dachte, so wäre sie gewiß in Flüche und Drohungen ausgebrochen. Nun aber richtete sie sich auf, ging Julie entgegen, so weit die Kette in der Mauer reichte und sagte:

„Die Veranlassung, welche Sie hierher geführt hat, ist mir nicht unbekannt und vielleicht könnte ich, meiner Fesseln ungeachtet, Ihnen Aufklärungen geben, die Sie vergebens bei einer Andern suchen."

„Ich traue Euch!" entgegnete Julie und ein leises Beben durchschauerte sie. „Sonst hätte ich Euch nicht besucht. Sobald ich Euer Unglück erfuhr, beschloß ich, Euer Schicksal zu mildern. Ich schwur Euch Stillschweigen; jetzt ist es an Euch, mir dasselbe zu geloben, sofern Euch mein Besuch und die Hülfe, die ich Euch verschaffen will, von irgend einem wesentlichen Nutzen für Euch sein sollen. Ihr lächelt?"

„Darüber, daß Sie ein Weib meines Handwerks Schweigen lehren wollen. Wir sagen niemals irgend etwas Anderes, als wir gesagt haben wollen.“

Um die Verwirrung zu verbergen, welche sich Juliens hierbei bemächtigte, nahm sie den Korb hervor, den der Landeshauptmann getragen und sie bisher unter dem Mantel gehalten hatte. Einigermaßen verlegen sah sie sich um, wo sie ihn abstellen solle.

„Sie sehen selbst, in welche Höhle man mich geworfen hat, und mit welcher Grausamkeit man mich behandelt.“ — Ihre Stimme wollte dabei den Ausdruck der Klage annehmen, wurde aber bitter und ging beim Anblick von Juliens reicher Kleidung fast in Bosheit über; denn der Mantel war ihr entfallen. „Ha!“ dachte Lene, „Du bist frei und glücklich, und doch eben so verbrecherisch, als ich.“ Inzwischen trug sie die Ueberbleibsel ihrer dürftigen Mittagsmahlzeit, die neben ihrem Strohlager stand, weg auf einen Holzblock und Julie stellte nun ihren Korb dorthin. Beim Anblick seines üppigen Inhalts vergaß Lene für einen Augenblick ihr tiefes Elend. Mit der Gefräßigkeit eines hungrigen Thiers verschlang sie die Speisen, und ihre Augen glühten wie feurige Kohlen, als Julie ihr Kaffee einschenkte, den Trank, den sie nach dem Branntwein am liebsten hatte, und der jetzt in dem erbärmlichsten Hause nicht mehr entbehrt werden kann, damals aber den niedern Volksklassen gänzlich unbekannt und nur den vornehmen Damen und den Wahrsagerinnen vorbehalten war. Nachdem die Hexe auf diese Art ihre, durch das ungesunde Gefängniß aufgeriebenen Kräfte wieder gestärkt hatte, fragte Julie nach dem versprochenen Trank. Obschon Lene auf diese Frage vorbereitet war, machte sie dieselbe doch so wild, daß sie rief:

„Der verdammte Trank! Gerade wegen dieses Trankes . . .“

Blaß wie eine Leiche unterbrach sie Julie, die an ihren Eid dachte:

„Klagt mich nicht an; ich habe Euch nicht verrathen!“

Lene besann sich; sie sah alsbald ein, wie wichtig es für ihr Ansehen sei, nicht das Mindeste von ihrem, für eine Hexe so unverzeihlichen Mißgriff merken zu lassen. Sie beschloß ein Mährchen zusammen zu setzen:

„Und doch ist mein Eifer, Ihnen zu dienen, die Ursache meines Verderbens. Um den Trank recht kräftig zu bekommen, bedurfte ich der Hand eines Kindes. Das Kind ergriff in seiner Unkenntniß in den Kräutern fehl; aber es hat auch seine Bezahlung dafür bekommen.“

Es erforderte Juliens ganze Gewalt über sich selbst, um bei dieser Nachricht nicht zu Boden zu sinken. Gewaltsam bot sie alle ihre Kräfte auf, um ruhig zu scheinen, und gleichwohl konnte sie ihre Gemüthsbewegung nicht vollkommen vor Lene verbergen, die dieselbe jedoch Juliens Furcht vor dem Eide zuschrieb. Sie fügte darum schnell hinzu:

„Sie dürfen deßhalb nicht erschrecken, gnädiges Fräulein, Sie haben keinen Theil daran, der Trank war beinahe fertig, als man kam und mich verhaftete. Um nicht selbst verrathen zu werden, und, außer mir, noch Andere in Gefahr zu bringen, blieb mir keine andere Wahl, als ihn auszuschütten.“

„Und jetzt ist es unmöglich,“ hob Julie wieder an, „diesen Trank noch einmal zu bereiten?“

„Hier freilich. Wäre ich aber frei....“

„Ich will aufrichtig sein. Es ist mir unmöglich, Euch sogleich die Freiheit zu verschaffen; aber in Eurem Bekenntniß habt Ihr ein Kind beschuldigt?“

Bei dieser Frage fiel es wie Schuppen von Lenens Augen:

„Ja, es ist derselbe Knabe, der die Kräuter verwechselte.“

In Juliens ängstlichen Blicken las sie die Bestätigung ihrer Vermuthung, und jetzt war sie nicht länger mehr die eingesperrte Hexe. Sie sah im Geiste die

Fesseln von ihren Armen fallen und sich selbst reich und mächtig; das Gefängniß verschwand, und sie war wieder dieselbe gewaltige Seherin, die sie sich einmal zu sein träumte.

„Fräulein Julie! Lassen Sie uns nicht länger Versteckens mit einander spielen! Erinnern Sie sich vor zehn Jahren in Liefland an — Aurena Yrkull; ich bin dieselbe. Wenn Sie es mit einem Eid bekräftigen, daß Sie mir wieder die Freiheit oder einen Ausweg zur Flucht verschaffen, so will ich meine Worte so stellen, daß auch nicht die mindeste Verantwortung auf dem Knaben bleibt. Hätten Sie mir damals Ihr Vertrauen geschenkt, so wäre das Kind nicht ausgesetzt worden. — Will Julie versprechen, was ich verlangt habe?"

Sie verpflichtete sich mit den heiligsten Gelübden, Lenen die Freiheit zu verschaffen, und es ihr an Nichts fehlen zu lassen, so lange sie sich im Gefängniß befinde.

„Wohlan!" rief Lene, „so will ich Ihnen denn aus Dankbarkeit in diesem Gefängniß verschaffen, was Sie so sehr wünschen."

„Auf welche Art?" fragte Julie.

„Wollen Sie den Ring aufopfern, den sie am linken Mittelfinger tragen?"

„Großer Gott! er ist ein Andenken von meiner Mutter. Es sei!' rief sie entschlossen, „ich kann ihn nicht besser anwenden, als mir Rache an dem zu verschaffen, der sie vor der Zeit in's Grab stürzte." — Sie zog den Ring ab. — „Hier ist er. Was wollt Ihr thun?"

Lene hielt das kleine Symbol ewiger Treue gegen das Licht, und freute sich der Stralen, die es in der Dunkelheit umherwarf.

„Das ist ein kostbarer Stein; aber kostet's Etwas, dann schmeckt's nach Etwas, und zu den Reisekosten wird man wohl nicht viel weniger brauchen."

Sie zerbrach den Ring und wog den Stein in der Hand. — So war denn der Zweck von Juliens Besuch erreicht, und sie sehnte sich wieder aus dieser Höhle

hinaus. Um sich die Zeit zu vertreiben und der Unannehmlichkeit zu entgehen, dem Gefängniß und seiner noch unheimlicheren Bewohnerin eine ungetheilte Aufmerksamkeit zu schenken, beabsichtigte sie, sich von Lenen aus dem Kaffeesatz verkünden zu lassen, ob ihre Pläne gelingen würden; aber dieß konnte sie nicht mehr, denn die Angeln knarrten, und sie beeilte sich, die Ueberreste von Lenens Mahlzeit wieder in den Korb zu sammeln, Mantel und Kappe anzulegen, und Lenen noch einmal Rettung zu versprechen, worauf sie durch die offene Thüre verschwand. Das Klirren der Riegel, das Donnern der Vorlegestangen und das Gerassel der Schlüssel erregte dießmal nicht Lenens Zorn und Verzweiflung.

„Bald springen diese Pforten auch für mich auf," sagte sie, „und ich werde zwanzig Jahre in Reichthum und Ehre verleben!"

Nachdem der Landeshauptmann mit Julie zurückgekommen war, ging er, in Begleitung seines Kammerdieners, wie zufällig durch das Zimmer, wo er den alten Rask schlafend verlassen hatte. Der Kammerdiener stutzte bei diesem Anblick. Der Landeshauptmann erwähnte lächelnd, daß er dem Alten ein paar Gläser Wein gegeben habe. Der Kammerdiener wollte ihn wecken, aber der Landeshauptmann gab es nicht zu. „Laß den Alten schlafen, aber gib Acht, wenn er erwacht, und sag' es mir. Und hörst Du, ich will davon nicht gesprochen haben, verstehst Du."

Auf den Zehen schlichen sie sich hinaus.

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Der folgende Tag war zu einem neuen Verhör mit Lene und Anne bestimmt. Es war Erich angekündigt worden, daß er in der Stadt bleiben und sich theils als Zeuge, theils deßwegen einfinden solle, weil er das erste Verhör abgehalten habe. Um acht Uhr werde man sich versammeln. Zur besagten Stunde stand schon unser redliche Magister Erich im Vorzimmer des Konsistoriums, wohin die Angeklagten, mit Ketten belastet, schon gebracht worden waren. Sein Blick fiel zuerst auf Lene, deren Aussehen ihm heute doppelt widrig vorkam. Sie stand da mit aufgerichtetem Haupte; frech irrten ihre großen, wilden Augen an ihrem Opfer umher, das Gefängniß und Kummer fast unkenntlich gemacht hatten. Schöppen-Liese, die sich früher in körperlicher Stärke mit jedem gewöhnlichen Mann messen konnte, erschien niedergedrückt und zusammengefallen, ihr dickes, frisches Gesicht war weißgelb und die Haut hing aufgedunsen herab; tiefe Runzeln furchten ihre Stirne und ihre Augen waren roth, wie rohes Fleisch. Sie schluchzte konvulsivisch bei dem traurigen Anblick ihrer Schwestertochter, auf deren ausgezeichnet schönes Antlitz das Gefängniß seinen Stempel gedrückt hatte, und die jetzt umherstierte, als wollte sie sagen: was habe ich hier zu thun? Zuletzt richtete er seine Blicke auf Anne, die, obwohl die arme Alte weinte, während sie mit der größten Zärtlichkeit ihren kleinen, ebenfalls gegenwärtigen Pflegsohn betrachtete, doch durch die Ergebenheit und Demuth, welche über ihr ganzes Wesen ausgebreitet waren, Jedem Hoffnung und Trost einflößte. Er konnte nicht einmal einen vorwurfsvollen Blick auf Lene entdecken, während dagegen Liese beim Anblick der Hexe wild zitterte, als habe sie nicht übel Lust, sie in Stücke

zu reißen. Bei Erichs Anblick stillten sich Annens Thränen; sie schien Trost und Muth aus seiner Gegenwart zu schöpfen. Lenens Blicke hatten den Ausdruck der Bosheit eines wilden Thieres; denn sie haßte Niemand so bitter, als Erich. Ein Wachtmeister bat den Magister, einzutreten. Es wurde ihm schwer, zuvor nicht noch durch einen Blick mit seiner alten Anne reden zu können; aber um ihr nützlich zu sein, wollte er es vermeiden, parteiisch zu erscheinen. Er folgte dem Wachtmeister. Alle Konsistorialräthe hatten schon ihre Plätze eingenommen. Der Bischof thronte in seinem großen Lehnstuhl am obern Ende des Tisches und überschaute mit düsterm Blicke die Mitglieder seines Domkapitels, von denen mehrere mit schlecht verhehlter Neugierde das interessante Drama zu erwarten schienen, das jetzt vor ihnen aufgeführt werden sollte. Nachdem Erich mehrere Fragen über die Schuldigen beantwortet hatte, wurde ihm ein Platz an einem Fenster angewiesen, und der Bischof gab das Zeichen, daß die Verhandlung beginnen solle.

Anne, als die zuletzt Verhaftete, wurde zuerst hereingerufen. Der Bischof fragte sie nach ihrem Namen, Alter und Lebenslauf. Die Alte gab darüber so genau, wie möglich, Rechenschaft, und Erich, über die Wahrheit ihrer Aussage befragt, bestätigte diese. Sein Herz war nahe daran, vor Kummer zu brechen, indem er den Ausgang voraussah. Er las in den schadenfrohen Blicken des Gerichts das Verlangen zu tödten, und so groß war seine Liebe zur Wahrheit, daß es ihm unmöglich gewesen wäre, ihr zu einer Lüge zu rathen, wenn sie auch dadurch ihren Leib hätte retten können.

„Anne, habt Ihr in Verbindung mit dem Satan gestanden?“ fragte der Bischof.

„Ja, so gewiß mir Gott gnädig sein möge,“ antwortete sie, „aber der Magister ist mein Zeuge, wie tief ich mein Verbrechen bereut habe.“

„Ihre Worte stimmen durchaus mit der Wahrheit

überein," bezeugte Erich, „und ich muß hinzufügen, daß sie kaum einen Tag lang in den Banden ihrer unglückseligen Einbildung gefangen lag."

„Einbildung! Einbildung!" murmelte es laut im Saale, und die Mitglieder des Domkapitels drehten sich unruhig auf ihren Stühlen herum, während sie einander mit bedenklichen Mienen ansahen. Der Bischof warf einen scharfen, mißbilligenden Blick auf Erich, der fortfuhr:

„Das unnatürliche Bündniß, was sie, verführt von einem Abschaum des weiblichen Geschlechts" — er hatte die Absicht, zu sagen: einzugehen geglaubt, aber er hielt an sich, und sagte — „einging, hatte noch nicht volle vierundzwanzig Stunden gewährt, als sie mich bat, denn sie selbst lag krank, einige Gegenstände zu verbrennen, die sie von ihrer Verführerin erhalten hatte."

Der Aktuar fragte, wie das möglich sei, zu gleicher Zeit krank zu liegen und zum Geistlichen zu gehen. Nun blieb Erich nichts Anderes übrig, als umständlich zu erzählen, wie er von seiner alten Base erfahren, daß sie Anne geschlagen habe, wie ihm dieß leid gewesen, daß eine alte Dienstfrau, die seinen Eltern dreißig Jahre treu gedient habe, so mißhandelt werden solle, und daß er sich in Folge dessen, sowohl aus Menschenliebe, als durch seinen priesterlichen Beruf verpflichtet gefühlt habe, ihr einen Besuch zu machen.

„Das will sagen, sie habe schon früher in dem Ruf einer Hexe gestanden?" fiel ein Mitglied des Konsistoriums ein.

Zu allen Zeiten war es ein vergeblicher Versuch, die Richter von der Unschuld dessen zu überzeugen, den sie zum Tode bestimmt haben, und so verhielt es sich auch jetzt. Je weitläufiger Erich erzählte, wie Alles zugegangen sei, desto länger und argwöhnischer wurden alle Gesichter um den Tisch herum; und er hatte am Ende den Verdruß, in diesen Zügen deutlich zu lesen,

wie ihn die Richter, gerade wie die Bauern in seiner Gemeinde, beinahe zu sagen für einen Atheisten ansahen.

Auf den Wink des Bischofs wurde Anne hinausgeführt, und der Aktuar verlas ihr kurzes, aber für ihr Schicksal entscheidendes Eingeständniß. Mit einer Frechheit ohne Gleichen fuhr Lene heraus:

„Ich kann gar nicht begreifen, was ich Anne gethan habe, daß sie so schamlos lügen und mich unglücklich machen will. Mein einziges Vergehen ist, daß ich schon lange um ihren Umgang mit dem Satan wußte, und denselben um des seligen Pfarrers willen verschwieg," und nun fuhr sie mit einer ganz außerordentlichen Zungenfertigkeit fort: „Anne hat Menschen und Vieh verhext. — Das Gewitter hat eingeschlagen, wo Anne nur vorbeiging. — Johann oder Peter Pehrssohn, wie er gerade heißt, ist verrückt geworden, nur weil er bös darüber war, daß seine Frau Anne zu viel Essen gegeben hatte. Kurz, im ganzen Flecken ist Nichts vorgegangen, weder in der Luft, noch im Wasser, noch auf der Erde, woran Anne nicht Schuld war."

Anne wurde wieder hereingerufen. Die eben gemachten Aussagen von Lene wurden ihr vorgehalten und die arme Alte stand da, wie vom Donner gerührt.

„Herr Jesus!" rief sie endlich, „habe ich das Alles gethan? Gott sei mir gnädig; aber warum habe ich auch meinen Heiland vergessen?"

Diese Ausrufungen wurden als Fortsetzung ihrer Geständnisse zu Protokoll genommen.

Der Aktuar trug darauf an, daß mehrere Zeugen, und unter Andern auch Barbara, vorgerufen werden sollen. Darauf wurde Lene befragt, ob sie ihren früheren Eingeständnissen noch Etwas beizufügen habe?

„Ja, ich muß jedes Wort, was ich ausgesagt habe, widerrufen, weil ich unwahr und nur aus Furcht so geredet habe, der gnädige Bischof werde mich foltern lassen."

Als Erich dieß vernahm, trat er hervor und bat um's Wort. Der Bischof fragte ihn mit merklich scharfem Ausdruck:

„Gehört das, was der Vice-Pastor Magister Erich vorzubringen hat, direkt zur Sache? Im andern Fall kann ich nicht zugeben, daß die Verhandlung unterbrochen werde, sondern es hat der Vice-Pastor, wenn er sich dazu befugt findet, späterhin sein Anliegen vorzubringen."

Darauf wandte er sich zu Lene und fragte:

„Warum wollt Ihr Euer früher abgegebenes Geständniß wieder zurücknehmen und dadurch Eure Sache verschlimmern? Ihr seid ja auf frischer That ergriffen worden."

„Ach, gnädigster Herr Bischof, und doch bin ich so unschuldig, wie ein neugeborenes Kind, und der arme Knabe auch. Alles ist des Glöckners eigene Schuld, und ich will jetzt ohne Menschenfurcht die Wahrheit eingestehen. Die Sache verhält sich so: Ich war noch spät am Abend draußen, und als ich heimgehen wollte, kam ich an der Kirche vorbei. Da sah ich, daß die Kirchenthüre offen stand, und wunderte mich, wie das wohl zusammenhinge, und ob noch Jemand so spät darin sei, und so ging ich hinein. Kaum war ich hineingekommen, so hörte ich Leute reden, und plötzlich wurde die ganze Kirche erhellt. Da wollte ich mich aus Furcht fortschleichen — und das ist Alles. Dem kleinen Andres habe ich gar Nichts davon gesagt; aber ich kann mir schon denken, wie das zugegangen ist. Der Glöckner hatte gewiß vergessen, die Kirchenthüre zu verschließen, und deßhalb stack der Schlüssel; nachher schlug er den armen, unschuldigen Knaben, weil der ihn gestohlen haben sollte. Mag nun mit mir geschehen, was da wolle; aber niemals will ich das auf mich laden, daß ich auf ein unschuldiges Kind lügen sollte, um mich zu retten."

Die Mitglieder des Gerichts sahen aus, als ob sie

nicht wüßten, was sie hievon denken sollten; mit solcher Fertigkeit hatte Lene ihre Erzählung vorgebracht. Der Aktuar verlangte, daß der Knabe vorgeführt werde. Er wurde hereingebracht und zu großer Verwunderung von Allen stimmte die Aussage des Knaben ganz und gar mit der von Lene überein. Erich wurde in seinem Innersten bewegt, daß sie es wagte, den alten ehrlichen Glöckner einer so unverzeihlichen Versäumniß zu beschuldigen. Der Einzige, der einigermaßen den Zusammenhang ahnte, war der Bischof; aber wie oft mußte in der Zeit nicht fünf für gerade gelten! Es handelte sich jetzt nur darum, die Sache vor den Augen des Königs klar hinzustellen. Deßhalb ließ der Bischof diesen Punkt bis auf Weiteres beruhen. Schwerer schien es für Lene, sich wegen des Liebestrankes zu verantworten, welchen sie für die Christel bei der Schöppen-Liese bereitet hatte; denn die ehrliche Bäuerin blieb wörtlich bei ihrem ersten Geständniß, und verfluchte unter Thränen und Seufzern ihre Leichtgläubigkeit, indem sie noch weiter erklärte, daß es niemals ihre Absicht gewesen sei, Olle zu morden, daß ihr aber Lene vom Galgenberg einen Trank zu kochen versprochen habe, der ihn eben so verliebt in Christel machen werde, wie er es früher gewesen.

„Ich konnte den Kummer meiner Schwestertochter nicht mehr länger mitansehen, des Kindes, das ich auf die Welt kommen sah, dessen Pathe ich bin, und das ich immer bei mir gehabt habe; denn die Mutter starb im Wochenbett. Wie soll ich meiner Schwester verantwortlich sein, wenn wir uns wieder treffen, und sie ihre Tochter zurückfordert?"

Ihr Schluchzen erstickte sie fast; selbst die Richter fühlten Mitleid mit ihrem entsetzlichen Kummer. Lene läugnete keck, daß sie ihr einen Liebestrank gegeben habe, und fragte, wie sie das beweisen wolle. Während der ganzen Zeit stand Christel gefühllos für Alles da. Der Bischof fragte sie:

„Von wem bekamst Du den Trank, den Du Olle gabst?"

„Was ich Olle gab?" antwortete Christel. „Der Kopf gab mir hier die feinen Ketten als Brautgeschenk. Seht Ihr sie blinken! Hört Ihr sie klingen! Kling, klang, kling, klang! Morgen werde ich am Altare stehen!"

„Sie ist vom Teufel besessen!" schrie ein Mitglied des Gerichts. „Auf die Folter mit ihr!" und wie ein Echo tönte es von jedem Munde: „Auf die Folter mit ihr!"

„Gott im Himmel!" rief Erich, „die Unglückliche hat ja den Verstand verloren!"

„So ist es," fiel der Bischof ein, der fand, daß die Herren in ihrem Eifer weit genug gegangen seien; „sie muß wohl nicht recht bei Sinnen sein. Man soll einen Arzt herbeirufen."

„Herr Jes—" rief die Muhme klagend, „Christel, erkennst Du mich nicht?"

„Ja, Du warst es, die mir meinen Olle stehlen wollte; aber, siehst Du, der Kopf vereitelte es. Morgen steh' ich am Altare, und die Ketten läuten kling, klang, kling, klang; dann gibt's einen großen Schmaus."

„Wo?" fragte der Aktuar

„In der Hölle, das weiß ich; so sagte der Kopf!"

„Welcher Kopf?"

„Ein Kopf, das weiß ich. Hu, der war häßlich; Flammen in den Augen und Gluth im Munde!"

Dieß war das erste Mal, daß sie nach dem Tod ihres Olle einiges Gefühl verrieth; aber plötzlich, wie es gekommen, verschwand es auch wieder, und dieselbe Apathie, wie früher, bemächtigte sich ihrer. Erich war zu tief gerührt, um durch Fragen das Elend der Unglücklichen noch vergrößern zu wollen; der Bischof aber, dem es am Herzen lag, die Wahrheit aufzudecken, fragte:

„Der Kopf, von dem Du sprichst, saß wohl auf dem Galgen festgenagelt?"

„Auf dem Galgen? Hu! mein schöner Kopf auf dem Galgen? Das war eine alte Hexe, die das Ungewitter herbei rief.“

„War es nicht die alte Anne?“ fragte Lene mit gellender Stimme.

„Ja, ja, sie fuhr auf einem Besenstiel davon, um einen Schmaus für uns zu bestellen — und die Ketten die läuten kling, klang!“

„Nun wohl,“ sagte der älteste Assessor, „was brauchen wir noch mehr Beweise? Ist sie wahnsinnig, was ich fast glaube, so wissen wir wohl, daß Gott die Wahrheit durch die Narren an den Tag bringt. Wenn man Alles erwägt, so ist es wohl die alte Anne, die ihr den Trank gegeben hat, oder wenigstens dieses Verbrechens theilhaftig war. Die Folter wird das schon herausbringen.“

„Eine siebenzigjährige Greisin auf die Folter?“ fragte Erich mit sichtbarem Unwillen.

„Gerade deßhalb; eine solche darf nicht damit entschuldigt werden, daß sie ein Kind ist, was den Verstand angeht.“

„Herr Bischof, ich bitte mir es jetzt als eine Gnade aus, daß es mir erlaubt sein möge, für die vom Unglück niedergebeugte, arme Alte das Wort zu führen, um die Beschuldigungen der ehrvergessenen Lene zu widerlegen; und um dieß zu können, muß ich mit der Erzählung besser anfangen, was ich von ihr weiß. Vor ungefähr drei Jahren erschien diese Lene Mathsdotter in Kalbäck. Ich war damals noch auf der Akademie; aber bei meiner Rückkunft hörte ich von ihr, als von einer sehr dürftigen Person reden. Ein älterer Bauer nahm sie aus Gnade und Barmherzigkeit zu sich; die Hütte am Galgenberg, welche sie zuletzt bewohnte, lag auf des Bauern Grund und Boden; aber vor ihr hatte Niemand lange dort wohnen wollen. Bei seinem Tod miethete sie dieselbe von den Erben gegen einige Taglohnerarbeiten. Darauf machte sie, wie man sagt, eine Reise nach Stockholm,

und bei ihrer Rückkunft ließ sie sich dort häuslich nieder. Früher hatte man in unserer Gemeinde niemals weder von Blakullafahrten noch von andern dergleichen Thorheiten reden hören. Der geringe Aberglaube, an dem das Volk hing, war eher von einer gutmüthigen Art; man sprach von Elfen, Waldmännchen, Meerweibchen, Flußgeistern oder Kobolden, aber niemals vom Teufel. Dieß Weib war aber noch nicht lange in der Gegend, als sie sich in ihrem rechten Lichte zeigte. Sie fing damit an, wahrzusagen und entkommenes Vieh oder Sachen wieder zu verschaffen. Zu der Zeit, als ich meines Vaters Adjunkt wurde, war Lene bereits eine weit und breit bekannte und ausgezeichnete Person. Ich sprach mit meinem Vater über sie und zwar aus der Veranlassung, daß sie alle sieben Wochen zum Tische des Herrn ging und niemals den Gottesdienst versäumte, sich aber in der Zwischenzeit nur mit Wahrsagereien beschäftigte. Er behauptete gemerkt zu haben, daß sie nicht in dem niedern Stand geboren sei, für dessen Zugehörige sie sich ausgebe und glaubte, sie habe wegen irgend eines schweren Verbrechens aus der Heimat entfliehen müssen. Bald sprach man in der ganzen Gegend von Nichts, als von Hexereien und von den verschiedenen Arten Menschen und Vieh zu bezaubern; ja man glaubte sogar, der Wechsel der Witterung stehe unter dem Einfluß der Hexen. Ich beschwor meinen Vater den Versuch zu machen, Lene fortzuschaffen, die ich für die Ursache von all' diesem hielt; er beschloß auch, Nachforschungen anzustellen. Seine Kränklichkeit verhinderte diese und Lene blieb da. Jetzt fingen die Hexenprozesse im Nordland an und machten dem unter der Asche verborgenen Feuer Luft; doch war hier noch Niemand angeklagt worden. Da verbreitete sich das Gerücht, Lene vom Galgenberg könne hexen. Von Trauer und Bekümmerniß an dem Todbette meines Vaters niedergebeugt, trug ich dem Diakon auf, Lene zur Untersuchung zu ziehen; die Folgen dieser Verhandlung kenne ich nicht. Man mag aber die ganze Gemeinde zum

Zeugen aufrufen, ob vor dieser Zeit der alten Anne das Mindeste zur Last gelegt werden konnte, und ob sie nicht bei Allen beliebt war, was sie auch wegen ihrer ungeheuchelten Gottesfurcht, ihrer Frömmigkeit und Demuth wohl verdiente. Sollte wohl dieß bejahrte Weib von Gott und allen guten Engeln abgefallen sein, um sich auf einmal in den Abgrund zu stürzen! Nein, sie fiel als eine listig Betrogene; aber wie viele Menschen sind nicht auch in ihrem kräftigsten Alter schon gefallen, ohne sich so schnell wieder empor zu heben! Ich rufe Euch an im Namen des Himmels und der Menschlichkeit, urtheilt nicht zu hart über dieß gebrechliche Weib; betrachtet nicht allein ihre Fehler, sondern blickt auch auf ihre Reue! O, vergeßt nicht die Milde des Höchsten aller Richter, der verzeiht, wo er strafen könnte! Folgt seinem Vorbilde und erzeigt dieser Unglücklichen Gnade!"

Diese Rede war nicht so ganz wirkungslos. Die finstern Stirnen klärten sich auf, die Augenbraunen, die sich gerunzelt hatten bei den Ausdrücken, welche das Hexenregiment als Einbildung, Aberglaube und Wahrsagerei darzustellen beabsichtigten, glätteten sich wieder bei der Vergleichung des Mittlerberufes zwischen Gott und den Kapitularen. Der Bischof rühmte seinen Eifer in dem Versuch, eine alte Dienerin zu retten und bat ihn, überzeugt davon zu sein, daß diese väterliche Macht Alles dazu beitragen würde, loszusprechen statt zu verdammen. Die Abstimmung wurde aufgeschoben, bis noch mehr Beweise beigebracht seien, und die Angeklagten wieder in ihre Gefängnisse zurückgeführt. Wären Lenens Augen von derselben Wirkung, wie ihre Tränke gewesen, so hätte Erich den Saal nicht lebend verlassen; so giftig waren die Blicke, die sie nach ihm schleuderte.

Achtunddreißigstes Kapitel.

„Das ist mir unangenehm — hi, hi, hi! — Höchst unangenehm, als Zeuge in einer solchen Satansgeschichte vorgeladen zu sein," murmelte der Diakon Hakenselius vor sich hin, und schien wirklich in großer Verlegenheit zu sein, da er eine Vorladung erhalten hatte, sich beim nächsten Verhör, das mit Lene und Anne veranstaltet werden sollte, einzufinden. Unruhig ging er in seiner Stube auf und ab. Der Wortlaut der Vorladung kam ihm so sonderbar vor. Er durchlas das Schreiben von Neuem; der Angstschweiß lief ihm in großen Tropfen vom Gesichte herab. Das böse Gewissen sieht überall Gespenster; Worte und Sinn nahmen einen immer drohendern Ausdruck an; ja, selbst die Buchstaben schienen ihm unglückverkündend. Er warf sich in seine sogenannte Ruhe in Gott; aber er fand da keine Ruhe.

„Hat die verdammte Hexe vielleicht Etwas bekannt? Wenn man mich auch darauf hin nicht verurtheilen kann, so brächte es mich doch immer in's Gefängniß. — Was ist zu thun? Wie soll ich mich benehmen? — Wenn ich doch nur die Lene hier hätte, daß sie es mir vorher sagen könnte! Aber — hi, hi, hi! Was laufe ich da herum und zersinne mich? Ich habe ja das Schwarzkünstlerbuch! Und überdieß hat mir Lene gesagt und das ganz deutlich, daß mir Alles gelingen werde. Ich will doch nachsehen!"

Er befragte sein Orakel; dieß antwortete: „V e r l e i h t G o t t s e i n e n S e g e n, s o w i r d D e i n e R e i s e g l ü c k e n." Da stand der Herr Diakonus! „Gott schenke seinen Segen!" flüsterte er kaum hörbar. Kalter Schweiß überströmte ihn; das Buch zitterte wie ein Espenlaub in seiner Hand. So ein großer Schurke er auch war, diese Antwort schlug doch wie ein Blitz in sein Gewissen. Er drehte das Blatt nach allen Seiten, las es und las es wieder; es standen immer dieselben Worte darauf: Ver-

leiht Gott seinen Segen, so wird Deine Reise glücken.

Plötzlich rief er: „Da haben wir es, so ist es!" Sein Gesicht flammte, selbst das weiße Haar glühte, die Augen erhielten einen eigenen Glanz. Hätte ihn Magister Erich in diesem Augenblick gesehen, weiß der Himmel, ob seine Ueberzeugung nicht erschüttert worden wäre und ob er nicht in vollem Ernste geglaubt hätte, den Teufel leibhaftig vor sich zu erblicken. — „Ja!" sagte unser Diakon, „so ist es. Gott will seinen Hochmuth, seine Einbildung auf unnützes Wissen und seine Aufgeblasenheit gegen fromme, einfältige Männer strafen, die nur mit der Kraft des Geistes ausgerüstet sind." — Unwillkürlich warf er einen Blick hinter sich, aber er sah Niemand. — „Und noch dazu ist es ja hübsch, einen Freund in der Noth zu haben; es ist ja klar, daß Gott seine Hand nicht von mir abgezogen hat. Was ist wohl löblicher, als da, wo die eigenen Kräfte nicht ausreichen, Ochsen und Pferde zu brauchen? Und warum nicht einen Geist, wenn er auch citirt werden mußte . . . man soll sich mit dem Einen halten und den Andern nicht verachten. — Mußte man ihn zum Vice-Pastor machen und mich übergehen? Nein, es ist ein Gott gefälliges Werk, den zu stürzen, der sich selbst erhöht. Dadurch kann ja auch der Magister — hi, hi, hi! — das Eigenthum Gottes werden. Und dann mein kleines allerliebstes Kind! Mit Erich wäre sie nur in's Verderben gerannt; aber bei mir, o da soll ihr nichts abgehen. Welche Freude, wenn sie — hi, hi, hi! — beim Tanz der Braut den Kranz abnehmen! Wenn nur der Teufels-Tanz nicht wäre! Aber der wird dann wohl auch einmal ein Ende nehmen; die Braut wird zu Bette geleitet — ha! ich kann nicht mehr athmen, so froh bin ich! So wird's gehen — hi, hi, hi! — Bin ich je ein Narr gewesen, wenn ich auch mit den Allergescheidtesten gespielt habe? Und das bin ich auch jetzt nicht; es kommt nur darauf an, das Trumpf-Aß in Acht zu nehmen und die kleinen

Karten nicht zu verachten, mit denen man die großen herauslockt."

Jetzt hatte er endlich Ruhe in seinem Lehnsessel gefunden. Er bedachte sorgfältig, wie er seine Sachen einrichten müsse.

„So muß ich es anfangen!" rief er. „Ich werfe meinen Chorrock über und gehe hinauf zu dem hochgelehrten Herrn Magister und Vice-Pastor — hi, hi, hi! — Ich will schon aus ihm herausbringen, wie Alles zusammenhängt. — Aber was seh' ich? Kommt er nicht in eigener hoher Person dort über das Feld herunter? Nun sage Einer, ob nicht das Glück mit mir ist! Wahrhaftig, ich hätte nicht übel Lust, einen Krug Bier und eine Pfeife Taback an ihn zu wenden. Wie ist das nun Herr Magister? Bin ich auch nicht graduirt, so bin ich doch in die Schule gegangen. Wie sagte unser Magister in der Schule? **Odi puerulos praecocis sapientiae**, sagte er; das sage ich auch. Wir sollen uns daran halten, was wir in unserer Jugend gelernt haben. Wie war es bei den Alten? Die verzierten ihre Opfer mit Blumen; ich will bei dem meinigen Rauch anwenden."

Zu Ende dieses Monologes hatte er in seiner Stube sorgfältig aufgeräumt. — „Der Magister hatte alles Feine gern; deswegen scheint er sich auch heute mit ein Paar reinen Predigerkrägen in Unkosten versetzt zu haben — hi, hi, hi! — Wenn meine kleine Katharine mir einmal solche umbindet, die sie selbst waschen, stärken und bügeln wird: dann wischen Sie sich den Mund ab, Herr Magister!"

Magister Erich war schon auf der Treppe und der gottesfürchtige Ausdruck lag wieder auf dem Gesichte des Diakonus, der unter vielen Verbeugungen seinem jungen Mitbruder die Thüre öffnete, sich glücklich schätzte, daß Erich nicht, wie die meisten jungen Leute, einen einfachen und älteren Geistlichen über die Achsel ansehe — — und nach und nach Alles aus demselben herauslockte, was er wissen wollte.

Neununddreißigstes Kapitel.

In ihr Gefängniß zurückgeführt, stieß Lene, vor Wuth zitternd, die entsetzlichsten Verwünschungen über Erich aus, der ihre Pläne wieder durchkreuzt und, wie sie glaube, Annens Leben gerettet hatte; denn von Annens Untergang erwartete sie ihn ihrem verbrecherischen Aberglauben ihre eigne Rettung. Die Ankunft der vornehmen Dame, die Geheimnisse, welche sie kennen gelernt, erfüllten sie mit neuer Hoffnung auf einen für sie glücklichen Ausgang, wenn es ihr nur gelang, ihren unerbittlichen Meister zu versöhnen. Aber es ging ihr jetzt, wie es ihr seit der unglücklichen Walpurgisnacht, wo sie glaubte, der Teufel verschmähe es, sie zum Tanz aufzufordern, immer gegangen war; immer glaubte sie ihre Rettung greifen zu können, immer aber brach wieder ihre Hoffnung, wie Frühlingseis, und vom schäumenden Strande hinweg, wurde sie immer weiter hinaus auf ein unbekanntes Meer geschleudert.

Nachdem sie sich ein wenig erholt, kehrte sich der Aerger von Erich weg auf sie selbst, weil sie die Dummheit begangen, bei dem Verhöre noch Unverschämtheit zu zeigen; und während dieser Aerger abnahm, wuchs ihre Unruhe darüber, daß sie keinen Weg ausfindig zu machen wußte, wie sie, ohne Argwohn zu erwecken, sich eine Unterredung mit ihrem edlen Bundesverwandten, dem Diakonus, verschaffen solle; aber diese in Intriguen gewandte Weibsperson war deßhalb nicht lange im Unklaren. Sie spielte wieder die Reuevolle. Gegen den Gefängnißprediger, der sie besuchte, bezeugte sie die tiefste Verehrung und erbat es sich als eine Gnade, mit dem Geistlichen sich besprechen zu dürfen, der zuerst ihr in Sünden ersticktes Gewissen geweckt habe, mit dem Diakon Hakenselius. Der gefällige Gefängnißprediger, der bei einem

Mitbruder keine so eingewurzelte Bosheit des Herzens vermuthete, versprach ihr dieß. Er ging sogar in seinem Eifer, eine sündige Seele aus Satans Klauen zu reißen, so weit, daß er selbst nach Kalbäck hinauswanderte, um den Diakon zu bitten, dem Ersuchen des verbrecherischen Weibes zu willfahren, und sich an dem zum Verhör bestimmten Tage so frühe in der Stadt einzufinden, daß er die Unglückliche noch besuchen könne.

Mit Freude nahm der Diakonus den Vorschlag an, und schon frühe am Morgen des festgesetzten Tages befand er sich auf dem Wege nach Westeras, um mit unermüdlicher Thätigkeit seine kleinen, fein ausstudirten Teufeleien in's Werk zu setzen. Er hatte schon Einige in der Gemeinde vorbereitet; er hatte die später vorgeladenen Zeugen besucht und denselben den Rath ertheilt, sich um Gotteswillen durch keine Furcht verleiten zu lassen, Etwas zu verschweigen, sondern freimüthig ihr Zeugniß abzulegen. Er hatte sogar die einfältige Barbara dahin vermocht, um ihrer Seelenruhe willen und um Erich vom ewigen Verderben zu retten, zu einem der Konsistorialräthe, den er als äußerst bigott kannte, zu gehen, und demselben Alles zu klagen, was sie in Bezug auf Erich, Lene und Anne auf dem Herzen habe.

Froh über das Gelingen seiner Pläne, aber mit Betrübniß auf seiner Stirne, mit gesenkten Augenliedern, die doch kaum seine boshaften, lauernden Blicke zu bergen vermochten, zog er nach dem Gefängniß, ungefähr um dieselbe Morgenstunde, zu der, wenige Tage vorher, Erich zu Anne gegangen war, um sie zu trösten. Ein Unglück im Glück mag man es nennen, daß er sich nicht allein befand, sondern von dem wohlmeinenden Gefängnißprediger begleitet wurde, der theils zu eigner Auferbauung theils um sich zu belehren, wie man die wegen Hexerei Verhafteten zu behandeln habe, dem Besuche beiwohnen wollte. Beim Eintritt in Lenens Gefängniß ging der Diakon voraus und stellte sich mit dem Rücken gegen den Schein der Lampe, während der Gefängnißprediger einen be-

deutungsvollen Blick zuerst auf ihn und dann auf Lene warf, als wollte er sagen: „Hier ist der Mann, dessen Besuch Ihr Euch ausgebeten.“ Endlich erhob der Diakon feierlich seine Stimme:

„Lene Mathsdotter, Euer würdiger Seelsorger hier hat mich von Eurem Verlangen, mich zu sehen, unterrichtet. Was wünscht Ihr? Und ich, der ich mich der Rettung Eurer Seele so sicher hielt, muß Euch in dieser unglücklichen Lage sehen! Aber sprecht, vielleicht ist noch Rettung möglich.“

Lene hatte ihren Freund vollkommen verstanden. Sie warf sich heulend zu seinen Füßen und mit der kläglichsten Stimme winselte sie über ihre Sünden, über die Versuchungen des Teufels und seinen glühenden Stachel. Endlich bat sie, mit ihrem verehrten Lehrer allein reden zu dürfen. Der Diakon rieth ihr, zu bedeuten, daß auch der Gefängnißprediger ein Diener des Herrn sei, und daß sie deßhalb ihre Gewissensqual ohne Furcht und Rückhalt offenbaren solle.

„Ach, lieber Vater, das weiß wohl Niemand besser als ich, die ich mich an seinen Reden so erfreue; und doch — ach, wenn ich mit Ihnen allein reden dürfte.“

Der mitleidige Gefängnißprediger hatte kaum ihren Wunsch vernommen, als er den Gefangenwärter mit sich nahm und die Beiden allein ließ.

„Sind wir jetzt allein?“ fragte Lene. Der Diakon, der an der Thüre stand und hörte, wie sich die Abgetretenen entfernten, antwortete: „Ja — hi, hi, hi!“

„Wohlan, dann will ich Euch ein Geheimniß erzählen, das, klug angewandt, uns Alle glücklich machen kann.“

Nun erzählte sie den ganzen Hergang mit Julie. Sehr aufmerksam hörte der Diakon ihr zu und sah sogleich die Vortheile ein, welche man aus dieser Nachricht ziehen konnte. „Ich wagte es nicht, mit meinem Geheimniß allein zu bleiben,“ so schloß sie; „jetzt bin ich sicher, denn unser Schicksal ist unauflöslich verbunden.“

Plötzlich wechselte sie Stimme und Aussehen. Es war nicht mehr das weinende, reuevolle Weib; es war wieder eine Person, die zeigte, daß sie den Namen Hexe wohl verdiene.

„Welche Verwünschungen soll ich über das Haupt des Bösewichts ausstoßen, der Unglück über das meinige gebracht hat? Hätte mein Herr und Meister meine Beschwörungen nicht gehört, ich wäre verloren; jetzt aber bin, ich gerettet, da unsrer Beider Heil auf dem Fall dieses Elenden beruht, den Himmel und Hölle verwerfen müssen! Möge er sein Leben in Armuth dahin schleppen; möge gerade dort, wo er sein Glück zu finden glaubt, ihn das Verderben treffen; mögen seine Freunde ihn verrathen, seine Frau ihn betrügen, die Kinder, die er für die seinigen hält, Schimpf und Schande auf seinen Namen häufen, und möge er seinen Tod am Galgen finden! O, daß ich doch zehn Zungen hätte, um ihn genug verfluchen zu können! Aber wir werden gerächt werden; schon hat die Stunde der Rache geschlagen: hört!"

Der Diakon überlegte schnell; er sah ein, daß seine Sicherheit auf ihrer Verschwiegenheit beruhe, und es war keine leichte Sache, sich aus dieser kitzlichen Stellung zu ziehen. Zu seiner eigenen Rettung hätte er wohl Lust gehabt, sie mit eignen Händen zu erwürgen. Nun mußte er derjenigen schmeicheln, die er fürchtete und um so mehr fürchtete, weil er ihr wirklich übernatürliche Kenntnisse und, was ganz sicher war, einen ungewöhnlichen Scharfsinn zutraute. Das Einzige, was ihn tröstete, war, daß sie hier kein Mittel besaß, um ihre Prophezeihungen vorzunehmen. Bald wurde er jedoch dieses Trostes beraubt. Ohne sich über den zu irren, auf den sie ihre Flüche geschleudert, wollte er sich doch einige nähere Aufschlüsse verschaffen; aber es war nicht rathsam, einen Einwurf gegen ihre Behauptung zu wagen, daß sein Schicksal mit dem ihrigen zusammenhänge; er schlug daher einen Mittelweg ein und fragte:

„Aus welchem Grunde beruht mein Glück auf seinem Fall?“

„Aus dem einfachsten in der Welt; denn bekommt Ihr die Pfarrei nicht, so bekommt Ihr Katharine eben so wenig und, was noch mehr ist, Euer Leben beruht auf seinem Fall. Die armseligen Menschen meinen, sie hätten mir alle Mittel entzogen, die Zukunft vorherzusagen; aber seht, wie sie sich getäuscht!“

Sie zog ein Brett hervor, das sie von der Pritsche, welche zur Unterlage des Strohs diente, losgerissen hatte. Rund um dieß Brett hatte sie, mit einem scharfen Gelenk an ihren Fesseln, magische Figuren eingerissen und Erde, die sie vom Boden ihres Gefängnisses genommen und in einen Lumpen gewickelt auf dem Leibe getragen, hatte sie auf diese Art trocken wie Asche gemacht. Sie streute diese auf das Brett, schüttelte es und bat den Diakon, an sich selbst zu denken. Die Erde ordnete sich in mancherlei Figuren. Der Diakon wagte es, als Neuling in der Kunst, nicht die Bilder zu deuten; gleichwohl meinte er, sie sehen klar und vielversprechend aus.

„Ist es nicht, wie ich gesagt habe?“ fiel Lene ein. „Seht, wie Euch Gold und Ehre erwarten; und seht, was für mich daliegt. Komme ich glücklich aus dieser Ungelegenheit, so seht nur, welch klarer und heller Weg vor mir da liegt! Seht, mein Meister gestattet mir nicht blos zehn, er läßt mich zwanzig Jahre in Reichthum und Ansehen leben; aber zuerst muß hier der mächtige Mann aus dem Wege geschafft werden, dann hat es keine Noth. Und seht, was ich für Geld von dem Frauenzimmer da bekomme!“

Noch eine gute Weile setzte sie ihre Prophezeiungen über die glänzenden Vortheile für sie Beide fort, natürlich in Folge davon, daß sie seit Juliens Besuch von nichts Anderm als Ehre und Glück träumte. Das, was finster oder unglücklich erschien, sah sie nicht oder wollte es nicht sehen, und der Diakon war während der ganzen Zeit ihr aufmerksamer Zuhörer. Endlich erinnerte

er Lene daran, daß er gehen müsse, um keinen Argwohn zu erregen, bat sie, gutes Muths zu sein, „aber," fügte er hinzu, „sich zu stellen, als ob sie die tiefste Reue empfinde."

Der Gefängnißprediger hatte inzwischen mit sehr großer Ungeduld auf die Rückkunft des Diakons gewartet. Er betrachtete ihn aufmerksam, und konnte sich nicht enthalten zu sagen: „Es scheint mir fast, Herr Diakon, Sie bleiben zu lange."

„Ach, mein werther Freund!" antwortete dieser, „setzen Sie doch Ihre einflußreichen Besuche bei der Armen fort. Schon als Kind wurde sie verführt, und hatte Niemand, der sie auf Christi Wege führte. Sie ist besser, als Viele, die... die..."

„Was meinen Sie?"

„Was ich meine? Ich meine, daß bald die Stunde des jüngsten Gerichts schlagen könne! Gott sei uns gnädig und stehe uns bei!"

„Um alles in der Welt, was verstehen Sie darunter? Was ist vorgefallen?"

„Sie sind ein rechtschaffener junger Mann. Ich kann ohne Rückhalt reden. Kann ich mich auf Ihre Verschwiegenheit verlassen?"

Der Gefängnißprediger schien einigermaßen beleidigt.

Bester Magister," fuhr der Diakon fort, „mißdeuten Sie meine Worte nicht. Ich muß versichert sein, da es einen Freund angeht."

Der Magister war ganz Ohr.

„Was sagte Magister Erich, der Vice-Pastor in Kalbäck, beim Verhör? Ich habe Eins und das Andere gehört. Gebe Gott, daß meine Besorgniß ungegründet sei!"

„Freilich sprach er etwas frei; aber es schien mir grade nicht, als habe er ein Wort gegen die reine evangelische Lehre fallen lassen."

„Gott sei Lob! Gott sei Lob! daß er sich nach meinen Bitten gerichtet hat! Kenntnisse sind freilich

eine hübsche Sache; aber der Baum der Wissenschaft trägt verbotene Früchte. Weh dem, der zu tief hineinblickt! Man verläßt sich auf seine eigene Klugheit, geräth aber immer tiefer und tiefer in den Pfuhl, aus dem später keine Rückkehr mehr möglich. Gott sei uns gnädig!"

„Ich beschwöre Sie, mir zu sagen was vorgefallen ist?"

„Ich will hoffen, daß mein Vertrauen nicht mißbraucht wird. Wahrhaftig, wahrhaftig ich sage Ihnen, der unglückliche Magister Erich in Kalbäck glaubt weder an Gott noch an den Teufel."

„Was? Weder an Gott noch an den Teufel?"

„Und was noch schlimmer ist, er denkt so wenig an seinen priesterlichen Eid, daß er dergleichen Irrlehren vor dem Volke predigt."

Der Gefängnißprediger verrieth durch seine Geberden die höchste Bestürzung.

„Ja, Gott sei's geklagt! So ist es. Mit dem größten Widerwillen verlas er den auf Befehl Sr. königlichen Majestät ausgefertigten Hirtenbrief in Bezug auf die, wegen der unglücklichen Hexereien, welche sich immer mehr verbreiten, angeordneten Buß- und Bettage. Sie wissen wohl, daß er eine alte Base bei sich hat, die seit dem Tode seiner seligen Mutter die Haushaltung besorgt. Diese fromme Alte kam zu mir, um sich zu beklagen und sich Raths zu erholen, weil ihr kindlicher Glaube von ihm mit Hohn und Spott behandelt werde, unter dem Vorgeben es sei eine reine Unmöglichkeit, daß Jemand mit Beihülfe des Satans seinem Nächsten an Leib, Leben oder Gut Schaden zufügen könne. Die ältern Leute in der Gemeinde sind ernstlich besorgt; aber was können sie machen? Gott sei uns, sündigen Menschen, gnädig! Noch mehr: vor einigen Tagen sprach ich mit Barbara, und da erzählte sie mir den wahren Verlauf bei der Gefangennehmung der beiden Hexen. Sie wissen wohl, daß Lene zuerst arretirt wurde. Schon damals

wollte Barbara die alte Anne anklagen; aber Erich verbot ihr dieß unter den schrecklichsten Drohungen."

Der Gefängnißprediger stand wie versteinert.

„Ja, ja! Hütet Euch vor den Wölfen in Schafskleidern! steht in der heiligen Schrift. Aber ich will hoffen, daß sie mein Vertrauen auf keinerlei Weise mißbrauchen? Käme das herum, so wäre er verloren und mir damit nicht geholfen. Vielleicht kann eine kleine Zurechtweisung des Konsistoriums Alles wieder gut machen. Sie versprachen mir ja zu schweigen?"

Der Gefängnißprediger war stumm; aber so viel sah der Diakon, daß der Saamen in gutes Erdreich gefallen war. Sie trennten sich.

Mit dem größten Eifer wandte Hakenselius die Zeit zu dergleichen Geschäften an. Bei allen Geistlichen die er kannte, führte er, — wohl zu merken immer unter vier Augen und unter dem Versprechen zu schweigen — ganz dieselben Reden. Diese Gespräche, in Verbindung mit Barbara's Aussagen, verfehlten ihre Wirkung nicht. Erich und seine Klientin waren fast schon im Voraus verurtheilt.

Vierzigstes Kapitel.

Fenster, wie Gewitterwolken, versammelten sich die Mitglieder des Gerichts. Im Vorgemach standen die Schuldigen, die neuerdings vorgeladenen Zeugen, unter denen auch Barbara und eine Menge Zuschauer. Lene zeigte sich jetzt nicht, wie das letzte Mal. Sie hatte die Maske der Reue und der Heuchelei vorgenommen; gleichwohl konnte ein einigermaßen erfahrener Beschauer, aus ihren, für den Augenblick boshaften und wahnsinnigen

und dann eben so schnell wieder gesenkten Blicken, aus ihrer bisweilen gerunzelten Stirn und aus ihren zusammengekniffenen Fäusten, leicht sehen, weß Geistes Kind sie sei. Anne schien ruhig und vertrauensvoll; doch malte sich auf ihrem bleichen, gealterten Antlitz eine stille Trauer, so wie sich auf Lenens Gesicht ein nur mit der größten Mühe unterdrücktes Hohnlächeln zeigte, wenn sie die finstern und drohenden Blicke sah, und die giftigen, halblauten Bemerkungen hörte, mit welchen die, als Zeugen vorgeladenen Leute des Kirchspiels ihr entgegen kamen. Erich war noch nicht gegenwärtig. Einer von den alten Bekannten seines Vaters, der sich in einer kritischen Lage befand und seines Rathes und seines Beistandes bedurfte, hatte seine Zeit so in Anspruch genommen, daß, so gerne er auch der treuen Alten einige Trostesworte zuflüstern wollte, er sich dieß gleichwohl versagen mußte. Ebensowenig konnte er das feine Gewebe von Bosheit ahnen, womit der Diakon ihn und Anne umsponnen hatte, und daß derselbe auf den Sturz der letztern auch seinen Fall gründe. Freilich war ihm Hakenselius als ein Mann von gemeinem Charakter bekannt; aber eine so weit getriebene Bosheit und Hinterlist, wie sie hier gegen ihn auftrat, konnte er sich nicht vorstellen.

Der Diakon und der Gefängnißprediger, welche man wie eine Art Beichtväter ansah, wurden zuerst vorgerufen. Beide bezeugten Lenens reuevolle Gemüthsstimmung und ebenso, daß die Angeklagte leicht und frei den Namen der heiligen Dreieinigkeit ausgesprochen habe, was man für Hexen unmöglich hielt. Jetzt wurde Lene hereingebracht. Auf die Frage des Sprechers, ob sie ihr Bündniß mit dem Bösen eingestehe, antwortete sie nicht wie bei dem frühern Verhör, mit Frechheit, sondern still und ruhig, obwohl bestimmt: „Nein, das habe ich niemals gethan.“ — Der Gefängnißprediger wurde bleich vor Aerger über die Zweideutigkeit ihres Bekennt-

nisses. Des Bischofs Lippen kämpften mit einem sonderbaren Lächeln.

„Was?“ sprach der Aktuar streng; „steht Ihr nicht im Bunde mit dem Teufel? Ihr habt ja bekannt! Weib, verschlimmert Eure Sache nicht durch Halsstarrigkeit! Wollt Ihr Euer Eingeständniß zurück nehmen?“

„Das Geständniß, welches ich abgelegt habe, will ich gewiß nicht zurück nehmen,“ antwortete sie demüthig, „denn ich habe bekannt, daß ich eine große Sünderin sei, wie dieß auch die Wahrheit ist; aber nie habe ich Etwas davon gesagt, daß ich im Bunde mit dem Bösen stehe.“

Aller Augen wandten sich jetzt von der Hexe auf den Gefängnißprediger, der, von Verwirrung ergriffen, die Wahrheit von Lenens Aussage bestätigen mußte. Sie hatte wirklich obengenanntes Bündniß nie zugegeben. Der Diakon war froh darüber, dasselbe bezeugen zu können. Jetzt nahm der Bischof das Wort:

„Warum habt Ihr Euch denn mit Wahrsagereien abgegeben?“

„Gnädigster Herr Bischof, ich habe niemals Etwas gesagt oder gethan, was beweisen könnte, daß ich die Hülfe des Teufels in Anspruch genommen habe. In meiner großen Armuth fing ich an wahrzusagen, um mein Leben durchzubringen; aber das war ganz unschuldig, und ich rief dabei den Namen des Satans nicht an. Gleichwohl sehe ich jetzt ein, daß ich einen thörichten Erwerbszweig wählte; ich hätte lieber verhungern, als so Etwas thun müssen und das war die Sünde, welche ich vor dem Geistlichen Vater, dem Herrn Diakonus hier, abzubüßen wünschte.“

Der Bischof und Erich waren die einzigen, die einsahen, daß Lene dießmal die Wahrheit sprach, obschon dieß Eingeständniß, in Bezug auf sie und ihr übriges Leben eine Lüge war; aber wie sollten auch die Andern dieß begreifen und glauben?

Der Aktuar verlangte die Abhörung der neuen Zeugen, und Barbara wurde vorgerufen, um den Zeugeneid abzulegen. Erich hatte aus Gewissenhaftigkeit nicht weiter über dieß Zeugniß mit ihr reden wollen, als daß er sie gebeten hatte, sich jeder unnöthigen Schwätzerei zu enthalten. Wie schmerzlich wurde er deßhalb nicht jetzt überrascht! In Bezug auf Lene sagte sie aus, sie habe freilich davon gehört, dieselbe könne mehr als andere Leute; daß aber Anne eine arge Hexe sei, darauf wolle sie Leib und Leben wagen. Und jetzt tischte sie alle die ungereimten Mährchen auf, mit welchen sie früher Erich zur Last gefallen war. Auf die Frage, ob sie darüber nicht mit dem Vice-Pastor gesprochen habe, antwortete sie:

„Das habe ich gewollt; aber obwohl Erich mein Vetter ist, dessen Brod ich esse und obwohl er gewiß der beste Freund und der gefälligste Hausherr ist, den man auf der ganzen Welt finden kann, so fühle ich mich doch gedrungen die Wahrheit zu sagen: er glaubt an so Etwas gar nicht und hat mir in allem Ernste verboten, jemals von solchen Dummheiten zu reden. In meiner Angst nahm ich meine Zuflucht zu dem Diakon."

Bei diesen Worten fühlte derselbe sein böses Gewissen krampfhaft erschüttert. Er zitterte und erbleichte; denn wer konnte berechnen, wie weit die einfältige Alte in ihren Aussagen noch gehen werde? Aber er hatte einmal das Rad des Glückes erfaßt und die unbeständigste aller Gottheiten war ihm treu.

„Dieser Gottesmann," fuhr sie fort, „rieth mir und bat mich, um der Frömmigkeit seines Vaters willen, den Sohn nicht zu Schanden zu machen. Er sei noch so jung; Zeit und Nachdenken würden ihn noch von seinen Irrwegen zurückführen, und was er noch mehr sagte. Die Herren können gar nicht glauben, wie schön er seine Worte vorbrachte."

Jetzt kann man ohne Uebertreibung sagen, daß der Diakon dem Glücke in den Schoos gefallen war. Das Herz in der Brust hüpfte ihm vor Freude. Vor seiner

Einbildung schwebte Katharine und die Pfarrei, und in seinem Innersten gelobte er, am Tage seiner Einsetzung einen Thaler Silbermünze in den Klingenbeutel zu werfen.

Hatten sich schon die Mitglieder des Gerichts mit erbittertem Gemüth gegen Erich zusammen gefunden, wie sehr mußte diese Erbitterung sich nicht bei dem Zeugnisse Barbara's vermehren, und um wie viel schwerer mußte dieß Zeugniß selbst nicht dadurch in's Gewicht fallen, daß fast alle von Kalbäck vorgeladenen Bauern und ihre Weiber dieselbe Aussage machten! Grade als ob sie sich was verabredet hätten, behaupteten Alle, daß Annens frühere Frömmigkeit nur Heuchelei und Verstellung gewesen, und daß sie die ärgste Hexe sei, die man auf zehn Meilen im Umkreis finden könne, ja, daß sie schlimmere Unthaten verübt habe, als Lene selbst; daß sie fürchten, ihr Vice-Pastor, Magister Erich, sei ein Gottesläugner, und daß sie sich so Etwas nicht vorgestellt hätten, als sie den König baten, ihn zum Pfarrer zu ernennen.

Wie vernichtet stand Erich bei diesen Aeußerungen, die von der heimtückigsten Bosheit diktirt, und der rohesten Unkenntniß und Einfalt nachgeschwatzt wurden. Das Sonderbarste bei der Sache war wohl die Art, diese Verläumdungen vorzubringen. Er mußte selbst die Anklagen anhören, ohne Hoffnung, dieselben mit Erfolg widerlegen zu können; denn auf dem Antlitz der Richter las er, daß er bereits verurtheilt sei. Gleichwohl mußte er sich vertheidigen, und dieß geschah von ihm auf eine würdige, einfache und edle Weise; da er es aber unmöglich über sich gewinnen konnte, dem Aberglauben seiner Zeit zu huldigen, so diente seine Rede nur dazu, die Gemüther zu erbittern, und er hatte es nur dem Bischof, welcher seine Ueberzeugung theilte, zu danken, daß er nicht auf der Stelle suspendirt wurde. Der Eifer der Kapitularen, Erich zu stürzen, war so groß und nahm ihre Zeit so sehr in Anspruch, daß über Lene und Anne eigentlich nichts beschlossen werden konnte, sondern die Verhand-

lungen deßhalb bis auf Weiteres aufgeschoben werden mußten. Nur das Bekenntniß der Schöppen-Liese, und die Zeugenaussagen gegen sie wurden vorgelesen, und die Sache dem weltlichen Gericht überwiesen.

„Es kann," sagte der Bischof, „nicht anders kommen, als daß sie, sich selbst zur Strafe und Andern zur Warnung, enthauptet, und ihr Rumpf dann verbrannt wird; was aber das unglückliche, aberwitzige Mädchen betrifft so wollen wir es dabei bewenden lassen, daß man sie im Stadthospital verwahrt, bis endlich der Tod ihrem Leiden ein Ziel setzt."

Von Schmerz und Kummer tief ergriffen, schloß sich Erich auf seinem Zimmer ein. Keine vorwurfsvollen Klagen gegen die alte Barbara kamen über seine Lippen. Inzwischen schwebte er nicht länger darüber in Ungewißheit, wem es gelungen sei, ihn so listig zu umgarnen, und in Folge dessen drängte sich ihm noch ein Gedanke auf, den er immer zu unterdrücken gesucht hatte, weil er ihm zu ungereimt schien, der nämlich, daß der Diakon, welcher nun die Pfarrei in Aussicht hatte, auch mit ihm um seine Braut wetteifern wolle; denn so sehr er sich angestrengt, seine Liebe für Katharine zu verbergen, war es doch bisweilen vorgekommen, daß er nicht im Stande war, seine Augen zu bewachen, welche mit einem besondern Ausdruck immer an ihrer schönen Gestalt herum fuhren. Erich hatte diese lauernden Blicke oft aufgefangen, aber in Erwägung des Alters dieses Korydon, es nicht unterlassen können, darüber zu lachen. Jetzt erst war ihm der ganze Plan seines würdigen Amtsbruders klar. Für Katharinens Treue fürchtete er nicht, eben so wenig, daß ihre Eltern ihr Versprechen nicht halten würden; auch war er zu jung, um die Hoffnung aufzugeben, selbst wenn ihm die Pfarrei entginge, denn solche gab es ja in ganz Schweden. Sich aber verkannt und verfolgt zu sehen, Undank einzuerndten in demselben Augenblick, wo er bereit war, Blut und Leben für die Wohlfahrt der Menschen zu opfern; sehen zu müssen,

wie es der Niedrigkeit und Bosheit gelang, die edelsten Handlungen in ein falsches Licht zu stellen — das war zu viel für Erichs empfindliches Gemüth. Außerdem war dieses sein erstes wirkliches Unglück so mannichfach bitter, unverdient und unerwartet. Auch der Trost, nach Hause reisen zu können, wurde ihm entzogen; denn er hatte kaum das Gericht verlassen, als ihm der Pedell athemlos nachgerannt kam, mit dem Befehl, daß er sich um zwei Uhr Nachmittags vor dem Konsistorium einfinden solle. „O Gott!“ rief er aus, „was habe ich denn verbrochen?“

Zur bestimmten Zeit fand sich Erich vor dem bereits versammelten Domkapitel ein. Tiefe Betrübniß hatte sich auf des ehrwürdigen Bischofs Stirn gelagert.

„Vice-Pastor, Magister Erich Croning! Das einhellige Zeugniß der Bewohner Eures Kirchspiels hat uns gezwungen zusammen zu treten, um Eure Aufführung zu untersuchen. Wie kann ein Geistlicher unverständig genug sein, keine Nachsicht mit den Schwachen zu haben, sondern überall seine Weisheit auskramen zu wollen, ohne das Aergerniß zu bedenken, was dadurch gegeben wird, und die Verantwortung, die er dadurch auf sich ladet?“

„Unverstand?“ fiel ein Mitglied ein, „Unverstand? Nein, Freidenkerei ist es, Gottesläugnung!“

Ein Augenwink des Bischofs legte dem heftigen Redner Schweigen auf. Erich ergriff das Wort:

„Hochwürdigster Herr Bischof und hochwürdiges Domkapitel! Hätte ich mich eines solchen Fehlers schuldig gemacht, so wäre freilich keine Strafe dafür zu hart; aber ich nehme mir die Freiheit zu antworten: so verhält es sich nicht. Zu allen meinen Predigten habe ich noch die Konzepte; diese werden beweisen, daß ich niemals etwas Anderes, als die reine evangelische Lehre vorgetragen habe. In den Bauerngesellschaften, die ich besuchte, habe ich mich wohl gehütet, Worte und Gedanken, die das Fassungsvermögen meiner Zuhörer über-

stiegen, oder die von ihnen mißverstanden werden konnten, über meine Lippen kommen zu lassen. Habe ich einen Fehler begangen, so besteht er darin, daß ich eine alte unglückliche Frau retten wollte, von deren Reue und Gewissensqual ich Zeuge war. Und wenn ich es wagen dürfte, an das hochwürdige Konsistorium eine Frage zu richten, so wäre es die: Können unter diesen Anklagen wegen eines Bündnisses mit dem Teufel nicht manche von der Dummheit oder Bosheit erdichtet sein?"

„Das mag Alles ganz gut sein; aber glaubt Ihr nicht, daß die Macht des Teufels so groß sein könne, daß er seine Anhänger zu begünstigen vermag?"

„So groß also, daß Gott nicht mächtig genug sei, dieselbe zu hindern? Nein, das glaube ich wahrhaftig nicht; und ich bin überzeugt, daß eine aufgeklärte Geistlichkeit mich deßhalb keines Verbrechens zeihen kann!"

„Behauptet Ihr also, daß es eine reine Unmöglichkeit sei, ein Bündniß mit dem Teufel einzugehen?"

„Das thue ich gewiß nicht, und es ist auch nur der Mißbrauch mit diesem Glauben, gegen den ich eifere."

Diese beiden letztern Fragen waren von einem Mitglied des Konsistoriums gestellt worden, und der Bischof, der fürchtete, daß Erich, für welchen er eine väterliche Theilnahme hegte, mehr sagen werde, als er dürfe, fing an, den Angeklagten selbst zu examiniren, und unterbrach ihn, wenn er nahe daran war, in Eifer zu gerathen. Aber Alles dessen ungeachtet nahm jetzt die Verfolgung eine neue Gestalt an. Der Kapitular, den der Diakonus besucht hatte, und dem es ihm gelungen war, bedeutend gegen den unschuldigen Erich aufzuhetzen, ergriff jetzt heftig das Wort:

„Nach der Aussage des Magisters könnte man versucht sein zu glauben, daß derselbe seine besondern Gründe hatte, diese Hexenprozesse zu verwerfen, welche doch so nothwendig sind, um die über unser Land verhängte Sündenstrafe abzulenken. Man hat öftere Bei-

spiele, daß sich gelehrte Männer damit beschäftigt haben, Geister zu citiren und sie zu zwingen, ihnen unterthänig zu werden. Und im entgegengesetzten Fall, wie sollte man den an's Unglaubliche grenzenden Umstand erklären können, daß eine ganze Gemeinde einhellig sich einen Knaben von nur vierundzwanzig Jahren zum Pfarrer ausbittet?"

Erich konnte sich eines Lächelns nicht enthalten.

„Wenigstens," entgegnete er, „bin ich denn doch hübsch bei Zeiten im Stiche gelassen worden; denn Alle verrathen ja jetzt das heftigste Verlangen nach meinem Sturz."

So absurd die neue Anklage auch war, fand sie doch Gehör, und es ging am Ende so weit, daß Erich seinen Priestereid sammt dem Vater unser und dem Segen hersagen mußte, weil man sich darüber versichern wollte, daß er es im Stande und somit frei von dem Argwohn sei, im Bunde mit dem Bösen zu stehen.

Der Zorn band Erichs Zunge, er fühlte all sein Blut nach dem Herzen dringen, wovon auch seine außerordentliche Bläße Zeugniß ablegte. Alle Mitglieder fuhren von ihren Stühlen in die Höhe, bis das Zeichen des Bischofs wieder zur Ordnung rief. Er erkannte die Ursache von Erichs Schweigen, und redete ihn an:

„Magister Croning! Welcher Art Eure Gedanken auch sein mögen, so vergeßt nicht, daß das Konsistorium Euer höchstes Gericht ist und daß es Euch zukömmt, mit Unterwürfigkeit dessen Zurechtweisungen anzunehmen und die Antworten zu geben, welche man von Euch verlangt."

Diese Worte gaben Erich die Besinnung wieder.

„Wohlan," antwortete er, „so ungereimt diese neue Anklage und der dadurch hervorgerufene Beschluß auch sind, so will ich doch dem Verlangen nachkommen."

Der Bischof selbst sprach ihm den Eid vor, und mit lauter und deutlicher Stimme wiederholte Erich jede Silbe, worauf er auch die verlangten Gebete hersagte.

So hatte er sich denn wenigstens von der Anklage

gereinigt, mit dem Teufel im Bunde zu stehen. Aber die Rede kam wieder auf die Freidenkerei. So sehr ihn auch der Bischof zu schützen suchte, so passend Erich auch antwortete, so wurde doch der Beschluß gefaßt, die angesehensten Bauern in Kalbäck sollten eine durch das Gutachten des Konsistoriums unterstützte Bittschrift unterzeichnen, daß es, theils in Rücksicht auf die Jugend des geistlichen Magisters Erich Croning, theils weil er auf Abwege und Irrlehren gerathen sei, Sr. Majestät gefallen möge, die früher für ihn verlangte Pfarrei Kalbäck demselben nicht zu verleihen.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Zeipel, Carl von

Karl XI., Rabenius und der Hexenprozeß

Bd.: 1/4

Stuttgart (1846)

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LA 5429 -1/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11258847-7